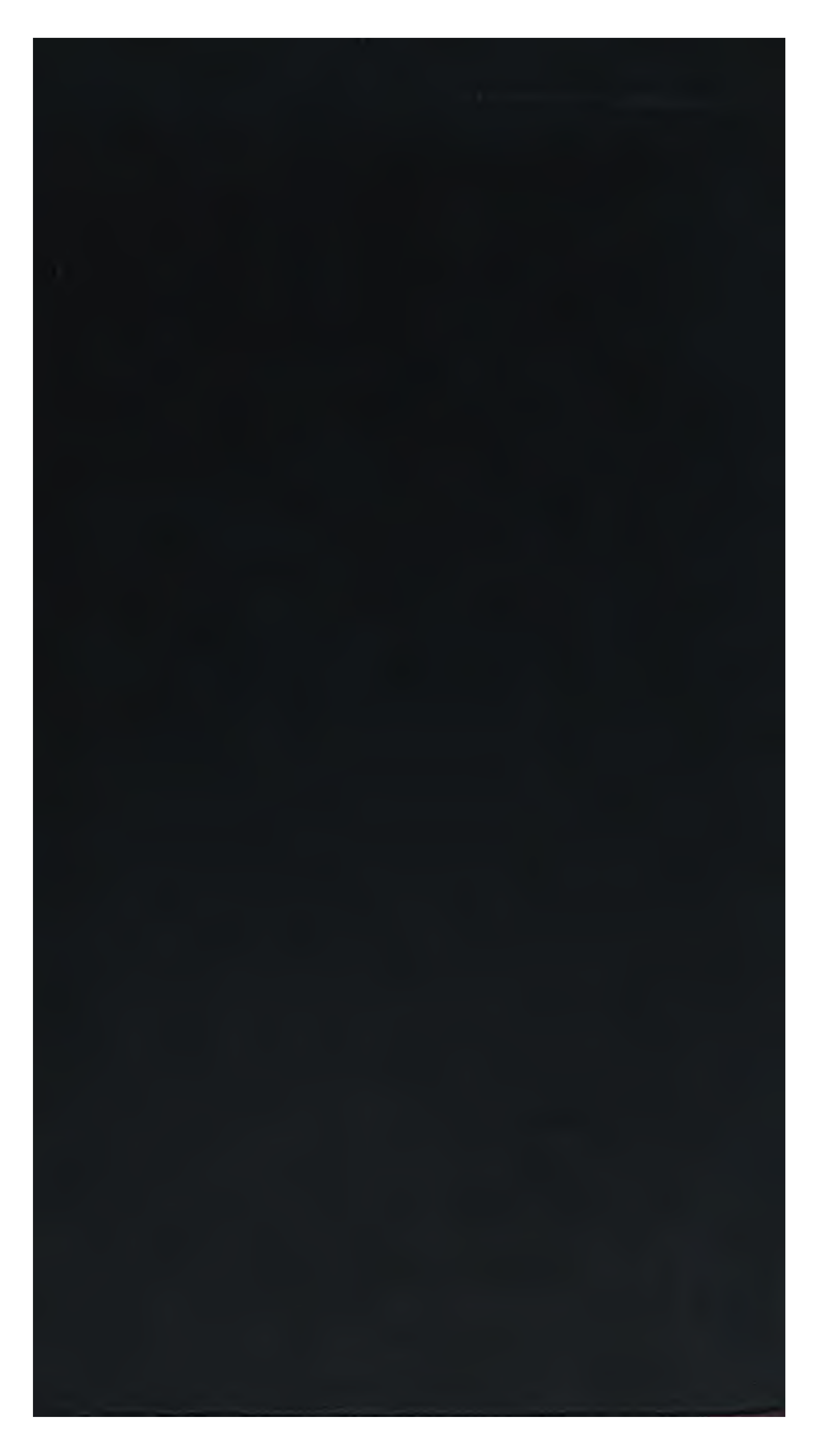

Google





DAS

CHRISTENTUM

IN DER

ALTDEUTSCHEN HELDENDICHTUNG.

VIER ABHANDLUNGEN

VON

ANTON E. SCHÖNBACH.



GRAZ.
LEUSCHNER & LUBENSKY'S
UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.
1897.

K. k. Universitäts-Buchdruckerei ‚Styria' in Graz.

SEINEN LIEBEN FREUNDEN

ADOLF BAUER UND WILHELM GURLITT

IN DANKBARER TREUE

ZUGEEIGNET

VOM VERFASSER.

VORWORT.

Daß ich die vorliegende Arbeit jetzt veröffentliche, ist durch die Unterbrechung veranlaßt worden, die meinem Studium der altsächsischen Bibeldichtung auferlegt ward, als die Berichte über die Kölner Philologenversammlung des Jahres 1895 das Erscheinen der Untersuchungen von Franz Jostes ankündigten. Zwar ist, wie sich begreift, sehr Vieles von dem, was ich hier den Fachgenossen unterbreite, bedeutend älteren Ursprunges und gehört überhaupt dem weiteren Bereiche von Forschungen an, durch welche ich mich bemühe, den Zusammenhang der altdeutschen Litteratur mit Lehre und Überlieferung der christlichen Kirche des Mittelalters zu verstehen.

Der Inhalt dieses Buches deckt sich nicht völlig mit den Versprechungen des Titels: es wird weniger und mehr geboten, als dieser erwarten läßt. Weniger, denn es sind nur vier Werke der mittelhochdeutschen Heldendichtung hier untersucht worden: Nibelungen, Klage Kudrun, Alpharts Tod. In der That hatte ich zuerst geplant, sämmtliche Gedichte des deutschen Heldenbuches, einschließlich der Rosengärten, in die Arbeit einzubeziehen, das Material liegt mir auch schon gesammelt und geordnet vor. Es ergab sich mir aber bereits bei 'Biterolf und Dietleib', daß dort Probleme behandelt werden mußten, denen nicht auszuweichen

war, die jedoch den Rahmen gänzlich gesprengt hätten, den ich für diese Untersuchungen vorgesehen hatte. Sollte das Buch nicht formlos werden, so mußte ich abschneiden, und ich habe das nach der vierten Abhandlung getan, mit einigem Rechte, wie ich glaube, weil die Gedichte, welche bis dahin erörtert sind, den Begriff der im engeren Sinne klassisch genannten altdeutschen Heldenpoesie ausmachen.

Es wird auch insoferne weniger geboten denn der Titel besagt, als nur die erwähnten mittelhochdeutschen Gedichte untersucht worden sind, nicht aber die Heldensage selbst. Den Einfluß des Christentumes auf diese schlage ich sehr hoch an und vermute ihn bei einer Menge von Umbildungen der Motive, welche die älteren nordischen Fassungen von den deutschen unterscheiden. Jetzt habe ich mir diese Aufgabe nicht gestellt, vielleicht daß ich sie später angreifen kann; will ich ja doch sonst die Abschnitte, die zur Zeit unerledigt bleiben mußten, an anderem Orte vorlegen.

Das Buch bringt auch mehr, als man von ihm verlangen wird, denn es erörtert das Verhältniß, in dem sich die Beobachtungen über die religiösen Stellen der Epen zu den Fragen nach deren Entstehung und litterarhistorischen Auffassung befinden. Sollte man meinen, daß dieser Seite des Problemes ein besonders großes Gewicht zugestanden sei, so müßte ich einen solchen Vorwurf — wofern es einer ist — als begründet anerkennen. Es schien mir wahrhaftig nicht möglich, das vielbestrittene Gebiet zu umgehen: die Sache litt es nicht. Nun werden ja die Ansichten, die sich auf diesen Blättern vorgetragen finden, manche der Fachgenossen etwas überraschen. Ich bin dazu ganz allmälig gelangt; jedesmal, wenn die Vorlesungen mir die Erklärung von Nibelungen

und Kudrun abverlangten, wies es sich, daß der inzwischen erworbene Zuwachs an Kenntniß und Einsicht auch meine Stellung zu diesen Hauptproblemen der deutschen Philologie verschoben hatte. Daß es mich sonderliche Kämpfe kostete, die Meinungen aufzugeben, an denen ich lange festgehalten hatte, darf ich nicht behaupten. Nicht auf einmal, sondern langsam, Stück um Stück, ist mir die alte Überzeugung zerbrochen und hat sich umgewandelt. Auch für das, was diese Schrift enthält, obzwar es natürlich mein bestes Wissen und Gewissen befasst, bringe ich keine Leidenschaft mehr auf. Vermag Jemand mit guten und stichhältigen Gründen die vorhandene Überlieferung der mittelhochdeutschen Heldendichtung auf andere Weise zu erklären und zu beurteilen als ich jetzt tue, so wird es mich keinerlei persönliches Opfer kosten, es zu glauben. Mein einziges Interesse geht dahin, die Dinge nüchtern und vorurteilslos anzusehen: sie liegen dann, wie mich die Erfahrung auf anderen Gebieten gelehrt hat, gemeinhin viel einfacher als sie oftmals scheinen.

Wolwollende Leser werden bemerken, daß die Richtung meines Versuches, die religiösen Stellen der behandelten Gedichte zu deuten, mit dem Betriebe meiner Studien seit mehr als zwei Jahrzehnten übereinstimmt. Schon während des einen Jahres, das ich als Schüler Karl Müllenhoffs in Berlin durchlebte (1871/2), habe ich in den unvergeßlichen Stunden des Zwiegesprächs mit dem Meister geltend gemacht, daß eine Geschichte des Wesens der deutschen Nation des Mittelalters, wie es in ihrer Poesie sich ausprägt, notwendig auch von der Seite des Christentumes, als des wichtigsten von Außen herangekommenen Principes des Glaubens, der Sittlichkeit und Bildung, angegriffen werden müßte.

Müllenhoff hat das zugestanden und mich ausdrücklic
ermahnt, diese Aufgabe zu übernehmen. Damals meint
ich freilich, ich würde einst eine Geschichte des ger
manischen Christentumes schreiben. Von solchen, fü
meine Kraft überkühnen Plänen bin ich längst zurück
gekommen; ich darf nur hoffen, im Kleinen und Ein
zelnen bescheidene Beiträge zur Lösung dieses gewaltiger
Problemes zu liefern. Und einen solchen biete ich mi
den folgenden Blättern dar: ihr Zweck ist erfüllt, wenn
sie dazu anregen, die Beziehungen des Christentumes
zur altdeutschen Heldendichtung genauer ins Auge zu
fassen, als bisher geschehen ist.

Graz, im Advent 1896.

Anton E. Schönbach.

ÜBERSICHT DES INHALTES.

I.

DIE NIBELUNGEN.

Die Formeln und Redewendungen religiösen Inhaltes verzeichne ich im Folgenden und zwar so, daß zuerst in Klammer die Ziffer des Liedes nach Lachmanns Ausgabe angeführt wird, dann folgen Strophe und Zeile der Stelle, cursiv gedruckt, wenn Lachmann sie als 'unecht' bezeichnet, endlich der Wortlaut. Lachmanns Ausgabe wird zu Grunde gelegt.

a. Bei der Begrüßung wird der Ankommende Gott empfohlen; nur einmal: (11) 1123, 2: *nu sîn gote willekomen dise degene* — sagt Hagen zu Rüedeger. Die gewöhnliche und häufige Formel ist: *nu sît willekomen,* vgl. die Tabelle bei Kettner, Zeitschr. f. d. Philol. 15, 230.

b. Viel öfter wird beim Abschiede der Schutz Gottes für den angerufen, der sich entfernt; am einfachsten sagt Gunther zu Etzel vor dem Schlafengehn (17^b) 1757, 1: *got lâze iuch wol geleben.* Kriemhild spricht zu Siegmund bei der Trennung nach Siegfrieds Tod (10) 1030, 1: *ir sult âne sorge got bevolhen varn.* — Siegfried sagt zu Gunther, bevor er nach den Nibelungen fährt (4) *449, 2: got müeze iwer êre die zît wol bewarn.* Etzel zu Rüedeger vor der Werbefahrt (11) *1094, 2: got sol iuch bewarn der reise an allen êren und ouch die vrouwen mîn.* Vor der Abreise der Burgunden ins Hunnenland heißt es (14) 1448, 2: *dô sprach dâ von Spîre ein alter bischof zuo der schœnen Uoten 'unser vriunde wellent varn gên der hôhzîte: got müeze sie dâ bewarn'.* Daß diese Formel mit *bewarn* stärker sei als die vorhergehenden, wie Kettner meint Zeitschr. f. d. Philol. 16, 144, kann ich nicht finden. Sie wird auch angewendet, um einen Abwesenden in Gottes Hut zu stellen

(13) *1366, 4: sie* (Brunhild) *bat diu marcgrâvinne* (Gotlind) *got von himele bewarn.* Am lebhaftesten heißt es beim Abschiede Siegfrieds von Kriemhilde vor der Jagd (8) *862, 2: got lâze mich dich, vrouwe, gesehen noch gesunt, und mich ouch dîniu ougen —.* Mit solchen Wünschen segnen sich auch die Helden selbst: (14) 1576, 1: *'nu müeze uns got behüeten', sprach dô Hagene.* (20) 2129, 1: *'nu müez uns got genâden', sprach der küene man* (Rüedeger). 2059, 3: *'nu lâz uns got von himele noch lieber zît geleben',* sagt Giselher. — Der Segenswunsch bildet auch eine höfliche Form der Ablehnung (5) *640, 3: got lâziu iwer erbe immer sælic sîn,* sagt Siegfried zu Gunther. — Gott wird überhaupt wünschend angerufen, dabei ist meistens *wellen* gebraucht: (9) *983, 4: ei wolde got der wâre, wær ez selber mir getân!* sagt Kriemhild. (11) 1110, 1: *'daz wolde got', sprach Götlint, 'möhte daz geschehen!'* (15[a]) 1638, 2: *daz wolde got von himele, daz er noch solde leben, der in dâ truoc en hende!* von Nudung. (18) 1878, 1: *'nu wolde got', sprach Dancwart, 'möht ich den boten hân —'.* — (20) 2042, 1: *'nune welle got von himele', sprach dô Gêrnôt,* 2114, 1: *'nune welle got von himele', sprach Gunther der degen.* 2120, 1: *'daz wolde got', sprach Rüedegêr.* 2124, 1: *'daz wolde got, hêr Gêrnot* — Rüedeger. 2132, 1: *'daz des got von himele ruochen wolde',* Hagen zu Rüedeger. 2142, 1: *'daz wolde got der rîche', sprach dô Rüedegêr.* 2182, 1 *dô sprach der helt von Berne: 'des sol niht wellen got'.* 2275, 1: *'daz enwelle got von himele', sprach dô Hagene.* — Nahe verwandt sind diesen Formeln die später zu verzeichnenden Wendungen, in denen der Hilfe Gottes gedacht wird. — Auch die Verwünschungen müssen hier erwähnt werden: (2) 297, 4: *'got lâze in nimmer mêre ze Tenemarke in daz lant',* sagt Liudegast von Siegfried. (9) 975, 4: *'got lâze in gelingen, als si umb uns gedienet hân',* Kriemhild zu Siegmund.

c. Die gebräuchlichste Formel des Dankes ist: *nu lôn iu got.* Sie findet sich 15mal, in der Regel füllt sie mit dem Namen des Angesprochenen den ersten Halbvers; dreimal (1717, 1. 1769, 1. 2136, 1) geschieht das mit Hilfe des Zusatzes *von himele.* Alle bedeutenden Personen der Dichtung gebrauchen sie, sogar Etzel 2102, 1, der damit natürlich aus der Rolle fällt; nur Brünhilde nicht. Die Fälle sind folgende: (2) 156, 1. (3) 302, 1. (6) *691, 1.* 733, 1. (7) 853, 1. (11) 1254, 1. (14) 1575, 1. (16[c]) 1717, 1. (17[b]) 1769, 1. (19) 1992, 1. (20) 2053, 1. 2102, 1. 2121, 1. 2136, 1. 2299, 4. Wenig verschieden davon ist (2) 248, 4 *'got lône mînen friunden'*, spricht Gunther. — Die Formel ist nicht alt und findet sich meines Wissens ganz selten in der geistlichen Poesie des 12. Jhs.

d. Zur Beteuerung wird Gott angerufen: (10) 1037, 2: *got weiz wol von himele, an Sîfrides tôt gewan ich nie schulde,* sagt Gernot. (20) 2204, 1: *dô sprach der küene Wolfhart: 'got weiz wol, hêr spilman —'*, 2279, 1: *dô sprach meister Hildebrant: 'got weiz wol, hêr Hagene —'*, Hieher zu zählen ist wol noch (20) 2308, 3: *'den schatz weiz nu niemen man got unde mîn'*, Hagens bekanntes Wort. Im Gegensatze zu der vorhergehenden ist diese Formel bei den geistlichen Dichtern sehr häufig, vgl. Kraus, Deutsche Gedichte des 12. Jhs., Anm. zu VIII. 14.

e. Ein formelhafter Ausdruck, der sich erst im klassischen Mittelhochdeutsch findet, ist *gotes arm;* ihn enthalten die Nibelungen dreimal: (10) 1020, 4: *dô sprach diu gotes arme 'des wære Kriemhilde nôt'.* (14) *1515, 4: der gotes arme priester muose lîden ungemach.* (20) 2090, 1: *'ôwê mich gotes armen'*, sagt Rüedeger. — Wenn (20) 2139, 4 Rüedeger *vater aller tugende* genannt wird, so mag dieser Ausdruck durch das Beiwort Gottes *Dominus virtutum* bestimmt sein, das sich in der Vulgata, besonders

beim Psalmisten findet (vgl. Max Rieger, Zeitschr. f. d. Altert. 10, 241). Auch in einem anderen Lobe Rüedegers (20) 2195, 4: '*fröude ellender diete*', spüre ich die Nachbildung eines liturgischen (*laetitia miserorum)* Ausdruckes, den die mittelalterlichen Kirchenschriftsteller oftmals gebrauchen.

f. Gottes Hilfe wird angerufen: (8) 936, 1: '*nu müeze got erbarmen daz ich ie gewan den suon*', spricht der sterbende Siegfried. (20) 2049, 3 '*ez mehte got derbarmen: wie sî wir alle vlorn!*', die Burgunden. — (11) *1187, 1: dô bat si got vil dicke füegen ir den rât* — Kriemhild. — Ein klagender Ausruf ist (20) 2090, 4: '*ôwê got von himele, daz michs niht wendet der tôt*', Rüedeger. — Daß man sein Leid Gott klage, wird ausdrücklich gesagt. Dietrich hört (15[b]) 1668, 2 alle Morgen: *klagen daz Etzelen wîp dem rîchen gote von himele des starken Sîfrides lîp*. Dancwart sagt (18) 1889, 3: '*iu und gote von himele klage ich unser nôt* —'. Hagen zu Rüedeger (20) 2137, 3 '*sul wir mit friunden strîten, daz sî got gekleit*'. Hagen in der überlangen Rede (17) 1793, 2: '*ir sult vil willeclîchen zuo der kirchen gân und klaget got dem rîchen sorge und iwer nôt*', damit ist also ein gemeinsames Gebet in der Kirche gemeint. — Diese Formeln berühren sich oft mit den unter *b* verzeichneten.

g. Gottes Wirksamkeit wird erbeten und dargestellt. (20) 2127, 2 sagt Rüedeger: '*gesende iuch got von hinne* —' (vgl. unter *b*) Siegfried zu Siegmund wegen des falschen Gerüchtes (7) 832, 3: '*gît uns got gelücke* —'. — Gott gebietet und verbietet: (20) 2033, 2: '*sô sol iu got gebieten daz ir friuntlîchen tuot*', Gernot zu Etzel. 2136, 4: '*sô sol daz got gebieten daz iwer tugent immer lebe*', Hagen zu Rüedeger. (11) 1158, 1: *dô sprach diu jâmers rîche* —. '*iu sol verbieten got* —', Kriemhild zu Gere. — (20) 2090, 3:

'triwen unde zühte, der got an mir gebôt', Rüedeger. Im Stile des höfischen Epos Volker zu Rüedeger, (15[a]) 1613, 2: *'vil rîcher marcgrâve, got hât an iu getân vil genædeclîchen, wan er iu hât gegeben ein wîp sô rehte schœne, dar zuo ein wünneclîchez leben.* — (20) 2163, 4: *'jâ wæn uns got hie langer niht ze lebene gan'*, Giselher. 2256, 3: *'sô hât mîn got vergezzen, ich armer Dietrîch* —'. Vgl. das Judaslied der Passionsspiele.

h. Die Seele im christlichen Sinne wird erwähnt: (10) 1043, 3: *und bat got den guoten sîner sêle phlegen,* Kriemhild von Siegfried. (20) 2087, 3: *'daz ich die sêle fliese, desn hân ich niht gesworn'*, Rüedeger. 2103, 1: *dô liez er an die wâge sêle unde lîp,* Rüedeger. — Von deutlichen Spuren christlicher Ethik führe ich an: (20) 2091, 1 sagt Rüedeger: *'swelhez ich nû lâze unt daz ander begân, sô hân ich bœslîche und vil übel getân'*, wendet sich aber allerdings sofort mit der nächsten Zeile wider zur Sittlichkeit der Welt. (Dagegen alsbald Dietrich 2258, 1: *'sît daz es mîn unsælde niht langer wolt entwesen'.)* — Die Ermahnung Gunthers an Rumold (14) 1459, 3: *'swen du sehest weinen, dem trœste sînen lîp'* erinnert an Eccli. 7, 38: non desis plorantibus in consolatione, et cum lugentibus ambula; vgl. Rom. 12, 15. — Bei der Verlobung von Gotlindes Tochter mit Giselher (15[a]) *1618, 1* heißt es: *swaz sich sol füegen, wer mac daz understân?* das ist kaum etwas anderes als eine Variante des Spruches in den älteren kirchlichen Trauformeln: quod Deus conjunxit, homo non separet. Matth. 19, 6. — Und wenn die bösen Hunnen sagen (20) 2069' 2: *'daz wir dâ suln verenden, nu tuon bizîte daz* —', so ist das mehr als ein bloßer Anklang an das auch im heutigen Sprachschatze befindliche Herrenwort zu Judas (Joann. 31, 27): quod facis (im Mittelalter gewöhnlich: *facere vis)*, fac citius.

i. In Verwünschungsformeln wird der Teufel aus dem Sinne der christlichen Überlieferung citiert. (2) 215, 4 sagt Liudger von Siegfried; '*in hât der übel tiufel her zen Sahsen gesant*'. Hagen von Brünhilde (4) *417, 4* : '*der ir dâ gert — diu ist des tiuvels wîp*'; *426, 4:* '*jâ sol si in der helle sîn des übelen tiuvels brût*'. Aus dem Munde des Dichters (13) *1334, 1: ich wæne der übel vâlant Kriemhilt daz geriet.* — Hagen sagt zu Dancwart (18) *1892, 4:* '*in erner der übel tiuvel*' — und von Irinc (19) 1988, 2: '*dich envride der tievel —*'. Dietrich (20) 2182, 2: '*daz wær ein starkiu râche unde ouch des tievels spot*'.— Auch Menschen werden als Teufel bezeichnet: Kriemhilt heißt *vâlandinne* (17[a]) 1686, 4. (20) 2308, 4. Hildebrand sagt zu Dietrich von Hagen (20) 2248, 4: '*mit mînem lebne ich kûme dem tievel entran*'; dagegen stilwidrig Etzel von Volker (18) *1938, 4:* '*ich dankes mîme heile daz ich dem tievel entran*'. — Volker sagt zu Kriemhilde (20) 2167, 3: '— *sô het ir tievellîchen an Rüedegêr gelogen*'; der Teufel ist der Vater der Lüge nach dem Herrenworte Joann. 8, 44. — (17[a]) 1682, 1 Hagen zu Kriemhild: '*ich bringe iu den tiuvel* =' 4 *des enbringe ich iu nieht*'.

k. Christen und Heiden werden unterschieden, aber formelhaft zusammengenommen: (12) 1274, 4: *under kristen unde heiden;* 1275, 2: *kristenlîcher orden unt ouch der heiden ê* (vgl. Lachmann, Anm. zu 34, 4); 1278, 3: *von kristen und von heiden manege wîte schare;* 1293, 4: *daz tâten cristen helde und ouch die heiden nâch ir siten.* Vgl. Henning, Nibelungenstudien S. 92 f. Die Heiden sind natürlich die Hunnen und mehrere der ihnen unterworfenen Völker. Etzel ist Heide und dieser Umstand veranlaßt mancherlei Erwägungen. Er selbst sagt vor der Werbung um Kriemhild darüber (11) *1085, 2: sîd ich bin heiden und des toufes niht hân? sô ist diu vrouwe kristen: des enlobet siz niht.*

Andererseits überlegt Kriemhilt (11) *1188: si gedâhte in ir sinne 'und sol ich mînen lîp geben eime heiden, (ich bin ein cristen wîp) des muoz ich zer werlte immer schande hân. gît er mir alliu rîche, ez ist von mir ungetân'*. Deßhalb sagt sie zu Rüedeger (11) *1201, 2: — 'het ich daz vernomen daz er niht wære ein heiden, sô wær ich gerne komen swar er hete willen, und næme in zeinem man'*. Und Rüedeger erwidert *1202, 1: 'er hât sô vil der recken in kristenlîcher ê, daz iu bî dem künige nimmer wirdet wê.* In der That findet (17) *1788* ff. christlicher Gottesdienst bei Etzel statt und es fällt Niemandem auf. Wenn aber Rüedeger noch hinzufügt *1202, 3: waz ob ir daz verdienet daz er toufet sînen lîp?* so regt er damit Hoffnungen an, die sich später nicht erfüllen. Denn (13) *1335, 1* macht sie es in Gedanken Hagen und Gunther zum besondern Vorwurf, daß sie von ihnen zu der Ehe mit einem Heiden gezwungen wurde: *ez lac ir an dem herzen spât unde vruo, wie man si âne schulde bræhte dar zuo, daz si muose minnen einen heidenischen man.* — Diese Erörterungen verstehen sich, wenn man bedenkt, daß erst im Decretum Gratiani vor der Mitte des 12. Jahrhunderts das Gewohnheitsrecht festgelegt wurde, die Ehe zwischen Getauften und Ungetauften sei an sich null und nichtig: Causa XXVIII, Quaestio I (Migne 187, 1413 B): quod autem inter infideles conjugium non sit, multis auctoritatibus probatur. Dagegen citiert Gratian sofort 1 Cor. 7, 12 f.: si quis frater uxorem habet infidelem, et haec consenserit habitare cum illo, non dimittat illam, et si qua mulier habet virum infidelem, et hic consentit habitare cum illa, non dimittat virum. sanctificatus est enim vir infidelis per mulierem fidelem, et sanctificata est mulier infidelis per virum fidelem. Demnach ist es begreiflich, daß die Ansicht des Volkes, wie sie in der Poesie sich

ausspricht, um die Wende des 12. und 13. Jahrhundert noch über die Statthaftigkeit der Ehe zwischen eine Christin und einem Heiden in Zweifel sein konnte. — Kriem hildens Widerstreben drückt entschieden eine Meinung des Volkes aus; dagegen hätte der im Epos gleichfalls als Christ aufgefaßte Rüedeger für seine ausgesprochene Hoffnung auf Etzels Taufe das Cap. VIII derselben Quaestio bei Gratian anführen können, wo es nach Augustinus heißt (Migne 187, 1418 B): sic ad lucrandos conjuges et filios Christo etiam exemplis, quae jam provenerant, videtur hortatus (Apostolus). — non enim propter vinculum cum talibus conjugale servandum, sed ut acquirantur Christo, recedi ab infidelibus conjugibus Apostolus vetat. Vgl. das nächste Cap. X: ab infidelibus conjugibus licet recedere, sed non expedit. Hinwiderum halten die Cap. X—XVII an der Unerlaubtheit der Ehe zwischen Getauften und Ungetauften fest, Cap. XV: fideles infidelibus non sint conjugio copulandi. Immerhin wird man schon damals in der Volksauffassung unterschieden haben, ob eine solche Ehe überhaupt einzugehen oder ob eine bereits eingegangene aufzulösen sei. 'Weil das Hinderniß der cultus disparitas auf dem positiven Rechte beruht, so kann der Papst, was aber nur selten und aus dringenden Gründen geschieht, Dispens gewähren'. Bellesheim im Kirchenlexikon [2] 4, 208. — Über die Strophen *1788* ff., in denen vom Kirchgang der Christen und Heiden die Rede ist, später.

l. Die äußeren Dinge des Kirchenwesens kommen an verschiedenen Stellen der Nibelungen vor. Kirchliche Bestimmungen der Zeit finden sich nur selten; Feste fallen zu Pfingsten wie im höfischen Epos: (3) 270, 1: *an einem pfinkstenmorgen* bekommt Siegfried Kriemhilden zu sehen; Etzels Vermählung mit Kriemhild findet kaum

absichtslos (12) 1305, 1 gleichfalls an einem *phinxtac* statt. Das Turnierspiel, bei welchem der Anblick der kämpfenden Helden den Streit der Königinnen hervorruft, wird (6) 757, 1 *vor einer vesperzîte* abgehalten, worunter nicht die kanonische Hore, sondern die Zeit des nachmittäglichen Gottesdienstes zu verstehen ist; die Stunde für diesen war nach Gegend und Jahreszeit verschieden, zwischen 2 und 5 Uhr Nachmittags, vorher gab es das Spiel. — Das Gotteshaus wird als *kirche* schlechtweg bezeichnet: (3) 298, 3. (6) 770, 4. (9) 948, 1. (10) *1042, 4.* (17) 1789, 3. Häufiger findet sich *münster,* das eine größere Kirche bedeutet, die entweder mit der Residenz des Bischofes oder einem Stifte von Kanonikern oder einem Kloster verbunden ist. Es gibt ein *münster* zu Xanten (1) *33, 1;* zu Worms (3) 299, 1. 301, 1. (5) 594, 3. (6) 755, 1. 3. 773, 3, *776, 3.* 778, 1. 781, 1. 786, 2. 788, 1. (7) *814, 2.* (9) 946, 1. 980, 2. *981, 1. 989, 2.* 993, 1. 1002, 2. 1004, 3. (10) 1042, 1; auf der Etzelburg zu Altofen (Zeitschr. f. d. Altert. 12, 432 ff.) und zwar (17) *1788, 3.* 1795, 1. 1797, 2. *tuom,* Dom, kommt nur einmal vor (6) 754, 2. Der befestigte Raum um die Kirche heißt *vrîthof* (17) 1795, 2 oder *kirchhof* (9) 1002, 2, in C auch 1795, 2. Vor dem Münster ist ein freier Raum, in dem die Vornehmen vom Pferde steigen (6) 755, 1: *si stuonden vor dem münster nider ûf daz gras.* Hagen läßt die Burgunden auf dem *vrônen vrîthove* vor der Kirche halten, damit sie sich nicht zerstreuen (17) 1795, 2. Dort versammeln sich die Kirchgänger und warten vor und nach dem Gottesdienste, vgl. die Stellen mit *münster.* Auf diesem freien Platz kann auch ein Turnier abgehalten werden (7) *814, 2: hey waz man starker schefte vor dem münster brach.* — Glocken läuten zum Gottesdienst (6) 754, 2: *man hôrte dâ zem tuome maneger gloken klanc;* (9)

946, 1: *man lûte dâ ze dem münster nâch gewoneheit;* besonders bei Siegfrieds Begräbniß (9) *981, 1: dô sin zem münster brâhten, wie vil dâ gloken klanc.* — An Klöster werden Schenkungen von Ländereien oder Landrenten vergabt durch Kriemhild nach Siegfrieds Tode (9) 1001, 1. Besonders reich stattet in C Ute das Hauskloster der Burgundenkönige zu Lorsch aus 1082, 5 ff. In Passau steht ein Kloster (11) 1235, 3: *dâ noch ein clôster stât;* da es in Passau seit alter Zeit verschiedene Klöster gab, so ist schwerlich an ein einzelnes besonders zu denken. — Bischof Piligrim von Passau kommt bekanntlich vor in den Strophen *1236. 8. 9. 1252. 1270. 1368. 1435. 1568.* Merkwürdig ist die Strophe (14) 1448, wo es beim Abzuge der Burgunden ins Hunnenland heißt: *dô sprach dâ von Spîre ein alter bischof zuo der schœnen Uoten: 'unser vriunde wellent varn gên der hôhzîte; got müeze sie dâ bewarn'*. Lachmann meint, Über die ursprüngl. Gestalt der Nib. Noth S. 30 (Kl. Schr. 1, 21): 'Der eigentliche Sinn dieser Stelle ist unverständlich; doch läßt sich vermuten, daß der alte Bischof von Speier, der nicht weiter vorkommt, Unglück ahnte und sie warnen wollte. — Es ist wol erlaubt anzunehmen, daß wir hier nur ein Bruchstück, einen halbverlornen Nachklang des alten Liedes haben, zumal wenn sich dieß noch von anderen Stellen zeigen ließe'. Und Anm. S. 189 sagt er: 'Der Sinn dieser Strophe würde nicht dunkel scheinen, wenn man nicht auch hier gleiche Ausführlichkeit erwartete wie im Folgenden, das sie aber erst durch allerlei Zusätze erhalten hat, welche bei genauerer Betrachtung als störend erscheinen und sogar den eigentlichen Gedanken des Liedes verstecken: denn es will nur die Ahnungen und die Vorzeichen des unseligen Ausganges darstellen, einen der erweislich ältesten Theile der Sage von Günthers Untergange'.

Henning Nibelungenstudien S. 125 spricht sich nicht weiter über die Strophe aus. Dagegen erörtert sie Kettner eingehender, Zeitschr. f. d. Philol. 17, 145 f., und meint, sie habe nichts altertümliches, nur etwas sonderbares, weil darin plötzlich ein Bischof von Speier erscheine, der nachher nie wieder vorkomme, und scheidet sie als unpassenden Zusatz aus, den er dem 'jüngeren Dichter' anrechnet. Jedesfalls scheint mir Eines beachtenswert: von 1200—1224 war Konrad von Scharfenberg Bischof von Speier, seit 1211 auch Bischof von Metz. Dieser bedeutende Mann (vgl. über ihn Bienemann, Konr. v. Scharfenberg, Straßburg 1887) war schon 1186 Propst von Sct. Germanus zu Speier, 1196 Domdechant zu Speier, 1198 Protonotarius der Reichskanzlei unter König Philipp, gieng 1208 zu Otto IV. über, bei dem er Kanzler wurde, was er nach seinem Übertritte zu Friedrich II. auch bis zu seinem Tode blieb. Vgl. Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre 1, 419 ff. Er muß seiner ganzen Laufbahn gemäß im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, besonders nach mittelalterlichen Begriffen (vgl. mein Buch, Über Hartmann v. Aue S. 461) ein alter Mann gewesen sein, im zweiten Jahrzehnt natürlich noch mehr. Ist er in der Strophe gemeint, so gewinnen wir für diese in dem Jahre 1200 einen Zeitpunkt, vor dem sie nicht verfaßt sein konnte, im Jahre 1224 einen Termin, nach dem sie nicht mehr entstehen mochte. — Ein *priester* (14), 1515, 4 kommt nur in der Person des Kaplans der Burgundenkönige vor (14) *1482, 3,* dann *1525, 3. 1529, 3,* dessen Rettung aus den Fluten der Donau *1514–1520* beschrieben wird (vgl. noch 1523, 5 ff. in *Hd)*. Nach der Darstellung des Gedichtes ist hier keineswegs der vornehme Hofgeistliche gemeint, der sonst *capellanus* eines königlichen Hauses heißt (vgl. Du Cange 2, 118 f.), sondern ein

einfacher Priester. Die Vorstellung des Dichters schließt sich damit an den Sprachgebrauch des 12. und 13. Jahrhunderts, der bereits *capellani* im heutigen Sinne kennt, d. h. Hilfspriester, die in einzelnen Kapellen, oder bei größeren Kirchen für Seelsorge oder Chordienst angestellt werden. Vgl. Kirchenlexikon [2] 7, 117 ff., bes. 119. Die liturgischen Gerätschaften für den Gottesdienst auf der Reise machen eine Saumlast aus, ***kapelsoum*** (14) *1515, 1,* die besonders mitgeführt wird. — ***phaffen*** sind Priester (nicht 'Weltgeistliche') *981, 2,* die Messe singen können 1005, 3, und deßhalb von den Mönchen, die damals gewöhnlich nicht Priester waren, genau unterschieden werden 998, 2. *999, 6.* — ***Ein tougenlîchez criuze*** wird (7) 847, 2 von Kriemhild auf Siegfrieds Gewand genäht, Hagen wirft (8) 922, 2 dadurch den *gêr*. Über die Unebenheiten der Darstellung vgl. Kettner, Zeitschr. f. d. Philol. 17, 164 ff. und besonders Cauer, Grundfragen der Homerkritik (1895).

m. Es finden sich in den Nibelungen verschiedene Theile des Gottesdienstes erwähnt. Da ist zuvörderst zu bemerken, daß die Messen, welche in dem Gedichte vorkommen, ausnahmslos entweder feierliche (missae solemnes) oder zum mindesten gesungene (missae cantatae), nicht aber gelesene oder stille sind. Das ergibt sich aus den verwendeten Ausdrücken: ***messe singen*** (1) *34, 1.* (5) 594, 3. (6) 750, 3. (9) *989, 2.* 995, 3. (11) 1164, 1; ***singen*** bedeutet an sich schon ***messe singen:*** (3) 300, 1, vgl. 301, 1. (9) 993, 1, vgl. *989, 2.* 996, 1. 999, 6 (im gemeinen Text und C). 1004, 1. Nicht von gesungenen und gelesenen Messen ist zu verstehen (9) 1005, 3: ***man sanc unde las.*** Auch die von den Wörterbüchern und Erklärern mit einbezogene Stelle (6) 787, 1: ***swie vil man gote diende oder ieman dâ sanc*** gehört nicht hierher. Das

hätte schon das Wort *ieman* lehren müssen, das sich nur auf die Gemeinde beziehen kann. Dann aber handelt es sich dort um den Gottesdienst zur Vesper, bei dem überhaupt in der Regel nur gebetet und gesungen, aber nicht Messe gelesen wird. Im Mittelalter konnte sich allerdings an Festtagen an die Messe die Vesper schließen, das ist aber nach 757, 1 gewiß hier nicht gemeint; oder es konnte mit der wirklichen Vesper eine missa sicca (ohne Consecration oder Communion) verbunden werden, bei dieser gab es jedoch keinen Gesang. Es ist also hier unter *sanc* nur das Absingen der Lieder vor und nach dem nachmittäglichen Segen zu verstehen oder die zu dieser Zeit vorgenommene laute Recitation der Litanei durch Priester und Gemeinde. Ebenso ist (17) 1789, 1 *si sungen ungelîche* nicht unmittelbar auf die priesterliche Meßfeier zu beziehen, sondern auf den Gesang der Gemeinde. Die Stelle bleibt wunderlich und ist meines Erachtens unrichtig aufgefaßt worden. Es ist nötig, den Zusammenhang zu beachten:

1788, 2 Hagne begunde wecken die rittere über al,
ob si zuo dem münster ze messe wolden gân.
nâch siten kristenlîchen man vil liuten began.
1789 Si sungen ungelîche, daz dâ vil wol schein,
kristen unde heiden wârn niht enein.
dô wolden zuo der kirchen Gunthêres man:
si wârn von den betten algelîche gestân.

Lachmann sagt (Anm. S. 225) zu 1789, 1. 2: 'Die Anmerkung verrät sich durch schiefen unklaren Ausdruck als nicht ursprünglich. Das Christentum und Heidentum einander entgegen zu setzen, ist überhaupt wenig im Sinne dieser Lieder. — Ist weiter nichts gemeint als 'man hörte in heidnischen und christlichen Kirchen verschieden singen'? Und heißt *daz* so daß oder welches? *Ih* setzen

dafür *als*. Auch Z. 3 und 4 wird wol Niemand loben'. Lachmann hat also gemeint, *si sungen ungelîche* beziehe sich auf den Gesang von Christen und Heiden in ihren Kirchen. So hat auch die Handschrift C die Sache verstanden, die um der besseren Klarheit willen dann 1789, 3 *zuo den kirchen*, also den Plural, gesetzt hat. Piper bemerkt in seiner Ausgabe (Kürschners Bibliothek der deutschen Nationallitteratur): 'ihr Gesang stimmte nicht überein. Der Dichter denkt sich also die Heiden auch singend, und ebenfalls in einer Kirche ihre Andacht verrichtend; der Gesang aber ist ein anderer'. Die Anmerkung von Bartsch: 'sie harmonierten nicht in ihrem Gesange' besagt gar nichts. Wilmanns scheidet (Beiträge 1877 S. 22) die Zeilen 1788, 3. 4. 1789, 1. 2 als späte Einschiebung aus, die übrigen Forscher und Herausgeber beschäftigen sich nicht mit der Strophe. — Zunächst ist festzuhalten, daß die gesammte Überlieferung mit Ausnahme von C, nur den Singular *zuo der kirchen* (das Substantivum wird in den Nib. stark und schwach flectiert) *1789, 3* darbietet, es ist also nur ein Gotteshaus gemeint und zwar ein christliches: *dâ wolden z. d. k. Gunthêres man*. In der That wäre es absurd, Christen und Heiden in einer Kirche ihren Gottesdienst feiern zu lassen; so viel wußte auch ein noch so törichter Dichter im Anfange des 13. Jahrhunderts, zum mindesten aus den Kreuzzügen, daß dieß unmöglich war. Also zwei Gotteshäuser, von denen nur das christliche *kirche 1789, 3. 1793, 2, münster* mit dem *vrônen vrîthove* 1795, 1. 2, *daz wîte münster* 1797, 2 genannt wäre? Aber ein heidnisches kommt überhaupt nicht vor, denn König Etzel geleitet zwar 1798 Kriemhild zur Kirche und spricht auf dem Friedhofe 1799 ff. mit den Hunnen, Kriemhild geht aber allein mit ihrem christlichen Gefolge in die Kirche 1804, 1: *dô gie vil grôziu menige*

mit der küniginne dan (vgl. die unter *k* zusammengestellten Wendungen), die Hunnen warten heraußen, ärgern sich über die Anmaßung Hagen und Volkers, die der Königin nicht Platz machen 1804, 2 ff. und schweigen dazu nur, weil sie den König schonen 1805, 1—3, der also die Sache mit ansieht. Nach dem Gottesdienste heißt es 1806, 1 ff.:

Dô man dô gote gediende, unt daz si wolden dan,
vil balde kom ze rossen manic Hiunen man.
dô was bî Kriemhilde vil manic schœne meit:
wol siben tûsent degne bî der küniginne reit.

Kriemhild kehrt also mit ihrem christlichen und heidnischen Gefolge und mit dem König (vgl. auch 1807, 1 f.) aus der Kirche in den Pallast zurück, ebenso zu Pferde, wie sie gekommen war (1798, 4: *dô kôs man hôhe stouben von den Kriemhilde scharn).* Von einem Gotteshause und Gottesdienste der Heiden ist somit nirgends die Rede. Was heißt dann aber *1789, 1: si sungen ungelîche?* Das geschieht eben überhaupt nicht in einer Kirche. So weit sind die Burgunden gar nicht, an die Hagen erst *1793. 4* die Aufforderung richtet, den Gottesdienst zu besuchen, und die ihm erst 1795, 1 f. Folge leisten. Es kann nur, und auch damit nimmt die Strophe *1789* schon Etwas vorweg, von dem Zuge zur Kirche die Rede sein, an dem die Burgunden sowol als die Hunnen (das Gefolge Kriemhilds) sich beteiligen: während dieses Zuges singen Christen und Heiden und man merkt deutlich, daß diese Gesänge (dabei dachte der Dichter an Kyrie Eleyson und an die sarrazenischen Anrufungen Allahs) nicht zu einander stimmten. — Auch (9) *981, 2: dô hôrt man allenthalben maneges phaphen sanc,* als Siegfrieds Leichenzug sich in Bewegung setzt, sind nicht etwa Messe oder Meßlieder zu verstehen, sondern nur das De profundis.

Die Messen, welche das Nibelungenlied kennt, haben sehr verschiedene Zwecke. Eine gewöhnliche missa cantata ist gemeint (3) 298—301. (6) 754—756. (17) 1788—1806. Eine Frühmesse (missa matutina) wird erwähnt (6) 750, 3, schon vor ihr findet ein Kampfspiel statt: *ê ez vol ertagete, dô kômen für den sal vil rîter unde knehte: dô huop sich aber schal, vor einer vruomesse die man dem künige sanc;* sie wurde also wol um 6 Uhr Morgens besonders für den König und sein Haus gehalten. C gebraucht den Ausdruck noch einmal (11) 1164, 1, wo A und der gemeine Text dasselbe mit den Worten sagen: *des anderen morgens früeje, dô man die messe sanc.* Diese Frühmesse heißt *mettîne* (9) 945, 2: — *sô si gienge derfüre hin ze mettîne, ê daz ez wurde tac, der diu frouwe Kriemhilt vil selten eine verlac.* 948, 1*: dô si mit ir vrouwen ze kirche wolde gân.* Wenn Schwarze (Zeitschr. f. d. Philol. 13, 407) davon sagt: '— die Frau geht gewöhnlich zur Frühmette, dem ersten Theil der im Brevier der katholischen Kirche enthaltenen täglichen Andachten', so ist das eine seltsame Vermengung ganz verschiedener Dinge, deren sich übrigens auch Piper in der Anmerkung zu der Strophe schuldig macht. Die kanonischen Stundengebete kommen in den Nibelungen überhaupt nicht vor, und wenn ein Laie wie Kriemhild eine Matutin beten wollte, so brauchte sie ja deßwegen nicht in die Kirche zu gehen, das konnte sie daheim ebensowol besorgen. Aus den Angaben, daß es finster war 945, 3, daß Licht gemacht wurde 946, 3. 947, 3 ersieht man, daß es Spätherbst war: das schickt sich trefflich zu der Jagdzeit, in der Siegfried ermordet wurde. Dagegen war es 750, wo man vor der Frühmesse in der Dämmerung schon Spiele treiben konnte, natürlich Sommer. Die Mette begegnet noch (11) 1189, 4, wo es von Kriemhild heißt: *diu ir vil liehten ougen getruckenten nie, unz si aber den*

morgen ze mettîne gie. Und hier wird diese Frühmesse noch ausdrücklich von der gewöhnlichen missa diei, die ungefähr zwischen 9 und 11 Uhr fällt, (als eine missa minor) unterschieden, denn es heißt in der folgenden Strophe *1190, 1: ze rehter messezîte die künege wâren komen.* Der Ausdruck wird noch einmal gebraucht (9) 1002, 1, wo Siegfrieds Bestattung vorgenommen wird: *an dem dritten morgen ze rehter messezît.* — Es kommen auch Messen mit bestimmten Zwecken vor. So wird eine feierliche bei Siegfrieds Schwertnahme celebriert (1) *34, 1: gote man dô zen êren eine messe sanc.* Deßgleichen wird die Vermählung Gunthers mit Brünhild, Siegfrieds mit Kriemhild bei einer Messe feierlich vollzogen: (5) 594, 3: *si giengen zuo dem münster, dâ man die messe sanc.* Kettner (Zeitschr. f. d. Philol. 16, 49) faßt den ganzen Vorgang als Königsweihe auf. Was ist das: 'Königsweihe'? Doch nur die feierliche Königskrönung, welche die Kirche als einen Akt ihrer Autorität vollzieht. Davon aber kann hier nicht die Rede sein: Gunther ist längst König, Brünhild dürfte als Königin nur dann gekrönt werden, wenn sie selbständig regierte, was nicht der Fall ist; Siegfried und Kriemhild können aber doch unmöglich zu Worms als König und Königin der Niederlande gekrönt werden. Die Worte 595, 3 *dô wurden si gewîhet* beziehen sich also nur auf die feierliche Einsegnung der königlichen Ehepaare in der Kirche, die der an sich rechtskräftigen Verlobung folgt. Und was 595, 1 f. steht: *nâch küniklîchen êren was in dâ bereit swaz si haben solden, ir krône und ouch ir kleit,* beschreibt nur den königlichen Prunk, der dabei entfaltet wurde. An die Vermählung schließt sich dann die *swertleite* von mehr als 600 jungen Rittern; reichliche Beispiele für diese Verbindung gewährt die deutsche Geschichte, besonders bei den Babenbergern war solche

Häufung von Festen üblich. (5) *607, 2* lautet: ***der vrowen isliche fuorte ein bischof,*** nämlich vom Turnier zu Tisch, eine Bemerkung, die aus dem Ceremoniell der Vermählung, das der Bischöfe bedurfte, abgeleitet ist.

Sehr ausführlich wird die Bestattung Siegfrieds beschrieben. (9) 967 wird die Leiche entkleidet, gewaschen und auf eine Bahre (feretrum, *rê*) gelegt, da treten zunächst König Siegmund und seine Mannen hinzu, die auch durch die erste Nacht Totenwache halten, bis der Sarg hergestellt ist 976, 1—3. Das geschieht dann 979. Aber zunächst wird noch die Leiche zur Kirche getragen und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach sofort in die Kirche hinein 980, 2 f. Der Gesang *981, 2: dô hôrt man allenthalben manges phaphen sanc,* das sind, wie schon erwähnt wurde, die Psalmen, welche bei dem Transport in die Kirche recitiert werden, vielleicht schon das Lied 'Subvenite sancti'. *989, 2* wird mitgeteilt: *man wolde messe singen: zuo dem münster dan giengen allenthalben man unde wîp;* es versammelt sich also das Volk bei der Kirche, um der Totenmesse beizuwohnen. *991*: *sîn sarc was bereitet wol umb mitten tac. man huop in von der bâre, dâ er ûfe lac. in wolde noch diu frouwe lâzen niht begraben. des muosen al die liute michel arbeite haben.* Die Leiche wird in den Sarg gelegt, und jetzt könnte das Begräbniß alsbald stattfinden, denn das Mittelalter kannte (wie heute noch der Orient) dabei keine gesetzliche Frist. Allein Kriemhild will dem Verstorbenen die Totenvigilien halten lassen und das bringt die Geistlichen und das wartende Volk in Bedrängniß. 993: *dô man gehôrte daz man zem münster sanc und in besarket hête, dô huop sich grôz gedranc;* es soll also nun die Missa pro defuncto abgehalten werden, und zwar, wie es scheint, als ein Ausnahmsfall cadavere praesente (vgl. mein Buch, Über Hart-

mann v. Aue S. 45; Kirchenlexicon [2] 2, 196 Thalhofer). — 993, 3: *durch willen sîner sêle waz man opfers truoc!* Darunter sind die Almosen verstanden, welche zu Gunsten der Seele des Verstorbenen der Kirche übergeben werden. Es wird besonderer Wert darauf gelegt, daß diese Oblationen von möglichst vielen dargebracht werden, weil sie als der Ausdruck einer Fürbitte und religiösen Wolmeinung dem Verstorbenen zu gute kommen. Deßhalb heißt es 994:

Kriemhilt diu arme zir kameræren sprach:
'ir sult durch mîne liebe lîden ungemach:
die im guotes günnen und mir wesen holt,
durch Sîfrides sêle sol man teilen sîn golt'.

Die Kämmerer müssen sich plagen, aber nicht um Siegfrieds Gold als Geschenk unmittelbar an die Armen zu verteilen, sondern um es an alle Leute zu geben, damit sie es dann als Totenopfer der Kirche darbringen. Deßhalb 995, 1: *dehein kint was sô kleine, daz witze mohte haben, ez muose gên ze opher.* Und die ganze Strophe 1000 dient zur Erklärung dieses Vorgehens: *swaz man vant der armen, die es niht mohten hân, die hiez man doch zem opher mit golde gân ûz sîn selbes kamere. dô er niht solde leben, umbe sîne sêle wart manic tûsent marc gegeben.* Auch die eingeschaltete Strophe des gemeinen Textes und C faßt die Sache so, denn sie sagt von den Priestern, die Messe lesen 999, 7: *waz man in ophers truoc! di vil arme wâren, di wurden rîche genuoc.* An diese Totenopfer schließen sich sehr passend die übrigen frommen Stiftungen und Gaben Kriemhildens. Zunächst Verleihungen von Ländereien und Landrenten an geistliche Häuser 1001, 1: *urbor ûf der erden teiltes in diu lant, swâ sô man klôster und guote liute vant.* Darnach bedeuten *guote liute* hier ebenso fromme Leute, insbesondere Geistliche, wie bei Hartmann und Wolfram (vgl. Über Hartm. v. A., S. 104 f.). — 3 f.:

silber gap man unde wât den armen dâ genuoc. si tet dem wol gelîche daz sim holden willen truoc. Den Totenopfern folgten somit die Almosenspenden im engeren Sinne des Wortes (vgl. Über Hartm. v. A., S. 44 f.), das wird noch 1003, 1—3 ausgeführt. — Von den Bestattungsfeierlichkeiten wird nun zunächst erwähnt 995, 2: *ê er wurde begraben, wol hundert messe man des tages sanc.* Während also der Leichnam noch in offenem Sarge aufgebahrt liegt, werden die Totenmessen celebriert. 'Gut hundert Messen', das ist eine starke Behauptung, selbst dann, wenn man zugesteht, daß um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts noch ein Priester gelegentlich zwei bis drei Messen (besonders 'trockene') tagsüber lesen durfte. Aber das gehört zu der übertreibenden Ausmalung im Gedichte. Ob die Messen in verschiedenen Kirchen oder gar in dem einzigen genannten Münster (an wie vielen Altären?) celebriert wurden, bleibt ungesagt. Siegfrieds Freunde drängen sich bei der Feier. Als nun die Messen vorüber sind, 996, 1: *dô man het gesungen, daz volc sich huop dan.* Kriemhild, ihre Diener, die Niederländer, die Priester und Mönche bleiben zurück, und Kriemhild sagt: *ir sult niht eine lân hînte mich bewachen den ûz erwelten degen,* d. h. sie fordert nun auf, sie nicht allein bei der Leiche zu lassen (vgl. Über H. v. A. S. 45), dem Verstorbenen die eigentlichen Totenvigilien in der Kirche zu halten, die ganz wol so lange dauern konnten, *997, 1: drî naht und drî tage wil ich in lâzen stân.* Dabei wird das liturgische Officium defunctorum durch Nacht und Tag abwechselnd gebetet und recitiert. Das wird ausgeführt 998:

Ze herbergen giengen die liute von der stat.
pfaffen und müniche si belîben bat,
und allez sîn gesinde, daz des heldes phlac.
si heten naht vil arge und vil müelîchen tac.

Und in der That war das keine geringe Leistung, die da verlangt wurde. Die nächste Strophe *999* verschärft das noch, indem sie beifügt: *ân ezzen und ân trinken beleib dâ manic man.* Lachmann hat bereits angemerkt, daß damit vorweg genommen wird, was 1012 eingehend berichtet:

Dô was etelîcher der drîer tage lanc
vor dem grôzen leide niht az noch entranc.
dô mohten si dem lîbe sô geswîchen niht:
si nerten sich nâch sorgen, sô noch genuogen geschiht.

Daß hier, wol mit der üblichen mhd. Verkleinerung, nur *etelîche* sich diese Entbehrung von Speise und Trank auferlegen, deutet auch *999, 2* an: *die ez nemen wolden, den wart daz kunt getân daz man ins den vollen gæbe: daz schuof er Sigmunt. dô was den Niblungen vil michel arebeite kunt.* Beide Stellen sind gewiß abgefaßt mit Hinblick auf die gemeinsamen Mahlzeiten, die damals bei den Leichenwachen üblich waren; um dieses Mißbrauches willen war es ja überhaupt von der Kirche angeordnet worden, daß die Leiche nicht im Hause aufgebahrt werde. Übrigens sind die drei Tage einschließlich der Bestattung zur Erde zu nehmen: sie beginnen mit der Übertragung der Leiche in den Sarg um Mittag und schließen mit dem Mittag, der auf das in alter Zeit und heute noch auf dem Lande gebräuchliche Begräbniß in den Morgenstunden folgt, 1002:

An dem dritten morgen ze rehter messezît
sô was bî dem münster ein kirchhof alsô wît
von den lantliuten weinens alsô vol:
si dienten im nâch tôde, als man lieben vriunden sol.

Das sind also die Totenklagen des Volkes, sie steigern sich in den Augenblicken, da die Leiche in die Erde gesenkt wird, 1004:

Dô gote wart gedienet und man vol gesanc, (etwa das Libera
mit ungefüegem leide vil des volkes ranc.
man hiez in ûz dem münster zuo dem grabe tragen.
man vant dâ niht anders wan ein weinen unde klagen.

1005 *Lûte scrîende daz huop sie mit im dan:*
vrô enwas dâ niemen, weder wîp noch man.

1006—1010 wird dann sehr schön Kriemhildens letzte Klage beschrieben. 1011 und 1012 die Trauer des Gefolges aus den Niederlanden. 1005, 3. 4 steht nun: *ê man in begrüebe, man sanc unde las: hey waz guoter phaffen ze sîner perilde was!* Man hat das, so viel ich sehe, ziemlich allgemein (nur nicht Piper), auf den Unterschied gesungener und gelesener Messen vor dem Begräbnisse Siegfrieds gedeutet: es sind aber die gesungenen Antiphonen (In paradisum etc.), die recitierten Psalmen (113. 117. 131. 137 u. s. w.) und die gesprochenen oder gelesenen Segengebete verstanden. Das ergibt sich auch aus dem Worte *perilde*, die große Menge des geistlichen Geleites zum Grabe bezeichnet die Pracht der Bestattung. — Nach (10) *1042*, 43 findet Kriemhildens fortwährende Trauer um Siegfried auch religiösen Ausdruck: zu Worms in der Nähe der Grabstätte beim Münster läßt sie sich ein Haus bauen, das sie mit ihrem Gesinde bewohnt, und besucht fleißig die Kirche und den Friedhof: *dâ man begruop ir vriedel (wie selten si daz lie!) mit trûrigem muote si alle zît dar gie und bat got den guoten sîner sêle phlegen.* Die Übersiedlung von Ute und Kriemhild nach Lorsch, sowie die Übertragung von Siegfrieds Leiche dahin 1082, 5—36 ist Eigentum der Handschrift C. Nach (11) *1221, 2. 3* wird ein nachträgliches Totenopfer Kriemhildens für Siegfried erwähnt: *si het ir ophergoldes noch wol tûsent marc; si teiltez sîner sêle, ir vil lieben man,* bevor sie zu Etzel sich begibt.

Drei Taufen kommen in dem Gedichte vor. Kriemhild gebiert dem Siegfried im zehnten Jahre ihrer Ehe einen Sohn (5) *660, 1: den îlte man dô toufen und gap im einen namen, Gunther, nâch sînem œheim: des dorft er sich niht schamen. geriet er nâch den mâgen, daz wær im wol ergân.* Zur selben Zeit, scheint es, genas auch Brünhild eines Sohnes *662, 1: nu hete ouch dort bî Rîne, sô wir hœren sagen, bî Gunther dem rîchen einen sun getragen Prünhilt diu schœne in Burgonden lant: durch des heldes liebe wart er Sîfrit genant.* In diesen beiden Fällen werden bei der Taufe den Knaben die Namen angesehener Verwanter gegeben, bei Siegfrieds Sohn mit einer Begründung (660, 3), die schon deutlich auf den Brauch der Kirche hinweist, den Taufnamen aus den Heiligennamen zu wählen. Aber noch heute ist das nur ein Wunsch der Kirche, kein Gebot. Daß die gegenseitige Liebesbezeugung der Elternpaare zu Xanten und Worms im wechselweisen Verleihen der Namen dem Geiste der alten Heldensage nicht entspricht, bedarf keines Erweises. Doch ist es nicht ohne Interesse zu sehen, daß bei der Taufe des Sohnes, den Kriemhild nach siebenjähriger Ehe mit Etzel bekommt, der Dichter soche Rücksichten nicht mehr walten läßt; es heißt dort (12) *1328, 1: sin wolde niht erwinden, sine wurbe sint daz getoufet wurde daz Etzelen kint nâch kristenlîchem rehte: Ortliep wart ez genant.* Ob bei der Wahl dieses Namens schon das spätere Schicksal des Knaben mitwirkte, mag dahingestellt bleiben.

Besondere Beachtung verdienen die beiden Strophen (17) *1793. 4.* Nach dem Hagen des morgens die Burgunden geweckt und sie ermahnt hat, statt der Prachtkleider für (den Kirchgang und) das Hoffest lieber Helm, Halsberg, Schild und Waffen zu tragen, fährt er fort:

1793 *Mîne vil lieben hêrren, dar zuo mâge und man,*
ir sult vil willeclîchen zuo der kirchen gân,
und klaget gote dem rîchen sorge und iwer nôt,
und wizzet sicherlîchen daz uns nâhet der tôt.
1794 *Irn sult ouch niht vergezzen swaz ir habet getân,*
und sult vil vlîzeclîchen dâ gein gote stân.
des wil ich iuch warnen, recken vil hêr.
ez enwelle got von himele, ir vernemet messe nimmer mêr.

Lachmann sagt (Anm. S. 226): 'Zwei innere Reime in dreien übrigens guten Strophen, 1793. 1794. 1796, zeigen, daß Hagens Frömmigkeit hier von dem nachmalenden Dichter hervorgehoben ist, der vorher Heiden und Christen einander entgegenstellte'. Das kann sich jedesfalls nicht auf *1796* beziehen, denn der '*Hagnen rât*', verletzenden Gruß oder Beleidigungen mit tiefen schweren Wunden zu vergelten, ist durchaus nicht fromm. Wilmanns (Beitr. S. 22) meint: 'Str. 1793. 1794, in denen Hagen in frommem Beterton seine Herren ermahnt, Gott ihr Leid zu klagen und in Andacht Messe zu hören, setzen sich zu deutlich von den umstehenden ab, als daß man ihre von Lachmann bemerkte Unechtheit weitläufiger begründen müßte'. Henning handelt, wenn ich nichts übersehe, in seinen 'Nibelungenstudien' nicht von diesen Strophen. Ich lasse mich hier auf die Besprechung einzelner Athetesen nicht ein, will aber nur anmerken, daß meiner Empfindung nach 1795, 1 unmöglich gesagt werden kann: *sus giengen zuo dem münster die fürsten und ir man,* wenn nach der Tilgung von 1788. 89. 93. 94 vorher von dem Kirchgange gar nicht die Rede war. Die Äußerungen der Forscher führte ich hier an, weil sie zwar den religiösen Charakter der Worte Hagens in den Strophen *1793. 4* erkennen lassen, nicht aber die besondere Absicht, die Hagen in ihnen beigelegt wird. Näher kommt der Sache Piper in seiner Anmerkung:

'Er (Hagen) mahnt sie, ihrer Sündenschuld, besonders der Ermordung Siegfrieds, zu gedenken und ihr Gewissen vor Gott zu entlasten, denn er meint, ihre Stunde habe jetzt geschlagen'. Freilich, wie die Burgunden sich hier an Siegfrieds Ermordung erinnern sollen, eine Sünde, die Hagen vollbracht hat und an der höchstens noch Gunther und Gernot Anteil haben, das sehe ich nicht ein. Richtig aber ist, daß Hagen mit den Worten *1793, 3. 1794, 1—3* die Burgunden auffordert, bei dem bevorstehenden Gottesdienste ihre Sünden zu bekennen. Das wäre auf dreierlei Weise ausführbar gewesen. Es kann gemeint sein, daß jeder Einzelne beichten und dann kommunizieren sollte; das ist aber nach der Beschaffenheit der Lage der Burgunden ganz unwahrscheinlich, fast unmöglich. Oder das Sündenbekenntniß aller Einzelnen kann in einer lauten confessio generalis zusammengefaßt werden, der dann die Kommunion folgte: solches ist vor Schlachten im Mittelalter oftmals geschehen, aber hier ist auch dawider einzuwenden, daß von der Kommunion gar nicht die Rede ist, auch die Situation im Allgemeinen paßt nicht dazu. Endlich drittens könnte Hagen nur dazu ermahnt haben, das bei jeder Messe vorkommende öffentliche Schuldbekenntniß (das Confiteor) andächtig abzulegen, wie es in gefährlicher Lage besonders geraten war; und das, glaube ich, ist hier gemeint. Es bildeten demnach die Worte der beiden Strophen *1793, 4* nur ein für die Hörer eindrucksvolles und wichtiges Moment mehr in der Darstellung der Gefahren, denen die Burgunden in der feindseligen Umgebung der Hunnen preisgegeben waren.

Endlich darf ich nicht unerwähnt lassen, daß viele Forscher (vgl. Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun [1894] S. 194 f.) der

unter sich hat man einerseits die Dichtwerke aus der Heldensage zusammengestellt, z. B. Radke, Die epische Formel im Nibelungenliede (dabei Kudrun und Spielmannsepen), Kieler Dissertation 1890; Schmedes, Untersuchungen über den Stil der Epen Rother, Nibelungenlied und Kudrun, Kieler Dissertation 1893. Anderesteils gibt es bekanntlich schon eine ziemlich umfangreiche Litteratur, besonders von Ausgaben der Dichtungen des 12. Jhs., in der die Formeln dieses Kreises poetischen Schaffens zusammengetragen sind; von Diemers Arbeiten an bis zur jüngsten Gegenwart geschieht das in stetem Fortschritt methodischer Betrachtung, vielleicht am sorgfältigsten und einsichtsvollsten in dem Buche von Carl Kraus, Deutsche Gedichte des XII. Jhs. (1894). Immerhin gewähren schon diese Sammlungen einige Sicherheit und es ist nicht unwichtig, zu sehen, daß die Nibelungen nicht an diese Überlieferung poetischer Sprache sich unmittelbar anschließen, sondern durchaus im Bannkreise des höfischen Epos stehen. Es wird genügen, wenn ich für diesen Zweck hier auf mein Buch, Über Hartmann von Aue, S. 3—47 verweise; es ergibt sich schon daraus, daß die ritterlich-christliche Auffassung und Gestaltung der Lebensformen sich auch durch die Nibelungen zieht. Bedeutsam scheint, daß in Bezug auf die Sprechenden kein Unterschied gemacht wird: Siegfried gebraucht diese Verkehrsformeln ebensogut wie Gunther, Hagen wie Rüedeger, Dietrich und sogar Etzel sind darauf eingeübt.

Einer zweiten Gruppe rechne ich diejenigen Erwähnungen christlicher Dinge zu, in denen etwas Stoffliches berichtet wird, die also einen Theil der Darstellung selbst bilden. Über eine größere Partie erstrecken sie sich nur in Lachmanns 9. Liede: die Bestattungsfeier Siegfrieds ist mit den christlichen Zuständen

K. k. Universitäts-Buchdruckerei ‚Styria' in Graz.

SEINEN LIEBEN FREUNDEN

ADOLF BAUER UND WILHELM GURLITT

IN DANKBARER TREUE

ZUGEEIGNET

VOM VERFASSER.

VORWORT.

Daß ich die vorliegende Arbeit jetzt veröffentliche, ist durch die Unterbrechung veranlaßt worden, die meinem Studium der altsächsischen Bibeldichtung auferlegt ward, als die Berichte über die Kölner Philologenversammlung des Jahres 1895 das Erscheinen der Untersuchungen von Franz Jostes ankündigten. Zwar ist, wie sich begreift, sehr Vieles von dem, was ich hier den Fachgenossen unterbreite, bedeutend älteren Ursprunges und gehört überhaupt dem weiteren Bereiche von Forschungen an, durch welche ich mich bemühe, den Zusammenhang der altdeutschen Litteratur mit Lehre und Überlieferung der christlichen Kirche des Mittelalters zu verstehen.

Der Inhalt dieses Buches deckt sich nicht völlig mit den Versprechungen des Titels: es wird weniger und mehr geboten, als dieser erwarten läßt. Weniger, denn es sind nur vier Werke der mittelhochdeutschen Heldendichtung hier untersucht worden: Nibelungen, Klage Kudrun, Alpharts Tod. In der That hatte ich zuerst geplant, sämmtliche Gedichte des deutschen Heldenbuches, einschließlich der Rosengärten, in die Arbeit einzubeziehen, das Material liegt mir auch schon gesammelt und geordnet vor. Es ergab sich mir aber bereits bei 'Biterolf und Dietleib', daß dort Probleme behandelt werden mußten, denen nicht auszuweichen

war, die jedoch den Rahmen gänzlich gesprengt hätten, den ich für diese Untersuchungen vorgesehen hatte. Sollte das Buch nicht formlos werden, so mußte ich abschneiden, und ich habe das nach der vierten Abhandlung getan, mit einigem Rechte, wie ich glaube, weil die Gedichte, welche bis dahin erörtert sind, den Begriff der im engeren Sinne klassisch genannten altdeutschen Heldenpoesie ausmachen.

Es wird auch insoferne weniger geboten denn der Titel besagt, als nur die erwähnten mittelhochdeutschen Gedichte untersucht worden sind, nicht aber die Heldensage selbst. Den Einfluß des Christentumes auf diese schlage ich sehr hoch an und vermute ihn bei einer Menge von Umbildungen der Motive, welche die älteren nordischen Fassungen von den deutschen unterscheiden. Jetzt habe ich mir diese Aufgabe nicht gestellt, vielleicht daß ich sie später angreifen kann; will ich ja doch sonst die Abschnitte, die zur Zeit unerledigt bleiben mußten, an anderem Orte vorlegen.

Das Buch bringt auch mehr, als man von ihm verlangen wird, denn es erörtert das Verhältniß, in dem sich die Beobachtungen über die religiösen Stellen der Epen zu den Fragen nach deren Entstehung und litterarhistorischen Auffassung befinden. Sollte man meinen, daß dieser Seite des Problemes ein besonders großes Gewicht zugestanden sei, so müßte ich einen solchen Vorwurf — wofern es einer ist — als begründet anerkennen. Es schien mir wahrhaftig nicht möglich, das vielbestrittene Gebiet zu umgehen: die Sache litt es nicht. Nun werden ja die Ansichten, die sich auf diesen Blättern vorgetragen finden, manche der Fachgenossen etwas überraschen. Ich bin dazu ganz allmälig gelangt; jedesmal, wenn die Vorlesungen mir die Erklärung von Nibelungen

und Kudrun abverlangten, wies es sich, daß der inzwischen erworbene Zuwachs an Kenntniß und Einsicht auch meine Stellung zu diesen Hauptproblemen der deutschen Philologie verschoben hatte. Daß es mich sonderliche Kämpfe kostete, die Meinungen aufzugeben, an denen ich lange festgehalten hatte, darf ich nicht behaupten. Nicht auf einmal, sondern langsam, Stück um Stück, ist mir die alte Überzeugung zerbrochen und hat sich umgewandelt. Auch für das, was diese Schrift enthält, obzwar es natürlich mein bestes Wissen und Gewissen befasst, bringe ich keine Leidenschaft mehr auf. Vermag Jemand mit guten und stichhältigen Gründen die vorhandene Überlieferung der mittelhochdeutschen Heldendichtung auf andere Weise zu erklären und zu beurteilen als ich jetzt tue, so wird es mich keinerlei persönliches Opfer kosten, es zu glauben. Mein einziges Interesse geht dahin, die Dinge nüchtern und vorurteilslos anzusehen: sie liegen dann, wie mich die Erfahrung auf anderen Gebieten gelehrt hat, gemeinhin viel einfacher als sie oftmals scheinen.

Wolwollende Leser werden bemerken, daß die Richtung meines Versuches, die religiösen Stellen der behandelten Gedichte zu deuten, mit dem Betriebe meiner Studien seit mehr als zwei Jahrzehnten übereinstimmt. Schon während des einen Jahres, das ich als Schüler Karl Müllenhoffs in Berlin durchlebte (1871/2), habe ich in den unvergeßlichen Stunden des Zwiegesprächs mit dem Meister geltend gemacht, daß eine Geschichte des Wesens der deutschen Nation des Mittelalters, wie es in ihrer Poesie sich ausprägt, notwendig auch von der Seite des Christentumes, als des wichtigsten von Außen herangekommenen Principes des Glaubens, der Sittlichkeit und Bildung, angegriffen werden müßte.

Müllenhoff hat das zugestanden und mich ausdrücklich ermahnt, diese Aufgabe zu übernehmen. Damals meinte ich freilich, ich würde einst eine Geschichte des germanischen Christentumes schreiben. Von solchen, für meine Kraft überkühnen Plänen bin ich längst zurückgekommen; ich darf nur hoffen, im Kleinen und Einzelnen bescheidene Beiträge zur Lösung dieses gewaltigen Problemes zu liefern. Und einen solchen biete ich mit den folgenden Blättern dar: ihr Zweck ist erfüllt, wenn sie dazu anregen, die Beziehungen des Christentumes zur altdeutschen Heldendichtung genauer ins Auge zu fassen, als bisher geschehen ist.

Graz, im Advent 1896.

Anton E. Schönbach.

ÜBERSICHT DES INHALTES.

I.

DIE NIBELUNGEN.

Die Formeln und Redewendungen religiösen Inhaltes verzeichne ich im Folgenden und zwar so, daß zuerst in Klammer die Ziffer des Liedes nach Lachmanns Ausgabe angeführt wird, dann folgen Strophe und Zeile der Stelle, cursiv gedruckt, wenn Lachmann sie als 'unecht' bezeichnet, endlich der Wortlaut. Lachmanns Ausgabe wird zu Grunde gelegt.

a. Bei der Begrüßung wird der Ankommende Gott empfohlen; nur einmal: (11) 1123, 2: *nu sîn gote willekomen dise degene* — sagt Hagen zu Rüedeger. Die gewöhnliche und häufige Formel ist: *nu sît willekomen,* vgl. die Tabelle bei Kettner, Zeitschr. f. d. Philol. 15, 230.

b. Viel öfter wird beim Abschiede der Schutz Gottes für den angerufen, der sich entfernt; am einfachsten sagt Gunther zu Etzel vor dem Schlafengehn (17[b]) 1757, 1: *got lâze iuch wol geleben.* Kriemhild spricht zu Siegmund bei der Trennung nach Siegfrieds Tod (10) 1030, 1: *ir sult âne sorge got bevolhen varn.* — Siegfried sagt zu Gunther, bevor er nach den Nibelungen fährt (4) *449, 2: got müeze iwer êre die zît wol bewarn.* Etzel zu Rüedeger vor der Werbefahrt (11) *1094, 2: got sol iuch bewarn der reise an allen êren und ouch die vrouwen mîn.* Vor der Abreise der Burgunden ins Hunnenland heißt es (14) 1448, 2: *dô sprach dâ von Spîre ein alter bischof zuo der schœnen Uoten 'unser vriunde wellent varn gên der hôhzîte: got müeze sie dâ bewarn'.* Daß diese Formel mit *bewarn* stärker sei als die vorhergehenden, wie Kettner meint Zeitschr. f. d. Philol. 16, 144, kann ich nicht finden. Sie wird auch angewendet, um einen Abwesenden in Gottes Hut zu stellen

(13) *1366, 4: sie* (Brunhild) *bat diu marcgrâvinne* (Gotlind) *got von himele bewarn.* Am lebhaftesten heißt es beim Abschiede Siegfrieds von Kriemhilde vor der Jagd (8) *862, 2: got lâze mich dich, vrouwe, gesehen noch gesunt, und mich ouch dîniu ougen —.* Mit solchen Wünschen segnen sich auch die Helden selbst: (14) 1576, 1: *'nu müeze uns got behüeten', sprach dô Hagene.* (20) 2129, 1: *'nu müez uns got genâden', sprach der küene man* (Rüedeger). 2059, 3: *'nu lâz uns got von himele noch lieber zît geleben',* sagt Giselher. — Der Segenswunsch bildet auch eine höfliche Form der Ablehnung (5) *640, 3: got lâziu iwer erbe immer sælic sîn,* sagt Siegfried zu Gunther. — Gott wird überhaupt wünschend angerufen, dabei ist meistens *wellen* gebraucht: (9) *983, 4: ei wolde got der wâre, wær ez selber mir getân!* sagt Kriemhild. (11) 1110, 1: *'daz wolde got', sprach Götlint, 'möhte daz geschehen!'* (15ᵃ) 1638, 2: *daz wolde got von himele, daz er noch solde leben, der in dâ truoc en hende!* von Nudung. (18) 1878, 1: *'nu wolde got', sprach Dancwart, 'möht ich den boten hân —'.* — (20) 2042, 1: *'nune welle got von himele', sprach dô Gêrnôt,* 2114, 1: *'nune welle got von himele', sprach Gunther der degen.* 2120, 1: *'daz wolde got', sprach Rüedegêr.* 2124, 1: *'daz wolde got, hêr Gêrnot* — Rüedeger. 2132, 1: *'daz des got von himele ruochen wolde',* Hagen zu Rüedeger. 2142, 1: *'daz wolde got der rîche', sprach dô Rüedegêr.* 2182, 1 *dô sprach der helt von Berne: 'des sol niht wellen got'.* 2275, 1: *'daz enwelle got von himele', sprach dô Hagene.* — Nahe verwandt sind diesen Formeln die später zu verzeichnenden Wendungen, in denen der Hilfe Gottes gedacht wird. — Auch die Verwünschungen müssen hier erwähnt werden: (2) 297, 4: *'got lâze in nimmer mêre ze Tenemarke in daz lant',* sagt Liudegast von Siegfried. (9) 975, 4: *'got lâze in gelingen, als si umb uns gedienet hân',* Kriemhild zu Siegmund.

c. Die gebräuchlichste Formel des Dankes ist: *nu lôn iu got*. Sie findet sich 15mal, in der Regel füllt sie mit dem Namen des Angesprochenen den ersten Halbvers; dreimal (1717, 1. 1769, 1. 2136, 1) geschieht das mit Hilfe des Zusatzes *von himele*. Alle bedeutenden Personen der Dichtung gebrauchen sie, sogar Etzel 2102, 1, der damit natürlich aus der Rolle fällt; nur Brünhilde nicht. Die Fälle sind folgende: (2) 156, 1. (3) 302, 1. (6) *691, 1*. 733, 1. (7) 853, 1. (11) 1254, 1. (14) 1575, 1. (16[c]) 1717, 1. (17[b]) 1769, 1. (19) 1992, 1. (20) 2053, 1. 2102, 1. 2121, 1. 2136, 1. 2299, 4. Wenig verschieden davon ist (2) 248, 4 '*got lône mînen friunden*', spricht Gunther. — Die Formel ist nicht alt und findet sich meines Wissens ganz selten in der geistlichen Poesie des 12. Jhs.

d. Zur Beteuerung wird Gott angerufen: (10) 1037, 2: *got weiz wol von himele, an Sîfrides tôt gewan ich nie schulde*, sagt Gernot. (20) 2204, 1: *dô sprach der küene Wolfhart: 'got weiz wol, hêr spilman —'*, 2279, 1: *dô sprach meister Hildebrant: 'got weiz wol, hêr Hagene —'*, Hieher zu zählen ist wol noch (20) 2308, 3: '*den schatz weiz nu niemen man got unde mîn*', Hagens bekanntes Wort. Im Gegensatze zu der vorhergehenden ist diese Formel bei den geistlichen Dichtern sehr häufig, vgl. Kraus, Deutsche Gedichte des 12. Jhs., Anm. zu VIII. 14.

e. Ein formelhafter Ausdruck, der sich erst im klassischen Mittelhochdeutsch findet, ist *gotes arm*; ihn enthalten die Nibelungen dreimal: (10) 1020, 4: *dô sprach diu gotes arme 'des wære Kriemhilde nôt'*. (14) *1515, 4: der gotes arme priester muose lîden ungemach*. (20) 2090, 1: '*ôwê mich gotes armen*', sagt Rüedeger. — Wenn (20) 2139, 4 Rüedeger *vater aller tugende* genannt wird, so mag dieser Ausdruck durch das Beiwort Gottes *Dominus virtutum* bestimmt sein, das sich in der Vulgata, besonders

beim Psalmisten findet (vgl. Max Rieger, Zeitschr. f. d. Altert. 10, 241). Auch in einem anderen Lobe Rüedegers (20) 2195, 4: *'fröude ellender diete'*, spüre ich die Nachbildung eines liturgischen *(laetitia miserorum)* Ausdruckes, den die mittelalterlichen Kirchenschriftsteller oftmals gebrauchen.

f. Gottes Hilfe wird angerufen: (8) 936, 1: *'nu müeze got erbarmen daz ich ie gewan den suon'*, spricht der sterbende Siegfried. (20) 2049, 3 *'ez mehte got derbarmen: wie sî wir alle vlorn!'*, die Burgunden. — (11) *1187, 1: dô bat si got vil dicke füegen ir den rât* — Kriemhild. — Ein klagender Ausruf ist (20) 2090, 4: *'ôwê got von himele, daz michs niht wendet der tôt'*, Rüedeger. — Daß man sein Leid Gott klage, wird ausdrücklich gesagt. Dietrich hört (15^b) 1668, 2 alle Morgen: *klagen daz Etzelen wîp dem rîchen gote von himele des starken Sîfrides lîp.* Dancwart sagt (18) 1889, 3: *'iu und gote von himele klage ich unser nôt —'*. Hagen zu Rüedeger (20) 2137, 3 *'sul wir mit friunden strîten, daz sî got gekleit'*. Hagen in der überlangen Rede (17) 1793, 2: *'ir sult vil willeclîchen zuo der kirchen gân und klaget got dem rîchen sorge und iwer nôt'*, damit ist also ein gemeinsames Gebet in der Kirche gemeint. — Diese Formeln berühren sich oft mit den unter *b* verzeichneten.

g. Gottes Wirksamkeit wird erbeten und dargestellt. (20) 2127, 2 sagt Rüedeger: *'gesende iuch got von hinne —'* (vgl. unter *b*) Siegfried zu Siegmund wegen des falschen Gerüchtes (7) 832, 3: *'gît uns got gelücke —'*. — Gott gebietet und verbietet: (20) 2033, 2: *'sô sol iu got gebieten daz ir friuntlîchen tuot'*, Gernot zu Etzel. 2136, 4: *'sô sol daz got gebieten daz iwer tugent immer lebe'*, Hagen zu Rüedeger. (11) 1158, 1: *dô sprach diu jâmers rîche —. 'iu sol verbieten got —'*, Kriemhild zu Gere. — (20) 2090, 3:

'triwen unde zühte, der got an mir gebôt', Rüedeger. Im Stile des höfischen Epos Volker zu Rüedeger, (15[a]) 1613, 2: *'vil rîcher marcgrâve, got hât an iu getân vil genædeclîchen, wan er iu hât gegeben ein wîp sô rehte schœne, dar zuo ein wünneclîchez leben.* — (20) 2163, 4: *'jâ wæn uns got hie langer niht ze lebene gan'*, Giselher. 2256, 3: *'sô hât mîn got vergezzen, ich armer Dietrîch —'*. Vgl. das Judaslied der Passionsspiele.

h. Die Seele im christlichen Sinne wird erwähnt: (10) 1043, 3: *und bat got den guoten sîner sêle phlegen,* Kriemhild von Siegfried. (20) 2087, 3: *'daz ich die sêle fliese, desn hân ich niht gesworn'*, Rüedeger. 2103, 1: *dô liez er an die wâge sêle unde lîp,* Rüedeger. — Von deutlichen Spuren christlicher Ethik führe ich an: (20) 2091, 1 sagt Rüedeger: *'swelhez ich nû lâze unt daz ander begân, sô hân ich bœslîche und vil übel getân'*, wendet sich aber allerdings sofort mit der nächsten Zeile wider zur Sittlichkeit der Welt. (Dagegen alsbald Dietrich 2258, 1: *'sît daz es mîn unsælde niht langer wolt entwesen'.)* — Die Ermahnung Gunthers an Rumold (14) 1459, 3: *'swen du sehest weinen, dem trœste sînen lîp'* erinnert an Eccli. 7, 38: non desis plorantibus in consolatione, et cum lugentibus ambula; vgl. Rom. 12, 15. — Bei der Verlobung von Gotlindes Tochter mit Giselher (15[a]) *1618, 1* heißt es: *swaz sich sol füegen, wer mac daz understân?* das ist kaum etwas anderes als eine Variante des Spruches in den älteren kirchlichen Trauformeln: quod Deus conjunxit, homo non separet. Matth. 19, 6. — Und wenn die bösen Hunnen sagen (20) 2069' 2: *'daz wir dâ suln verenden, nu tuon bizîte daz —'*, so ist das mehr als ein bloßer Anklang an das auch im heutigen Sprachschatze befindliche Herrenwort zu Judas (Joann. 31, 27): quod facis (im Mittelalter gewöhnlich: *facere vis)*, fac citius.

i. In Verwünschungsformeln wird der Teufel aus dem Sinne der christlichen Überlieferung citiert. (2) 215, 4 sagt Liudger von Siegfried; '*in hât der übel tiufel her zen Sahsen gesant*'. Hagen von Brünhilde (4) *417, 4* : '*der ir dâ gert — diu ist des tiuvels wîp*'; *426, 4:* '*jâ sol si in der helle sîn des übelen tiuvels brût*'. Aus dem Munde des Dichters (13) *1334, 1: ich wæne der übel vâlant Kriemhilt daz geriet.* — Hagen sagt zu Dancwart (18) *1892, 4:* '*in erner der übel tiuvel*' — und von Irinc (19) 1988, 2: '*dich envride der tievel* —'. Dietrich (20) 2182, 2: '*daz wær ein starkiu râche unde ouch des tievels spot*'.— Auch Menschen werden als Teufel bezeichnet: Kriemhilt heißt *vâlandinne* (17[a]) 1686, 4. (20) 2308, 4. Hildebrand sagt zu Dietrich von Hagen (20) 2248, 4: '*mit mînem lebne ich kûme dem tievel entran*'; dagegen stilwidrig Etzel von Volker (18) *1938, 4:* '*ich dankes mîme heile daz ich dem tievel entran*'. — Volker sagt zu Kriemhilde (20) 2167, 3: '— *sô het ir tievellîchen an Rüedegêr gelogen*'; der Teufel ist der Vater der Lüge nach dem Herrenworte Joann. 8, 44. — (17[a]) 1682, 1 Hagen zu Kriemhild: '*ich bringe iu den tiuvel* =' 4 *des enbringe ich iu nieht*'.

k. Christen und Heiden werden unterschieden, aber formelhaft zusammengenommen: (12) 1274, 4: *under kristen unde heiden;* 1275, 2: *kristenlîcher orden unt ouch der heiden ê* (vgl. Lachmann, Anm. zu 34, 4); 1278, 3: *von kristen und von heiden manege wîte schare;* 1293, 4: *daz tâten cristen helde und ouch die heiden nâch ir siten.* Vgl. Henning, Nibelungenstudien S. 92 f. Die Heiden sind natürlich die Hunnen und mehrere der ihnen unterworfenen Völker. Etzel ist Heide und dieser Umstand veranlaßt mancherlei Erwägungen. Er selbst sagt vor der Werbung um Kriemhild darüber (11) *1085, 2*: *sîd ich bin heiden und des toufes niht hân? sô ist diu vrouwe kristen: des enlobet siz niht.*

Andererseits überlegt Kriemhilt (11) *1188: si gedâhte in ir sinne 'und sol ich mînen lîp geben eime heiden, (ich bin ein cristen wîp) des muoz ich zer werlte immer schande hân. gît er mir alliu rîche, ez ist von mir ungetân'*. Deßhalb sagt sie zu Rüedeger (11) *1201, 2: — 'het ich daz vernomen daz er niht wære ein heiden, sô wær ich gerne komen swar er hete willen, und næme in zeinem man'*. Und Rüedeger erwidert *1202, 1: 'er hât sô vil der recken in kristenlîcher ê, daz iu bî dem künige nimmer wirdet wê*. In der That findet (17) *1788* ff. christlicher Gottesdienst bei Etzel statt und es fällt Niemandem auf. Wenn aber Rüedeger noch hinzufügt *1202, 3: waz ob ir daz verdienet daz er toufet sînen lîp?* so regt er damit Hoffnungen an, die sich später nicht erfüllen. Denn (13) *1335, 1* macht sie es in Gedanken Hagen und Gunther zum besondern Vorwurf, daß sie von ihnen zu der Ehe mit einem Heiden gezwungen wurde: *ez lac ir an dem herzen spât unde vruo, wie man si âne schulde bræhte dar zuo, daz si muose minnen einen heidenischen man.* — Diese Erörterungen verstehen sich, wenn man bedenkt, daß erst im Decretum Gratiani vor der Mitte des 12. Jahrhunderts das Gewohnheitsrecht festgelegt wurde, die Ehe zwischen Getauften und Ungetauften sei an sich null und nichtig: Causa XXVIII, Quaestio I (Migne 187, 1413 B): quod autem inter infideles conjugium non sit, multis auctoritatibus probatur. Dagegen citiert Gratian sofort 1 Cor. 7, 12 f.: si quis frater uxorem habet infidelem, et haec consenserit habitare cum illo, non dimittat illam, et si qua mulier habet virum infidelem, et hic consentit habitare cum illa, non dimittat virum. sanctificatus est enim vir infidelis per mulierem fidelem, et sanctificata est mulier infidelis per virum fidelem. Demnach ist es begreiflich, daß die Ansicht des Volkes, wie sie in der Poesie sich

ausspricht, um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts noch über die Statthaftigkeit der Ehe zwischen einer Christin und einem Heiden in Zweifel sein konnte. — Kriemhildens Widerstreben drückt entschieden eine Meinung des Volkes aus; dagegen hätte der im Epos gleichfalls als Christ aufgefaßte Rüedeger für seine ausgesprochene Hoffnung auf Etzels Taufe das Cap. VIII derselben Quaestio bei Gratian anführen können, wo es nach Augustinus heißt (Migne 187, 1418 B): sic ad lucrandos conjuges et filios Christo etiam exemplis, quae jam provenerant, videtur hortatus (Apostolus). — non enim propter vinculum cum talibus conjugale servandum, sed ut acquirantur Christo, recedi ab infidelibus conjugibus Apostolus vetat. Vgl. das nächste Cap. X: ab infidelibus conjugibus licet recedere, sed non expedit. Hinwiderum halten die Cap. X—XVII an der Unerlaubtheit der Ehe zwischen Getauften und Ungetauften fest, Cap. XV: fideles infidelibus non sint conjugio copulandi. Immerhin wird man schon damals in der Volksauffassung unterschieden haben, ob eine solche Ehe überhaupt einzugehen oder ob eine bereits eingegangene aufzulösen sei. 'Weil das Hinderniß der cultus disparitas auf dem positiven Rechte beruht, so kann der Papst, was aber nur selten und aus dringenden Gründen geschieht, Dispens gewähren'. Bellesheim im Kirchenlexikon [2] 4, 208. — Über die Strophen *1788* ff., in denen vom Kirchgang der Christen und Heiden die Rede ist, später.

l. Die äußeren Dinge des Kirchenwesens kommen an verschiedenen Stellen der Nibelungen vor. Kirchliche Bestimmungen der Zeit finden sich nur selten; Feste fallen zu Pfingsten wie im höfischen Epos: (3) 270, 1: *an einem pfinkstenmorgen* bekommt Siegfried Kriemhilden zu sehen; Etzels Vermählung mit Kriemhild findet kaum

absichtslos (12) 1305, 1 gleichfalls an einem *phinxtac* statt. Das Turnierspiel, bei welchem der Anblick der kämpfenden Helden den Streit der Königinnen hervorruft, wird (6) 757, 1 *vor einer vesperzîte* abgehalten, worunter nicht die kanonische Hore, sondern die Zeit des nachmittäglichen Gottesdienstes zu verstehen ist; die Stunde für diesen war nach Gegend und Jahreszeit verschieden, zwischen 2 und 5 Uhr Nachmittags, vorher gab es das Spiel. — Das Gotteshaus wird als *kirche* schlechtweg bezeichnet: (3) 298, 3. (6) 770, 4. (9) 948, 1. (10) *1042, 4.* (17) 1789, 3. Häufiger findet sich *münster,* das eine größere Kirche bedeutet, die entweder mit der Residenz des Bischofes oder einem Stifte von Kanonikern oder einem Kloster verbunden ist. Es gibt ein *münster* zu Xanten (1) *33, 1;* zu Worms (3) 299, 1. 301, 1. (5) 594, 3. (6) 755, 1. 3. 773, 3, *776, 3.* 778, 1. 781, 1. 786, 2. 788, 1. (7) *814, 2.* (9) 946, 1. 980, 2. *981, 1. 989, 2.* 993, 1. 1002, 2. 1004, 3. (10) 1042, 1; auf der Etzelburg zu Altofen (Zeitschr. f. d. Altert. 12, 432 ff.) und zwar (17) *1788, 3.* 1795, 1. 1797, 2. *tuom,* Dom, kommt nur einmal vor (6) 754, 2. Der befestigte Raum um die Kirche heißt *vrîthof* (17) 1795, 2 oder *kirchhof* (9) 1002, 2, in C auch 1795, 2. Vor dem Münster ist ein freier Raum, in dem die Vornehmen vom Pferde steigen (6) 755, 1: *si stuonden vor dem münster nider ûf daz gras.* Hagen läßt die Burgunden auf dem *vrônen vrîthove* vor der Kirche halten, damit sie sich nicht zerstreuen (17) 1795, 2. Dort versammeln sich die Kirchgänger und warten vor und nach dem Gottesdienste, vgl. die Stellen mit *münster.* Auf diesem freien Platz kann auch ein Turnier abgehalten werden (7) *814, 2: hey waz man starker schefte vor dem münster brach.* — Glocken läuten zum Gottesdienst (6) 754, 2: *man hôrte dâ zem tuome maneger gloken klanc;* (9)

946, 1: *man lûte dâ ze dem münster nâch gewoneheit;* besonders bei Siegfrieds Begräbniß (9) *981, 1: dô sin zem münster brâhten, wie vil dâ gloken klanc.* — An Klösterwerden Schenkungen von Ländereien oder Landrenten vergabt durch Kriemhild nach Siegfrieds Tode (9) 1001, 1. Besonders reich stattet in C Ute das Hauskloster der Burgundenkönige zu Lorsch aus 1082, 5 ff. In Passau steht ein Kloster (11) 1235, 3: *dâ noch ein clôster stât;* da es in Passau seit alter Zeit verschiedene Klöster gab, so ist schwerlich an ein einzelnes besonders zu denken. — Bischof Piligrim von Passau kommt bekanntlich vor in den Strophen *1236. 8. 9. 1252. 1270. 1368. 1435. 1568.* Merkwürdig ist die Strophe (14) 1448, wo es beim Abzuge der Burgunden ins Hunnenland heißt: *dô sprach dâ von Spîre ein alter bischof zuo der schœnen Uoten: 'unser vriunde wellent varn gên der hôhzîte; got müeze sie dâ bewarn'.* Lachmann meint, Über die ursprüngl. Gestalt der Nib. Noth S. 30 (Kl. Schr. 1, 21): 'Der eigentliche Sinn dieser Stelle ist unverständlich; doch läßt sich vermuten, daß der alte Bischof von Speier, der nicht weiter vorkommt, Unglück ahnte und sie warnen wollte. — Es ist wol erlaubt anzunehmen, daß wir hier nur ein Bruchstück, einen halbverlornen Nachklang des alten Liedes haben, zumal wenn sich dieß noch von anderen Stellen zeigen ließe'. Und Anm. S. 189 sagt er: 'Der Sinn dieser Strophe würde nicht dunkel scheinen, wenn man nicht auch hier gleiche Ausführlichkeit erwartete wie im Folgenden, das sie aber erst durch allerlei Zusätze erhalten hat, welche bei genauerer Betrachtung als störend erscheinen und sogar den eigentlichen Gedanken des Liedes verstecken: denn es will nur die Ahnungen und die Vorzeichen des unseligen Ausganges darstellen, einen der erweislich ältesten Theile der Sage von Günthers Untergange'.

Henning Nibelungenstudien S. 125 spricht sich nicht weiter über die Strophe aus. Dagegen erörtert sie Kettner eingehender, Zeitschr. f. d. Philol. 17, 145 f., und meint, sie habe nichts altertümliches, nur etwas sonderbares, weil darin plötzlich ein Bischof von Speier erscheine, der nachher nie wieder vorkomme, und scheidet sie als unpassenden Zusatz aus, den er dem 'jüngeren Dichter' anrechnet. Jedesfalls scheint mir Eines beachtenswert: von 1200—1224 war Konrad von Scharfenberg Bischof von Speier, seit 1211 auch Bischof von Metz. Dieser bedeutende Mann (vgl. über ihn Bienemann, Konr. v. Scharfenberg, Straßburg 1887) war schon 1186 Propst von Sct. Germanus zu Speier, 1196 Domdechant zu Speier, 1198 Protonotarius der Reichskanzlei unter König Philipp, gieng 1208 zu Otto IV. über, bei dem er Kanzler wurde, was er nach seinem Übertritte zu Friedrich II. auch bis zu seinem Tode blieb. Vgl. Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre 1, 419 ff. Er muß seiner ganzen Laufbahn gemäß im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, besonders nach mittelalterlichen Begriffen (vgl. mein Buch, Über Hartmann v. Aue S. 461) ein alter Mann gewesen sein, im zweiten Jahrzehnt natürlich noch mehr. Ist er in der Strophe gemeint, so gewinnen wir für diese in dem Jahre 1200 einen Zeitpunkt, vor dem sie nicht verfaßt sein konnte, im Jahre 1224 einen Termin, nach dem sie nicht mehr entstehen mochte. — Ein *priester* (14), 1515, 4 kommt nur in der Person des Kaplans der Burgundenkönige vor (14) *1482, 3,* dann *1525, 3. 1529, 3,* dessen Rettung aus den Fluten der Donau *1514 – 1520* beschrieben wird (vgl. noch 1523, 5 ff. in *Hd).* Nach der Darstellung des Gedichtes ist hier keineswegs der vornehme Hofgeistliche gemeint, der sonst *capellanus* eines königlichen Hauses heißt (vgl. Du Cange 2, 118 f.), sondern ein

einfacher Priester. Die Vorstellung des Dichters schließt sich damit an den Sprachgebrauch des 12. und 13. Jahrhunderts, der bereits *capellani* im heutigen Sinne kennt, d. h. Hilfspriester, die in einzelnen Kapellen, oder bei größeren Kirchen für Seelsorge oder Chordienst angestellt werden. Vgl. Kirchenlexikon [2] 7, 117 ff., bes. 119. Die liturgischen Gerätschaften für den Gottesdienst auf der Reise machen eine Saumlast aus, ***kapelsoum*** (14) *1515, 1,* die besonders mitgeführt wird. — ***phaffen*** sind Priester (nicht 'Weltgeistliche') *981, 2,* die Messe singen können 1005, 3, und deßhalb von den Mönchen, die damals gewöhnlich nicht Priester waren, genau unterschieden werden 998, 2. *999, 6.* — ***Ein tougenlîchez criuze*** wird (7) 847, 2 von Kriemhild auf Siegfrieds Gewand genäht, Hagen wirft (8) 922, 2 dadurch den *gêr*. Über die Unebenheiten der Darstellung vgl. Kettner, Zeitschr. f. d. Philol. 17, 164 ff. und besonders Cauer, Grundfragen der Homerkritik (1895).

m. Es finden sich in den Nibelungen verschiedene Theile des Gottesdienstes erwähnt. Da ist zuvörderst zu bemerken, daß die Messen, welche in dem Gedichte vorkommen, ausnahmslos entweder feierliche (missae solemnes) oder zum mindesten gesungene (missae cantatae), nicht aber gelesene oder stille sind. Das ergibt sich aus den verwendeten Ausdrücken: *messe singen* (1) *34, 1.* (5) 594, 3. (6) 750, 3. (9) *989, 2.* 995, 3. (11) 1164, 1; *singen* bedeutet an sich schon *messe singen:* (3) 300, 1, vgl. 301, 1. (9) 993, 1, vgl. *989, 2.* 996, 1. 999, 6 (im gemeinen Text und C). 1004, 1. Nicht von gesungenen und gelesenen Messen ist zu verstehen (9) 1005, 3: *man sanc unde las.* Auch die von den Wörterbüchern und Erklärern mit einbezogene Stelle (6) 787, 1: *swie vil man gote diende oder ieman dâ sanc* gehört nicht hierher. Das

hätte schon das Wort *ieman* lehren müssen, das sich nur auf die Gemeinde beziehen kann. Dann aber handelt es sich dort um den Gottesdienst zur Vesper, bei dem überhaupt in der Regel nur gebetet und gesungen, aber nicht Messe gelesen wird. Im Mittelalter konnte sich allerdings an Festtagen an die Messe die Vesper schließen, das ist aber nach 757, 1 gewiß hier nicht gemeint; oder es konnte mit der wirklichen Vesper eine missa sicca (ohne Consecration oder Communion) verbunden werden, bei dieser gab es jedoch keinen Gesang. Es ist also hier unter *sanc* nur das Absingen der Lieder vor und nach dem nachmittäglichen Segen zu verstehen oder die zu dieser Zeit vorgenommene laute Recitation der Litanei durch Priester und Gemeinde. Ebenso ist (17) 1789, 1 *si sungen ungelîche* nicht unmittelbar auf die priesterliche Meßfeier zu beziehen, sondern auf den Gesang der Gemeinde. Die Stelle bleibt wunderlich und ist meines Erachtens unrichtig aufgefaßt worden. Es ist nötig, den Zusammenhang zu beachten:

1788, 2 Hagne begunde wecken die rittere über al,
ob si zuo dem münster ze messe wolden gân.
nâch siten kristenlîchen man vil liuten began.
1789 Si sungen ungelîche, daz dâ vil wol schein,
kristen unde heiden wârn niht enein.
dô wolden zuo der kirchen Gunthêres man:
si wârn von den betten algelîche gestân.

Lachmann sagt (Anm. S. 225) zu 1789, 1. 2: ‘Die Anmerkung verrät sich durch schiefen unklaren Ausdruck als nicht ursprünglich. Das Christentum und Heidentum einander entgegen zu setzen, ist überhaupt wenig im Sinne dieser Lieder. — Ist weiter nichts gemeint als ‘man hörte in heidnischen und christlichen Kirchen verschieden singen’? Und heißt *daz* so daß oder welches? *Ih* setzen

dafür *als*. Auch Z. 3 und 4 wird wol Niemand loben'. Lachmann hat also gemeint, *si sungen ungeliche* beziehe sich auf den Gesang von Christen und Heiden in ihren Kirchen. So hat auch die Handschrift C die Sache verstanden, die um der besseren Klarheit willen dann 1789, 3 *zuo den kirchen*, also den Plural, gesetzt hat. Piper bemerkt in seiner Ausgabe (Kürschners Bibliothek der deutschen Nationallitteratur): 'ihr Gesang stimmte nicht überein. Der Dichter denkt sich also die Heiden auch singend, und ebenfalls in einer Kirche ihre Andacht verrichtend; der Gesang aber ist ein anderer'. Die Anmerkung von Bartsch: 'sie harmonierten nicht in ihrem Gesange' besagt gar nichts. Wilmanns scheidet (Beiträge 1877 S. 22) die Zeilen 1788, 3. 4. 1789, 1. 2 als späte Einschiebung aus, die übrigen Forscher und Herausgeber beschäftigen sich nicht mit der Strophe. — Zunächst ist festzuhalten, daß die gesammte Überlieferung mit Ausnahme von C, nur den Singular *zuo der kirchen* (das Substantivum wird in den Nib. stark und schwach flectiert) *1789, 3* darbietet, es ist also nur ein Gotteshaus gemeint und zwar ein christliches: *dâ wolden z. d. k. Gunthêres man*. In der That wäre es absurd, Christen und Heiden in einer Kirche ihren Gottesdienst feiern zu lassen; so viel wußte auch ein noch so törichter Dichter im Anfange des 13. Jahrhunderts, zum mindesten aus den Kreuzzügen, daß dieß unmöglich war. Also zwei Gotteshäuser, von denen nur das christliche *kirche 1789, 3. 1793, 2, münster* mit dem *vrônen vrîthove* 1795, 1. 2, *daz wîte münster* 1797, 2 genannt wäre? Aber ein heidnisches kommt überhaupt nicht vor, denn König Etzel geleitet zwar 1798 Kriemhild zur Kirche und spricht auf dem Friedhofe 1799 ff. mit den Hunnen, Kriemhild geht aber allein mit ihrem christlichen Gefolge in die Kirche 1804, 1: *dô gie vil grôziu menige*

mit der küniginne dan (vgl. die unter *k* zusammengestellten Wendungen), die Hunnen warten heraußen, ärgern sich über die Anmaßung Hagen und Volkers, die der Königin nicht Platz machen 1804, 2 ff. und schweigen dazu nur, weil sie den König schonen 1805, 1—3, der also die Sache mit ansieht. Nach dem Gottesdienste heißt es 1806, 1 ff.:

Dô man dô gote gediende, unt daz si wolden dan,
vil balde kom ze rossen manic Hiunen man.
dô was bî Kriemhilde vil manic schœne meit:
wol siben tûsent degne bî der küniginne reit.

Kriemhild kehrt also mit ihrem christlichen und heidnischen Gefolge und mit dem König (vgl. auch 1807, 1 f.) aus der Kirche in den Pallast zurück, ebenso zu Pferde, wie sie gekommen war (1798, 4: *dô kôs man hôhe stouben von den Kriemhilde scharn).* Von einem Gotteshause und Gottesdienste der Heiden ist somit nirgends die Rede. Was heißt dann aber *1789, 1: si sungen ungelîche?* Das geschieht eben überhaupt nicht in einer Kirche. So weit sind die Burgunden gar nicht, an die Hagen erst *1793. 4* die Aufforderung richtet, den Gottesdienst zu besuchen, und die ihm erst 1795, 1 f. Folge leisten. Es kann nur, und auch damit nimmt die Strophe *1789* schon Etwas vorweg, von dem Zuge zur Kirche die Rede sein, an dem die Burgunden sowol als die Hunnen (das Gefolge Kriemhilds) sich beteiligen: während dieses Zuges singen Christen und Heiden und man merkt deutlich, daß diese Gesänge (dabei dachte der Dichter an Kyrie Eleyson und an die sarrazenischen Anrufungen Allahs) nicht zu einander stimmten. — Auch (9) *981, 2: dô hôrt man allenthalben maneges phaphen sanc,* als Siegfrieds Leichenzug sich in Bewegung setzt, sind nicht etwa Messe oder Meßlieder zu verstehen, sondern nur das De profundis.

Die Messen, welche das Nibelungenlied kennt, haben sehr verschiedene Zwecke. Eine gewöhnliche missa cantata ist gemeint (3) 298—301. (6) 754—756. (17) 1788—1806. Eine Frühmesse (missa matutina) wird erwähnt (6) 750, 3, schon vor ihr findet ein Kampfspiel statt: *ê ez vol ertagete, dô kômen für den sal vil rîter unde knehte: dô huop sich aber schal, vor einer vruomesse die man dem künige sanc;* sie wurde also wol um 6 Uhr Morgens besonders für den König und sein Haus gehalten. C gebraucht den Ausdruck noch einmal (11) 1164, 1, wo A und der gemeine Text dasselbe mit den Worten sagen: *des anderen morgens früeje, dô man die messe sanc.* Diese Frühmesse heißt *mettîne* (9) 945, 2: — *sô si gienge derfüre hin ze mettîne, ê daz ez wurde tac, der diu frouwe Kriemhilt vil selten eine verlac.* 948, 1: *dô si mit ir vrouwen ze kirche wolde gân.* Wenn Schwarze (Zeitschr. f. d. Philol. 13, 407) davon sagt: '— die Frau geht gewöhnlich zur Frühmette, dem ersten Theil der im Brevier der katholischen Kirche enthaltenen täglichen Andachten', so ist das eine seltsame Vermengung ganz verschiedener Dinge, deren sich übrigens auch Piper in der Anmerkung zu der Strophe schuldig macht. Die kanonischen Stundengebete kommen in den Nibelungen überhaupt nicht vor, und wenn ein Laie wie Kriemhild eine Matutin beten wollte, so brauchte sie ja deßwegen nicht in die Kirche zu gehen, das konnte sie daheim ebensowol besorgen. Aus den Angaben, daß es finster war 945, 3, daß Licht gemacht wurde 946, 3. 947, 3 ersieht man, daß es Spätherbst war: das schickt sich trefflich zu der Jagdzeit, in der Siegfried ermordet wurde. Dagegen war es 750, wo man vor der Frühmesse in der Dämmerung schon Spiele treiben konnte, natürlich Sommer. Die Mette begegnet noch (11) 1189, 4, wo es von Kriemhild heißt: *diu ir vil liehten ougen getruckenten nie, unz si aber den*

morgen ze mettîne gie. Und hier wird diese Frühmesse noch ausdrücklich von der gewöhnlichen missa diei, die ungefähr zwischen 9 und 11 Uhr fällt, (als eine missa minor) unterschieden, denn es heißt in der folgenden Strophe *1190, 1: ze rehter messezîte die künege wâren komen.* Der Ausdruck wird noch einmal gebraucht (9) 1002, 1, wo Siegfrieds Bestattung vorgenommen wird: *an dem dritten morgen ze rehter messezît.* — Es kommen auch Messen mit bestimmten Zwecken vor. So wird eine feierliche bei Siegfrieds Schwertnahme celebriert (1) *34, 1: gote man dô zen êren eine messe sanc.* Deßgleichen wird die Vermählung Gunthers mit Brünhild, Siegfrieds mit Kriemhild bei einer Messe feierlich vollzogen: (5) 594, 3: *si giengen zuo dem münster, dâ man die messe sanc.* Kettner (Zeitschr. f. d. Philol. 16, 49) faßt den ganzen Vorgang als Königsweihe auf. Was ist das: 'Königsweihe'? Doch nur die feierliche Königskrönung, welche die Kirche als einen Akt ihrer Autorität vollzieht. Davon aber kann hier nicht die Rede sein: Gunther ist längst König, Brünhild dürfte als Königin nur dann gekrönt werden, wenn sie selbständig regierte, was nicht der Fall ist; Siegfried und Kriemhild können aber doch unmöglich zu Worms als König und Königin der Niederlande gekrönt werden. Die Worte 595, 3 *dô wurden si gewîhet* beziehen sich also nur auf die feierliche Einsegnung der königlichen Ehepaare in der Kirche, die der an sich rechtskräftigen Verlobung folgt. Und was 595, 1 f. steht: *nâch küniklîchen êren was in dâ bereit swaz si haben solden, ir krône und ouch ir kleit,* beschreibt nur den königlichen Prunk, der dabei entfaltet wurde. An die Vermählung schließt sich dann die *swertleite* von mehr als 600 jungen Rittern; reichliche Beispiele für diese Verbindung gewährt die deutsche Geschichte, besonders bei den Babenbergern war solche

Häufung von Festen üblich. (5) *607, 2* lautet: *der vrowen islîche fuorte ein bischof,* nämlich vom Turnier zu Tisch, eine Bemerkung, die aus dem Ceremoniell der Vermählung, das der Bischöfe bedurfte, abgeleitet ist.

Sehr ausführlich wird die Bestattung Siegfrieds beschrieben. (9) 967 wird die Leiche entkleidet, gewaschen und auf eine Bahre (feretrum, *rê*) gelegt, da treten zunächst König Siegmund und seine Mannen hinzu, die auch durch die erste Nacht Totenwache halten, bis der Sarg hergestellt ist 976, 1—3. Das geschieht dann 979. Aber zunächst wird noch die Leiche zur Kirche getragen und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach sofort in die Kirche hinein 980, 2 f. Der Gesang *981, 2: dô hôrt man allenthalben manges phaphen sanc,* das sind, wie schon erwähnt wurde, die Psalmen, welche bei dem Transport in die Kirche recitiert werden, vielleicht schon das Lied 'Subvenite sancti'. *989, 2* wird mitgeteilt: *man wolde messe singen: zuo dem münster dan giengen allenthalben man unde wîp;* es versammelt sich also das Volk bei der Kirche, um der Totenmesse beizuwohnen. *991*: *sîn sarc was bereitet wol umb mitten tac. man huop in von der bâre, dâ er ûfe lac. in wolde noch diu frouwe lâzen niht begraben. des muosen al die liute michel arbeite haben.* Die Leiche wird in den Sarg gelegt, und jetzt könnte das Begräbniß alsbald stattfinden, denn das Mittelalter kannte (wie heute noch der Orient) dabei keine gesetzliche Frist. Allein Kriemhild will dem Verstorbenen die Totenvigilien halten lassen und das bringt die Geistlichen und das wartende Volk in Bedrängniß. 993: *dô man gehôrte daz man zem münster sanc und in besarket hête, dô huop sich grôz gedranc;* es soll also nun die Missa pro defuncto abgehalten werden, und zwar, wie es scheint, als ein Ausnahmsfall cadavere praesente (vgl. mein Buch, Über Hart-

mann v. Aue S. 45; Kirchenlexicon [2] 2, 196 Thalhofer). — 993, 3: *durch willen sîner sêle waz man opfers truoc!* Darunter sind die Almosen verstanden, welche zu Gunsten der Seele des Verstorbenen der Kirche übergeben werden. Es wird besonderer Wert darauf gelegt, daß diese Oblationen von möglichst vielen dargebracht werden, weil sie als der Ausdruck einer Fürbitte und religiösen Wolmeinung dem Verstorbenen zu gute kommen. Deßhalb heißt es 994:

Kriemhilt diu arme zir kamerœren sprach:
'ir sult durch mîne liebe lîden ungemach:
die im guotes günnen und mir wesen holt,
durch Sîfrides sêle sol man teilen sîn golt'.

Die Kämmerer müssen sich plagen, aber nicht um Siegfrieds Gold als Geschenk unmittelbar an die Armen zu verteilen, sondern um es an alle Leute zu geben, damit sie es dann als Totenopfer der Kirche darbringen. Deßhalb 995, 1: *dehein kint was sô kleine, daz witze mohte haben, ez muose gên ze opher.* Und die ganze Strophe 1000 dient zur Erklärung dieses Vorgehens: *swaz man vant der armen, die es niht mohten hân, die hiez man doch zem opher mit golde gân ûz sîn selbes kamere. dô er niht solde leben, umbe sîne sêle wart manic tûsent marc gegeben.* Auch die eingeschaltete Strophe des gemeinen Textes und C faßt die Sache so, denn sie sagt von den Priestern, die Messe lesen 999, 7: *waz man in ophers truoc! di vil arme wâren, di wurden rîche genuoc.* An diese Totenopfer schließen sich sehr passend die übrigen frommen Stiftungen und Gaben Kriemhildens. Zunächst Verleihungen von Ländereien und Landrenten an geistliche Häuser 1001, 1: *urbor ûf der erden teiltes in diu lant, swâ sô man klôster und guote liute vant.* Darnach bedeuten *guote liute* hier ebenso fromme Leute, insbesondere Geistliche, wie bei Hartmann und Wolfram (vgl. Über Hartm. v. A., S. 104 f.). — 3 f.:

silber gap man unde wât den armen dâ genuoc. si tet dem wol gelîche daz sim holden willen truoc. Den Totenopfern folgten somit die Almosenspenden im engeren Sinne des Wortes (vgl. Über Hartm. v. A., S. 44 f.), das wird noch 1003, 1—3 ausgeführt. — Von den Bestattungsfeierlichkeiten wird nun zunächst erwähnt 995, 2: *ê er wurde begraben, wol hundert messe man des tages sanc.* Während also der Leichnam noch in offenem Sarge aufgebahrt liegt, werden die Totenmessen celebriert. 'Gut hundert Messen', das ist eine starke Behauptung, selbst dann, wenn man zugesteht, daß um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts noch ein Priester gelegentlich zwei bis drei Messen (besonders 'trockene') tagsüber lesen durfte. Aber das gehört zu der übertreibenden Ausmalung im Gedichte. Ob die Messen in verschiedenen Kirchen oder gar in dem einzigen genannten Münster (an wie vielen Altären?) celebriert wurden, bleibt ungesagt. Siegfrieds Freunde drängen sich bei der Feier. Als nun die Messen vorüber sind, 996, 1: *dô man het gesungen, daz volc sich huop dan.* Kriemhild, ihre Diener, die Niederländer, die Priester und Mönche bleiben zurück, und Kriemhild sagt: *ir sult niht eine lân hînte mich bewachen den ûz erwelten degen,* d. h. sie fordert nun auf, sie nicht allein bei der Leiche zu lassen (vgl. Über H. v. A. S. 45), dem Verstorbenen die eigentlichen Totenvigilien in der Kirche zu halten, die ganz wol so lange dauern konnten, *997, 1: drî naht und drî tage wil ich in lâzen stân.* Dabei wird das liturgische Officium defunctorum durch Nacht und Tag abwechselnd gebetet und recitiert. Das wird ausgeführt 998:

Ze herbergen giengen die liute von der stat.
pfaffen und müniche si belîben bat,
und allez sîn gesinde, daz des heldes phlac.
si heten naht vil arge und vil müelîchen tac.

Und in der That war das keine geringe Leistung, die da verlangt wurde. Die nächste Strophe *999* verschärft das noch, indem sie beifügt: *ân ezzen und ân trinken beleib dâ manic man.* Lachmann hat bereits angemerkt, daß damit vorweg genommen wird, was 1012 eingehend berichtet:

Dô was etelîcher der drîer tage lanc
vor dem grôzen leide niht az noch entranc.
dô mohten si dem lîbe sô geswîchen niht:
si nerten sich nâch sorgen, sô noch genuogen geschiht.

Daß hier, wol mit der üblichen mhd. Verkleinerung, nur *etelîche* sich diese Entbehrung von Speise und Trank auferlegen, deutet auch *999, 2* an: *die ez nemen wolden, den wart daz kunt getân daz man ins den vollen gæbe: daz schuof er Sigmunt. dô was den Niblungen vil michel arebeite kunt.* Beide Stellen sind gewiß abgefaßt mit Hinblick auf die gemeinsamen Mahlzeiten, die damals bei den Leichenwachen üblich waren; um dieses Mißbrauches willen war es ja überhaupt von der Kirche angeordnet worden, daß die Leiche nicht im Hause aufgebahrt werde. Übrigens sind die drei Tage einschließlich der Bestattung zur Erde zu nehmen: sie beginnen mit der Übertragung der Leiche in den Sarg um Mittag und schließen mit dem Mittag, der auf das in alter Zeit und heute noch auf dem Lande gebräuchliche Begräbniß in den Morgenstunden folgt, 1002:

An dem dritten morgen ze rehter messezît
sô was bî dem münster ein kirchhof alsô wît
von den lantliuten weinens alsô vol:
si dienten im nâch tôde, als man lieben vriunden sol.

Das sind also die Totenklagen des Volkes, sie steigern sich in den Augenblicken, da die Leiche in die Erde gesenkt wird, 1004:

Dô gote wart gedienet und man vol gesanc, (etwa das Libera)
mit ungefüegem leide vil des volkes ranc.
man hiez in ûz dem münster zuo dem grabe tragen.
man vant dâ niht anders wan ein weinen unde klagen.

1005 *Lûte scriende daz liut gie mit im dan:*
vrô enwas dâ niemen, weder wîp noch man.

1006—1010 wird dann sehr schön Kriemhildens letzte Klage beschrieben, 1011 und 1012 die Trauer des Gefolges aus den Niederlanden. 1005, 3. 4 steht nun: *ê man in begrüebe, man sanc unde las: hey waz guoter phaffen ze sîner pevilde was!* Man hat das, so viel ich sehe, ziemlich allgemein (nur nicht Piper), auf den Unterschied gesungener und gelesener Messen vor dem Begräbnisse Siegfrieds gedeutet; es sind aber die gesungenen Antiphonen (In paradisum etc.), die recitierten Psalmen (113. 117. 131. 137 u. s. w.) und die gesprochenen oder gelesenen Segengebete verstanden. Das ergibt sich auch aus dem Worte *pevilde,* die große Menge des geistlichen Geleites zum Grabe bezeichnet die Pracht der Bestattung. — Nach (10) *1042,* 43 findet Kriemhildens fortwährende Trauer um Siegfried auch religiösen Ausdruck: zu Worms in der Nähe der Grabstätte beim Münster läßt sie sich ein Haus bauen, das sie mit ihrem Gesinde bewohnt, und besucht fleißig die Kirche und den Friedhof: *dâ man begruop ir vriedel (wie selten si daz lie!) mit trûrigem muote si alle zît dar gie und bat got den guoten sîner sêle phlegen.* Die Übersiedlung von Ute und Kriemhild nach Lorsch, sowie die Übertragung von Siegfrieds Leiche dahin 1082, 5—36 ist Eigentum der Handschrift C. Nach (11) *1221, 2. 3* wird ein nachträgliches Totenopfer Kriemhildens für Siegfried erwähnt: *si het ir ophergoldes noch wol tûsent marc; si teiltez sîner sêle, ir vil lieben man,* bevor sie zu Etzel sich begibt.

Drei Taufen kommen in dem Gedichte vor. Kriemhild gebiert dem Siegfried im zehnten Jahre ihrer Ehe einen Sohn (5) *660, 1: den îlte man dô toufen und gap im einen namen, Gunther, nâch sînem œheim: des dorft er sich niht schamen. geriet er nâch den mâgen, daz wær im wol ergân.* Zur selben Zeit, scheint es, genas auch Brünhild eines Sohnes *662, 1: nu hete ouch dort bî Rîne, sô wir hœren sagen, bî Gunther dem rîchen einen sun getragen Prünhilt diu schœne in Burgonden lant: durch des heldes liebe wart er Sîfrit genant.* In diesen beiden Fällen werden bei der Taufe den Knaben die Namen angesehener Verwanter gegeben, bei Siegfrieds Sohn mit einer Begründung (660, 3), die schon deutlich auf den Brauch der Kirche hinweist, den Taufnamen aus den Heiligennamen zu wählen. Aber noch heute ist das nur ein Wunsch der Kirche, kein Gebot. Daß die gegenseitige Liebesbezeugung der Elternpaare zu Xanten und Worms im wechselweisen Verleihen der Namen dem Geiste der alten Heldensage nicht entspricht, bedarf keines Erweises. Doch ist es nicht ohne Interesse zu sehen, daß bei der Taufe des Sohnes, den Kriemhild nach siebenjähriger Ehe mit Etzel bekommt, der Dichter soche Rücksichten nicht mehr walten läßt; es heißt dort (12) *1328, 1: sin wolde niht erwinden, sine wurbe sint daz getoufet wurde daz Etzelen kint nâch kristenlîchem rehte: Ortliep wart ez genant.* Ob bei der Wahl dieses Namens schon das spätere Schicksal des Knaben mitwirkte, mag dahingestellt bleiben.

Besondere Beachtung verdienen die beiden Strophen (17) *1793. 4.* Nach dem Hagen des morgens die Burgunden geweckt und sie ermahnt hat, statt der Prachtkleider für (den Kirchgang und) das Hoffest lieber Helm, Halsberg, Schild und Waffen zu tragen, fährt er fort:

1793 *Mîne vil lieben hêrren, dar zuo mâge und man,*
ir sult vil willeclîchen zuo der kirchen gân,
und klaget gote dem rîchen sorge und iwer nôt,
und wizzet sicherlîchen daz uns nâhet der tôt.
1794 *Irn sult ouch niht vergezzen swaz ir habet getân,*
und sult vil vlîzeclîchen dâ gein gote stân.
des wil ich iuch warnen, recken vil hêr.
ez enwelle got von himele, ir vernemet messe nimmer mêr.

Lachmann sagt (Anm. S. 226): 'Zwei innere Reime in dreien übrigens guten Strophen, 1793. 1794. 1796, zeigen, daß Hagens Frömmigkeit hier von dem nachmalenden Dichter hervorgehoben ist, der vorher Heiden und Christen einander entgegenstellte'. Das kann sich jedesfalls nicht auf *1796* beziehen, denn der '*Hagnen rât*', verletzenden Gruß oder Beleidigungen mit tiefen schweren Wunden zu vergelten, ist durchaus nicht fromm. Wilmanns (Beitr. S. 22) meint: 'Str. 1793. 1794, in denen Hagen in frommem Beterton seine Herren ermahnt, Gott ihr Leid zu klagen und in Andacht Messe zu hören, setzen sich zu deutlich von den umstehenden ab, als daß man ihre von Lachmann bemerkte Unechtheit weitläufiger begründen müßte'. Henning handelt, wenn ich nichts übersehe, in seinen 'Nibelungenstudien' nicht von diesen Strophen. Ich lasse mich hier auf die Besprechung einzelner Athetesen nicht ein, will aber nur anmerken, daß meiner Empfindung nach 1795, 1 unmöglich gesagt werden kann: *sus giengen zuo dem münster die fürsten und ir man,* wenn nach der Tilgung von 1788. 89. 93. 94 vorher von dem Kirchgange gar nicht die Rede war. Die Äußerungen der Forscher führte ich hier an, weil sie zwar den religiösen Charakter der Worte Hagens in den Strophen *1793. 4* erkennen lassen, nicht aber die besondere Absicht, die Hagen in ihnen beigelegt wird. Näher kommt der Sache Piper in seiner Anmerkung:

'Er (Hagen) mahnt sie, ihrer Sündenschuld, besonders der Ermordung Siegfrieds, zu gedenken und ihr Gewissen vor Gott zu entlasten, denn er meint, ihre Stunde habe jetzt geschlagen'. Freilich, wie die Burgunden sich hier an Siegfrieds Ermordung erinnern sollen, eine Sünde, die Hagen vollbracht hat und an der höchstens noch Gunther und Gernot Anteil haben, das sehe ich nicht ein. Richtig aber ist, daß Hagen mit den Worten *1793, 3. 1794, 1—3* die Burgunden auffordert, bei dem bevorstehenden Gottesdienste ihre Sünden zu bekennen. Das wäre auf dreierlei Weise ausführbar gewesen. Es kann gemeint sein, daß jeder Einzelne beichten und dann kommunizieren sollte; das ist aber nach der Beschaffenheit der Lage der Burgunden ganz unwahrscheinlich, fast unmöglich. Oder das Sündenbekenntniß aller Einzelnen kann in einer lauten confessio generalis zusammengefaßt werden, der dann die Kommunion folgte: solches ist vor Schlachten im Mittelalter oftmals geschehen, aber hier ist auch dawider einzuwenden, daß von der Kommunion gar nicht die Rede ist, auch die Situation im Allgemeinen paßt nicht dazu. Endlich drittens könnte Hagen nur dazu ermahnt haben, das bei jeder Messe vorkommende öffentliche Schuldbekenntniß (das Confiteor) andächtig abzulegen, wie es in gefährlicher Lage besonders geraten war; und das, glaube ich, ist hier gemeint. Es bildeten demnach die Worte der beiden Strophen *1793, 4* nur ein für die Hörer eindrucksvolles und wichtiges Moment mehr in der Darstellung der Gefahren, denen die Burgunden in der feindseligen Umgebung der Hunnen preisgegeben waren.

Endlich darf ich nicht unerwähnt lassen, daß viele Forscher (vgl. Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun [1894] S. 194 f.) der

Ansicht sind, die furchtbaren, der alten Überlieferung der Lieder angehörigen Worte Hagens, bevor er an Etzels Tafel dem jungen Ortlieb das Haupt abschlägt (18) 1897, 3: *nu trinken wir die minne und gelten sküneges wîn* bezögen sich auf das Gedächtniß Siegfrieds. Hartung stellt das mit Recht in Abrede; ich habe vor Allem einzuwenden, daß dieser Bezug weder den Tafelgenossen noch den Hörern des Gedichtes verständlich und begründet schiene. Hartung selbst denkt an die 'Johannesminne'. Das geht aber noch weniger an (vgl. Über Hartmann v. Aue S. 16 f.) und schickt sich gar nicht zu der Gelegenheit, auch wenn man eine grasse Ironie darin finden wollte. Ich meine, der Trunk gilt der Ehre des Wirtes und *des küneges* ist von *wîn* auch schon auf *minne* zu ziehen.

Damit sind meine Beobachtungen über das dem engeren Sinne nach Christliche in dem Wortlaute der uns vorliegenden Nibelungendichtung abgeschlossen. Die verzeichneten Stellen lassen sich meines Erachtens in zwei Gruppen sondern. Die erste von ihnen befaßt in sich die Formeln des Lebensverkehres. Sie erstrecken sich über alle Theile des Epos, wenn auch nicht gleichmäßig, und bezeugen so, daß durch das ganze Werk hin die einfachsten Wendungen im Austausch der Reden bereits christlich gefärbt sind. Es scheint mir nun sehr bemerkenswert, daß diese Formeln, soweit ich sehe, mit denen der geistlichen Erzählungspoesie des zwölften Jahrhunderts gar nicht mehr oder nur ganz wenig zusammenhängen. Freilich hat es noch Niemand versucht, den Formelvorrat des Volksepos mit dem jener älteren Gruppe von Dichtungen genauer zu vergleichen. Nur

unter sich hat man einerseits die Dichtwerke aus der Heldensage zusammengestellt, z. B. Radke, Die epische Formel im Nibelungenliede (dabei Kudrun und Spielmannsepen), Kieler Dissertation 1890; Schmedes, Untersuchungen über den Stil der Epen Rother, Nibelungenlied und Kudrun, Kieler Dissertation 1893. Anderesteils gibt es bekanntlich schon eine ziemlich umfangreiche Litteratur, besonders von Ausgaben der Dichtungen des 12. Jhs., in der die Formeln dieses Kreises poetischen Schaffens zusammengetragen sind; von Diemers Arbeiten an bis zur jüngsten Gegenwart geschieht das in stetem Fortschritt methodischer Betrachtung, vielleicht am sorgfältigsten und einsichtsvollsten in dem Buche von Carl Kraus, Deutsche Gedichte des XII. Jhs. (1894). Immerhin gewähren schon diese Sammlungen einige Sicherheit und es ist nicht unwichtig, zu sehen, daß die Nibelungen nicht an diese Überlieferung poetischer Sprache sich unmittelbar anschließen, sondern durchaus im Bannkreise des höfischen Epos stehen. Es wird genügen, wenn ich für diesen Zweck hier auf mein Buch, Über Hartmann von Aue, S. 3—47 verweise; es ergibt sich schon daraus, daß die ritterlich-christliche Auffassung und Gestaltung der Lebensformen sich auch durch die Nibelungen zieht. Bedeutsam scheint, daß in Bezug auf die Sprechenden kein Unterschied gemacht wird: Siegfried gebraucht diese Verkehrsformeln ebensogut wie Gunther, Hagen wie Rüedeger, Dietrich und sogar Etzel sind darauf eingeübt.

Einer zweiten Gruppe rechne ich diejenigen Erwähnungen christlicher Dinge zu, in denen etwas Stoffliches berichtet wird, die also einen Theil der Darstellung selbst bilden. Über eine größere Partie erstrecken sie sich nur in Lachmanns 9. Liede: die Bestattungsfeier Siegfrieds ist mit den christlichen Zuständen

[illegible] Überlieferungen unserer Nibelungensage [illegible] haben. Denn an sich sind Blutrache und [illegible] zwar Ideen, die nicht aus dem Christen-

tum aufsteigen konnten, sie sind jedoch ganz allgemein menschlich und finden sich in allen christlichen Zeiten und Ländern; aus der unübersehbaren Masse der Beispiele braucht nur an die altitalienische Novellenlitteratur erinnert zu werden. Wie viel aber von jenen beiden Hauptgedanken in den ältesten nordischen Fassungen der Sage steckt, das ist nicht leicht auszumachen. Wilhelm Grimm hielt die Habgier für ein stärkeres Motiv in jener Überlieferung, Blutrache für das spätere, und jedesfalls ist die Gewalt des Schicksals ein Begriff, der auch der christlichen Poesie des 12. Jhs. nicht fremd ist, man denke an die *wilsælde* der Kaiserchronik. Allerdings, wie tief man die angeführten christlichen Gestaltungen einzelner Motive in den Körper der Sage eingewachsen sein läßt, das kann erst durch besondere Untersuchungen festgestellt werden. Diesen greife ich nicht vor, wenn ich hier erwähne, daß die Zahl der Formeln und Stellen christlichen Inhaltes (eine genaue Begrenzung nach ihrem Umfange ist unmöglich) in der ganzen Nibelungendichtung 173 beträgt, davon entfallen 136 auf Lachmanns Lieder 1—19, dagegen 37 auf sein 20. Lied allein. Die Nibelungen enthalten 2316 Strophen, das 20. Lied 294, es sollten somit, wofern die Verteilung der christlichen Stellen gleichmäßig stattfände, auf dieses nur 20·19 entfallen: das 20. Lied weist, da es 37 enthält, einen sehr erheblichen Überschuß auf. Wie dieser zu deuten ist, erhellt aus einer genaueren Betrachtung des Bestandes. Es zeigt sich nämlich, daß von diesen 37 Stellen 34 zu den von mir unter *b—h* aufgezählten Formeln gehören, das sind eben diejenigen, welche hauptsächlich auf den höfischen Verkehr sich beziehen. Man kann daher aus diesem Zahlenverhältniß keinen anderen Schluß ziehen, als daß Lachmanns 20. Lied diesen Formeln besonders leicht

Eingang verstattet hat; es tritt ergänzend hinzu, daß die Zahl der Formeln *b—h* aus allen übrigen Liedern zusammen 38 beträgt, also nur um 4 mehr, denn das 20. Lied allein vorbringt. Nun muß man sich freilich sofort fragen, ob nicht der Stoff des 20. Liedes stärkeren Anlaß zur Verwendung solcher Formeln darbiete. Das ist der Fall: die Kampfszenen bedürfen ganz insbesondere der Redewendungen, in denen man dankt, beteuert, wünscht, Gottes Hilfe und Wirksamkeit herbeisehnt und also seinen Namen anruft. Dadurch wird die Bedeutung des wahrgenommenen Unterschiedes zwischen Lachmanns 20. und seinen übrigen Liedern erheblich abgeschwächt.

Wie verhalten sich nun die hier vorgebrachten Beobachtungen zu den verschiedenen Ansichten über die Entstehung der Nibelungen? Ich schicke der Prüfung dieser Bezüge die Bemerkung voraus, daß ich nach wie vor davon überzeugt bin, Lachmanns Beurteilung des Handschriftenverhältnisses sei richtig: für mich bietet A den ältesten Text dar, aus dem B und nachmals C abgeleitet sind. Es scheint mir, wie schon vor vielen Jahren (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1877, S. 383), auch heute nicht notwendig, diese Frage neuerdings aufzurollen und im Einzelnen zu erörtern. Für mich sind die Beobachtungen und Schlüsse Lachmanns, sowie die v. Liliencrons in seiner Schrift über die Handschrift C entscheidend. Was die Verteidiger von B und C seither eingewendet haben, scheint mir die Sachlage gar nicht zu ihren Gunsten zu verändern; dagegen haben meines Erachtens die Arbeit von Ludwig Laistner vor seiner Ausgabe der

Photographie von A (1886) und hauptsächlich die Untersuchungen von Emil Kettner in der Zeitschrift f. d. Philol. (1883—91) die Stellung von A sehr wesentlich verstärkt. C tritt wol überhaupt ganz zurück, seit Zarncke selbst, der wissenschaftliche Vertreter ihrer Ansprüche, sie aufgegeben hat; sicher läßt sich hoffen, daß die Verehrung für B deßgleichen nachlassen wird. Jedesfalls steht auch diese Frage heute nicht mehr im Vordergrunde der Interessen der deutschen Philologie, und kann ohne jede persönliche Erhitzung besprochen werden.

Lachmann hat aus den 2316 Strophen der Handschrift A 741 als unechte, spätere Zusätze verschiedenen Ursprunges ausgeschieden, 1575 gelten ihm als echt und gruppieren sich in zwanzig Lieder. Diese Stücke stellen ihm 'die schönsten Volkslieder aus den Jahren 1190—1210 in möglichst gereinigter Form dar' (Anm. S. 6). Sie sind mündlich verbreitet gewesen, 'schon vor der Aufzeichnung mit großen Vermehrungen umher gesungen' worden, ein letzter Ordner hat das Ganze dann zusammengefügt und durch eigene Zusätze verbunden. S. 162 f. seiner 'Anmerkungen' begründet Lachmann, indem er die Überlieferung anderer mhd. Dichtungen heranzieht, an einer Stelle, die er mittelst Kartons hat einschalten lassen, die erst 1830 gewonnene Einsicht, daß Nibelungen und Klage in Abschnitte von 28 Langzeilen zerfallen. Das sind seine 'Heptaden', die also nicht eigentlich von Jacob Grimm zuerst bekannt gemacht wurden: nur daß Lachmanns Lieder selbst widerum in Abschnitte zu je 28 Langzeilen = 7 Strophen sich ordnen, hat Jacob Grimm wahrgenommen.

Das ist also, im Groben gegeben, Lachmanns Hypothese oder 'Liedertheorie'. Wie er zu ihr gelangt ist, kann durch eine Analyse seiner Abhandlung 'Über die

ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Noth' (1816, jetzt Kl. Schr. 1, 1—80) leicht erkannt werden, vgl. meine Darlegung, Zeitschr. f. österr. Gymnas. 1878, S. 37—41. Die Widersprüche und Unebenheiten, die er in der Darstellung des mhd. Volksepos fand, haben ihm den Anstoß zur Untersuchung gegeben: indem er aussonderte, was ihm als unpassend aufgefallen war, gewann er zwei Strophenmassen, die er in eine ältere und jüngere teilte, echte und unechte. Indem er die ältere echte dann neuerdings prüfte, zwangen ihn die auch dort zu beobachtenden Verschiedenheiten in der Auffassung wichtiger Vorgänge, eine weitere Scheidung in kleinere Dichtungen verschiedener Verfasser (aber keineswegs so vieler, als er Lieder zählte) anzunehmen. Dann erst untersuchte er die einzelnen, durch Differenzen des Inhaltes ihm aufgenötigten Stücke für sich, und fand in ihnen oder in ihren Gruppen einen Stil und eine Sprache, die er für eine ursprüngliche Schönheit der Volksdichtung beanspruchte. Nach dieser Richtung ist seine Arbeit später durch Müllenhoff (Zur Geschichte der Nibelunge Not 1855), Hans Hoffmann (De Nibelungiadis altera parte 1871) und besonders durch Rudolf Hennings eindringende Sorgfalt (Nibelungenstudien 1883, vgl. meine Rezension, Anz. f. d. Altert. 10, 312 ff.) fortgesetzt und gefördert worden. Auch Wilhelm Müllers Versuch (1845), der ohne Lachmanns Lehre nicht denkbar ist, wäre hier noch zu nennen.

Jacob Grimm hat in seiner akademischen Rede auf Lachmann (jetzt kleine Schriften 1, 145—162) über dessen Nibelungenkritik gesagt, S. 156): 'Hauptsächlich muß ich das wider sie einwenden, daß mit Unrecht von einer zu großen Vollkommenheit des ursprünglichen Epos ausgegangen werde, die wahrscheinlich nie vorhanden war,

und in ihm alle Flecken zu tilgen, alle wirklichen oder scheinbaren Widersprüche aus ihm zu entfernen seien. Gleich anderm dem edelsten Menschenwerk wird auch die epische Dichtung ihre Mängel an sich tragen und bei der gewaltigen Wirkung, die sie im ganzen erzeugt, um einige Unebenheiten, die sich in ihr eingefunden haben, unbekümmert sein dürfen'. Kein Zweifel, daß Jacob Grimm hier die Sache etwas zu leicht nahm, wenn er von 'einigen Unebenheiten' in den Nibelungen sprach: damit ist die Fülle großer und kleiner Widersprüche im Epos nicht zutreffend bezeichnet. Müllenhoff wendete (Gesch. d. N. N. S. 4) wider die Sätze Jacob Grimms ein: 'Doch wird es erlaubt sein zu fragen, wie und woher sonst Lachmann seine Resultate gewonnen hat, als aus dem Gedicht und durch dessen methodisch-kritische Betrachtung? Konnte er etwas dafür, wenn diese vollkommen wol erhaltene Überreste der edelsten Poesie ergab? Oder hat er etwa, um diese zu gewinnen, Gewalt gebraucht und sich irgendwo kühnere Änderungen erlaubt, als sonst Herausgebern alter Gedichte gestattet sind? Wie will man denn die Unvollkommenheit des ursprünglichen Epos beweisen? Doch wol nur, indem man auf Kritik und Unterscheidung verzichtet, und unbesehens etwa den Zustand später Volkspoesie auf die Nibelungen überträgt?' Dadurch ist aber der Kern von Jacob Grimms Auffassung nicht widerlegt. Denn allerdings muß der Forscher, der einzelne Widersprüche in einer Dichtung wahrnimmt, ihre Bedeutung erwägen will und sie auf seinen Begriff von der Entstehung des Epos einwirken läßt, eine bestimmte Vorstellung davon haben, was innerhalb eines einheitlichen Werkes an Differenzen der Darstellung vorkommen kann. Diese Vorstellung kann sehr verschieden beschaffen sein; die freilich unge-

ordnete Sammlung von Widersprüchen aus sehr verschiedenen Dichtwerken, die Kraus und Jellinek (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1893 S. 673 ff.) vorgelegt haben, öffnet dem kritischen Urteil weite Bahnen. Und die sachlichen Diskrepanzen des Gedichtes verlieren ein Theil ihres Gewichtes, wenn man erwägt, daß der Bearbeiter vielleicht bei dem stückweisen Vorschreiten seiner Thätigkeit selbst auf die Abschnitte rechnete, in denen das Ganze vorzulesen war, und somit nachsichtiger gegen seine Unachtsamkeit wurde. Jedesfalls hat Lachmann, dessen Anschauung von altdeutscher Poesie, ebenso wie die Jacob Grimms und aller großen Meister der deutschen Philologie bis auf Karl Müllenhoff herauf, im Boden der Romantik wurzelte, sein ungemeines logisches Vermögen mit aller Schärfe auf die Kritik der Darstellung in den Nibelungen gewant: die Unterschiede der Auffassung, die Widersprüche, die er wahrgenommen hat, sind alle wirklich vorhanden, und es fragt sich nur, wie hoch sie eingeschätzt werden müssen, sobald man die Entstehung des Epos mit ihnen ausgleichen will.

Lachmann wünscht (Anm. S. 6), daß der nachprüfende Leser, 'der sich über diese Kritik ein Urteil zutraut', zuerst seine 'Lieder' in gereinigter Gestalt genieße: 'zuerst lese man von jedem Liede nur, was ich für echt erkläre, um sich in den eigentümlichen Ton desselben hinein zu finden, und dann zu versuchen, ob ich dem eingeschalteten oder dem nachfolgenden das Fremdartige richtig angefühlt habe. Denn die Beweise lassen sich zwar, wo es nötig ist, aussprechen, aber sie können nicht immer gleich zwingend sein, und das Gefühl, das sie unterstützen muß, kann man dem Prüfenden nicht geben. Wer aber das Ganze der Untersuchungen nicht auffaßt, der wird entweder die genaue

Wahrheit als kleinlich verachten, oder mit kleinlichem Tadel das Zusammenhangende zu widerlegen meinen, oder mit unüberlegten Einfällen mir meinen Bau verderben'. Das scheint mir sachgemäß und nicht zu viel verlangt, sobald man voraussetzen darf, daß der Nachprüfende Lachmanns Grundansicht von der Entstehung der Nibelungen teilt, sei sie als theoretisches Postulat angesehen oder als schließendes Ergebniß der Untersuchung; wer jedoch die ganze Methode der Arbeit an dem Material auf ihre Richtigkeit prüfen will, der wird vom Beginn des Gedichtes ab Strophe für Strophe lesen, selbständig und im Geleite von Lachmanns Anmerkungen überlegen und auf diese Weise seiner Forschung zu folgen suchen. Wie es nicht anders sein kann, wird, wer das heute unternimmt, nicht überall das Maß Lachmanns anlegen, er wird die Entwicklung der deutschen Philologie während der beiden letzten Menschenalter in sich aufgenommen haben und deßhalb das gesammte Problem im Großen und in allen Einzelnheiten nicht mit denselben Augen ansehen, wie Lachmann 1836 getan hatte. Da mag es denn wol sein, daß auch die Ergebnisse des nachlernenden Jüngers nicht mehr völlig mit denen des Meisters übereinstimmen.

In zwei Hauptpunkten sind für mich heute die Resultate von Lachmanns Untersuchung der Nibelungen nicht mehr annehmbar. *Erstens:* reichen meiner Ansicht nach die von Lachmann und Anderen wahrgenommenen Ungleichheiten und Widersprüche innerhalb des Epos nicht hin, um von da aus verschiedene Verfasser bestimmt zu scheidender Theile zu erschließen. Oder, anders gewendet, diese Unterschiede, deren Vorhandensein ich unbedingt zugebe, scheinen mir mit der Annahme wol vereinbar, daß ein Dichter aus verschiedenen Bear-

beitungen der volkstümlichen Sage, vollständigen oder stückweisen, ein seiner Meinung und auch der Empfindung seiner Zeitgenossen nach einheitliches Ganze gestaltet habe. *Zweitens:* die von Lachmann aus der Überlieferung der Handschrift A gewonnenen Lieder unterscheiden sich, wie ich denke, weder unter sich noch von der Masse der als unecht verworfenen Strophen in ausreichender Weise. Die Forschungen über die Geschichte der altdeutschen Dichtung während der beiden letzten Jahrzehnte, insbesondere die von Wilhelm Scherer angeregten auf dem Gebiete der Lyrik und die gleichfalls von Scherer geförderten über die geistliche Poesie des zwölften Jahrhunderts, haben die Forderungen sehr verschärft, die heute an den gestellt werden müssen, der aus einer äußerlich gleichartigen Masse von Überlieferung verschiedene Individualitäten von Dichtern sondern und erweisen will. Die Unterschiede der Form überhaupt, der Sprache und des Reimgebrauches, welche bei den Nibelungen beobachtet werden, können die Sonderung in echt und unecht, in Lieder und Interpolationen oder Zusätze nicht hinlänglich begründen; sie müßten nach dem, was wir jetzt von der Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts wissen, unverhältnißmäßig größer sein als sie wirklich sind. Deßgleichen die Unterschiede des Stiles, bei deren Festlegung man überdieß zu sehr von dem engen Verhältniß abgesehen hat, in welchem der Dichter zu der jedesmal ihm vorliegenden poetischen Aufgabe steht. Fast überall, wo Lachmann an einer Strophe Anstoß nimmt, kann ich ihm das nachempfinden, aber ich glaube mich weder durch diese einzelnen Beobachtungen noch durch ihre Gesammtheit berechtigt, in dem gegenwärtigen Stande der Überlieferung genaue Scheidungen unter den Strophen festzustellen.

Lachmann schreibt (Anm. S. 2): 'Wer nun behaupten will, das Buch von den Nibelungen habe Einer nach einem oder mehreren Liedern gedichtet, der darf nicht sagen: 'ich glaube das, weil es doch möglich ist, und weil wir so auf eine großartige Weise die innerliche Einheit und die äußere Vielheit retten', sondern er muß mit Gefühl und Fleiß sich in das Innere des Werks vertiefen und das Eigentümliche seines einen Dichters, wie es sich durch das Ganze ziehe, vorweisen, daneben aber das Besondere und Bezeichnende des einen ursprünglichen oder jedes der mehreren zu grunde gelegten oder eingefügten Lieder'. Ein Punkt dieser Begehren entfällt für meine Auffassung, weil ich eben die Überarbeitung, welche der ursprünglichen Dichtung oder den Stücken von Dichtungen in unseren Nibelungen zu teil wurde, für so durchgreifend halte, daß ein 'Besonderes und Bezeichnendes' in dem Wortlaute der uns bekannten Überlieferung nicht mehr ausgehoben werden kann. Einem anderen Theile dieser Lachmannschen Forderungen ist meines Erachtens durch die schon genannten Untersuchungen von Emil Kettner genügt worden, vgl. besonders Zeitschr. f. d. Philol. 17, 410—421; ich komme auf sie noch zurück. Selbst die von mir beigebrachten Beobachtungen, so geringfügig sie an sich sind, bezeugen doch eine ziemlich gleichmäßige Verbreitung über die von Lachmann in echte und unechte geschiedenen Strophenmassen. In dem gesammten Bestande von 2316 Strophen fanden sich 173 Stellen, darnach sollten davon 55·3 den von Lachmann als unecht bezeichneten 741 Strophen gehören; in Wirklichkeit sind es nicht um viel weniger, nämlich 47, wie man leicht nachzählen kann, da ich die angeführten Ziffern der unechten Strophen kursiv gedruckt habe. Es erübrigt sogar ein kleiner Über-

schuß für die echten Strophen, d. h. zum mindesten, die Christianisierung und Verritterung des Stiles erstreckt sich alle Theile der uns bekannten Überlieferung der Nibelungen. Ich will diesem Verhältniß gar nicht zu viel Gewicht beimessen, beachtenswert scheint es mir.

Auf andere, litterarhistorische Schwierigkeiten der Lachmannschen Kritik der Nibelungen komme ich noch zu sprechen. Zunächst soll zu den übrigen Hypothesen über die Entstehung dieses Epos Einiges bemerkt werden. Das ganze Gedicht als ein einheitliches Werk eines Dichters aufzufassen, das frei aus der mündlichen, prosaischen Überlieferung der Sage geschöpft sei, dünkt mich ganz unmöglich. Einmal widerspricht das den tatsächlich vorhandenen Zeugnissen über die Entwicklung der Sage und ihre poetische Form, dann aber wären für eine solche Ansicht gerade die von Lachmann klargestellten Unebenheiten und Widersprüche gar nicht zu überwinden und zu erklären. Noch weniger vermag ich mich mit der Hypothese von Bartsch zu befreunden, nach welcher die selbständigen Bearbeitungen der Handschriften B und C zurückgehen vorerst auf eine um 1170—80 entstandene Rezension, die ihrerseits wider Bearbeitung eines um 1140—50 entstandenen Werkes ist. In Bezug auf die Erklärung der Widersprüche wird bei dieser Hypothese die Schwierigkeit um eine Instanz zurückgeschoben, ohne etwas zu helfen. Dagegen werden für die Erklärung des Überlieferten durch sie so viele Schwierigkeiten neu geschaffen, daß sie gänzlich unbrauchbar wird. Das hatte schon Lachmann gesehen, der (Anm. S. 5) sagt: 'Aber nirgend ist zu der Vermutung Raum, daß etwa ungenaue Reime von der Art des zwölften Jahrhunderts erst bei fernerer Überarbeitung verbessert sein möchten, und überall sind sie weit entfernt von der Freiheit der Volks-

lieder in derselben Gesangweise, die uns unter Kürenbergs Namen überliefert sind.' Wissenschaftlich widerlegt wurde Bartschens Hypothese in der Hauptsache durch Paul, Zur Nibelungenfrage (1877).

Die Untersuchungen Lachmanns fortzubilden und für die letzte Partie der Nibelungen (von da aus für das ganze Gedicht) durch Verschärfung der Methode neue Ergebnisse zu gewinnen, hat Wilhelm Wilmanns versucht (Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes, 1877). Da er jedoch vor Kurzem die Forschungsweise dieser Schrift verworfen und ihre Resultate zurückgenommen hat (Anz. f. d. Altert. 18, 69 f.) so schiene es mir ungerecht, darauf zu verweilen, und ich begnüge mich, auf meine Besprechung (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1878, 374—383) zu verweisen.

Sehr beachtenswert scheinen mir die schon mehrmals genannten Untersuchungen von Emil Kettner. Es werden darin (Zeitschr. f. d. Philol. 15. 16. 17. 19. 20. 23) diejenigen Partien zusammengestellt und auf ihre Technik hin verglichen, die Gegenstände von möglichst allgemeinem Charakter behandeln, also: Empfang der Gäste, Hoffeste, Abreise und Abschied. Es zeigt sich, daß in der Darstellung dieser Dinge durch das ganze Epos hin eine merkwürdige Übereinstimmung obwaltet. Kettner sieht sie als das Zeichen der Abfassung dieser Partien durch einen einzigen Autor an und nennt diesen 'den mittleren Dichter' (Zeitschr. f. d. Philol. 17, 416 ff.), 'der eine ältere Dichtung, die vielleicht eine Aufzeichnung von einzelnen Liedern war, nach dem Geschmacke seiner Zeit umgestaltet' habe. Außerdem aber nimmt er noch 'eine jüngere Dichtung' an, die ungefähr Lachmanns 'Interpolationen' entspricht (Zeitschr. f. d. Philol. 17, 139. 419 f.), und findet weiters (Zeitschr. f. d. Philol. 19,

111), daß sie von zwei jüngeren Verfassern herrührt, 'welche das von dem mittleren Dichter zu einem einheitlichen Kunstepos ausgestaltete Nibelungenlied erweitert' haben. Auch dieses Resultat gewinnt er durch die Vergleichung der Technik innerhalb der jüngeren Zusätze, und zwar hauptsächlich in Bezug auf einen Punkt: Bewaffnung und Kleidung. Kettner bemüht sich also, den eben erwähnten Forderungen Lachmanns an denjenigen, der die Einheit der uns vorliegenden Fassung des Nibelungenliedes nachweisen wolle, wirklich zu entsprechen, wenigstens für die das Ganze des Werkes durchziehende Reihe gleichartiger Situationen oder, wie ich sagen möchte, der Rahmenerzählung. Das methodische Mittel, dessen er sich bei seinen Untersuchungen bedient, besteht im wesentlichen darin, daß er durch die Vergleichung der Strophen verwanten Inhaltes Widerholungen von einer Stärke und Häufigkeit aufzeigt, die nur bei der Annahme eines Dichters sich befriedigend erklären läßt. Im Eingange seiner Darlegungen (Zeitschr. f. d. Philol. 15, 231 f.) spricht Kettner sehr verständig über die Schwierigkeiten, die sich der Voraussetzung einer Mehrheit von Dichtern für die Rahmenerzählung, einer förmlichen Dichterschule, entgegenstellen. Ich halte die von Kettner nachgewiesenen Widerholungen und Variationen der Darstellung für sehr wichtig und den daraus gezogenen Schluß auf die Einheit der Rahmendichtung für gesichert. Die von mir vorgelegten Beobachtungen stimmen damit im Allgemeinen überein. In Anderem hingegen kann ich mich mit Kettners Folgerungen nicht einverstanden erklären. So scheinen mir die Gründe, welche er für die weitere Abscheidung einer jüngeren Dichtung, gar von zwei Verfassern, vorbringt, nicht auszureichen: weder der Unterschied dieser Strophen unter

sich noch vom mittleren Dichter ist für meine Einsicht hinlänglich erwiesen; auch hier müßten meines Erachtens die Differenzen größer sein, sollten sie Kettners Annahmen rechtfertigen. Ähnlich verhält es sich mit meinen Einwänden wider das Verhältniß von Kettners Ansätzen zu Lachmanns Hypothese. Kettner sagt selbst darüber (Zeitschr. f. d. Philol. 17, 420 f.): 'Die Existenz von selbstständigen, verschiedenen Verfassern angehörigen Liedern stelle ich nicht in Abrede, nur behaupte ich, daß diese schon in früherer Zeit, als Lachmann annimmt, zu einem Liede zusammengefügt wurden, der sogenannten mittleren Dichtung. Bei dieser Zusammenfügung wurden sie aber nicht einfach zusammengesetzt, sondern durch eine zum Theil sehr starke Bearbeitung verbunden und erweitert, und nicht bloß formell, sondern auch zuweilen in ihrem Inhalt geändert. Die Möglichkeit, daß ein Lachmannsches Lied einem älteren Liede entspricht, gebe ich durchaus zu, bestreite aber, daß aus einem der zwanzig Lieder durch Athetesen jemals ein älteres widerhergestellt werden kann'. Die letzten Worte entsprechen durchaus meiner Ansicht. Sind sie aber richtig und ist ferner die Einheit der Rahmendichtung erwiesen, woher wollen wir dann den Unterschied zwichen dieser und der älteren Dichtung erkennen, oder, welche Gründe ermächtigen uns, die Existenz einer älteren Dichtung in dem Bestande unseres Nibelungenliedes festzustellen? Die Technik des Rahmendichters in den von Kettner untersuchten Partien kennen wir; die Technik, mit welcher er die Hauptpunkte der Sage erzählt haben würde, kennen wir nicht; was berechtigt uns, anzunehmen, sie sei anders beschaffen gewesen als die unserer Überlieferung der Nibelungen? Wo sind die Unterschiede in Sprache und Form zwischen der mittleren und der älteren Dichtung? Vermögen wir sie

nicht nachzuweisen, dann verzichten wir lieber von vorneherein auf das Postulat einer älteren Dichtung und begnügen uns zu sagen: der Inhalt der Nibelungen ist voll von Widersprüchen des Inhaltes, diese lassen uns die Spuren älterer und jüngerer Sage, älterer und jüngerer Dichtung wahrnehmen; eine ältere Dichtung aber, und sei es auch nur ungefähr, aus unserem Strophenbestande abzugrenzen, das ist unmöglich, dazu reichen unsere Mittel derzeit nicht hin.

Sehr interessant sind die Untersuchungen, welche Wilhelm Wilmanns neuerdings als Einschaltung in eine Rezension (von Lichtenberger, Le poème et la légende des Nibelungen, Anz. f. d. Altert. 18, 70—111) vorgetragen hat. Er erklärt zunächst die Grundlage der Hypothese Lachmanns und seiner eigenen Arbeiten für unhaltbar, nämlich 'die Annahme einer überaus reichen Production', das Dasein vieler und mannigfaltiger Überlieferungen der Nibelungensage und ihrer Theile in poetischer Form gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. Dadurch schafft er sich theoretisch Raum für die Thätigkeit des einen Dichters, dem unsere Nibelungen zuzurechnen sind. Diese Thätigkeit sucht er in ganz anderer Weise zu bestimmen als bisher geschehen ist: nicht von der vorhandenen Überlieferung des Gedichtes aus sucht er dessen Entstehung zu erklären, sondern durch eine Vergleichung der Sage, wie unsere Nibelungen sie geben, mit den übrigen Fassungen, insbesondere mit der Thidrekssage, bemüht er sich den Sagenstand zu begrenzen, den der Dichter des Nibelungenliedes beim Beginne seiner Arbeit vorfand, und auf diese Weise zu ermitteln, was er selbst erfindend hinzugetan hat. In einer ungemein scharfsinnigen und lehrreichen Betrachtung verfolgt nun Wilmanns die Geschichte der Hauptpunkte der Sage, ihre

Veränderungen, Umstellungen, ihre Verknüpfung. Er gelangt zu dem Ergebniß, zunächst für den ersten Theil der Nibelungen, daß über ihn hin 'sich tiefgreifende und in sich eng zusammenhängende Änderungen erstrecken, und die Konsequenz, mit welcher die Umgestaltung des alten Stoffes durchgeführt ist, läßt keinen Zweifel darüber, daß sie das überlegte Werk eines Dichters ist. Wenn also das Nibelungenlied aus einzelnen Liedern zusammengesetzt wäre, so müßten diese Lieder doch auf einem einheitlichen Werk beruhen, und die verschiedenen Verfasser in seltsamer Übereinstimmung, mit Unkenntniß oder Mißachtung der älteren Sage sich ganz diesem Werk angeschlossen haben. Leistet man auf diese überaus unwahrscheinliche Annahme Verzicht, so bleibt nur die Möglichkeit, daß ein Dichter diesen Theil unseres Nibelungenliedes verfaßt hat, sei es, daß er die erwähnte Umformung des Stoffes selbst vornahm oder daß er sie in seiner Vorlage fand. Viel älter als unser Nibelungenlied war diese Umformung schwerlich; jedesfalls nicht, wenn die Szene, in der Siegfried durch den Anblick der Kriemhild belohnt wird, von Anfang an zu ihr gehörte; denn diese Wendung kann vor dem Zeitalter des Minnedienstes kaum ersonnen sein' (a. a. O. S. 88). Für den zweiten Theil der Nibelungen scheint Wilmanns 'eine reiche, wol zusammenhangende Überlieferung der Dichtung zu grunde zu liegen. Diese Ungleichheit setzt für die verschiedenen Theile der Sage eine verschiedene Art der Überlieferung voraus, und ich wüßte mir diese nicht anders vorzustellen als so, daß für den zweiten Theil, mittelbar oder unmittelbar, ein litterarisches Denkmal, eine schriftliche Aufzeichnung oder eine wol ausgeführte Dichtung zu grunde liegt, während der erste auf Sage in engerem Sinne, auf unge-

bundener, schwanker und unsicherer Überlieferung von Mund zu Mund beruht, die nur Weniges treu erhalten hatte. Bei dem Publikum des Verfassers im Allgemeinen eine bessere Kenntniß vorauszusetzen, wäre ungereimt. In dem Theile Deutschlands und in dem Theile der Gesellschaft, für den der Verfasser sein Werk ausführte, hatte sich also keine lebendige und umfassende Kenntniß der Nibelungensage erhalten, und aus diesem Verhältniß erklärt sich denn auch die tiefgreifende Änderung, welche sie erlitten hat. Die Unkenntniß gestattete und forderte neue Erfindungen; das schöpferische Talent des Dichters fand um so freieren Spielraum, je weniger es durch Kenntniß der Überlieferung gehemmt und gezügelt wurde' (a. a. O. S. 89). Dann untersucht Wilmanns die Gestalt der Sage im zweiten Theil mit steter Vergleichung der übrigen Fassungen und gelangt zu einem ähnlichen Ergebniß wie für den ersten. Ja der Einfluß von vier 'jungen Szenen' (wie Kriemhild eine Schaar Hunnen gegen Hagen und Volker führt, die Nachtwache der beiden Helden, der Kirchgang und die Turnierspiele am folgenden Morgen; Dankwarts Aristie) auf den ganzen zweiten Theil bekundet ihm, 'daß er nicht aus einzelnen Liedern verschiedener Verfasser zusammengesetzt ist. — Die konsequente Durchführung eines Planes, der die alte Überlieferung offenbar schwer schädigte, schließt die Annahme mehrerer Verfasser sicherer aus, als die zweckmäßige Vorbereitung an und für sich guter Erfindungen' (S. 111).

Diese Untersuchung hat den eigentümlichen Vorzug, daß sie die ganze Frage von einem Punkte aus anfaßt und aufrollt, der dem Ausgangspunkte der bisherigen Betrachtungen gerade entgegengesetzt ist: unbekümmert um den Wortlaut und Strophenbestand unserer Nibe-

lungendichtung wird der Zusammenhang der Sage geprüft, das Eigentum des Nibelungendichters daraus abgesondert und zugleich durch die Operation selbst die Einheit des Werkes erwiesen. Die Grundvoraussetzung, daß nämlich nicht, wie es gewöhnlich geschieht, eine sehr üppige Entfaltung von Volksliedern der Heldensage gegen das Ende des zwölften Jahrhundertes angenommen wird, teile ich mit Wilmanns; sie stimmt zu den Anschauungen, die ich auch sonst über die Poesie dieser Zeit mir gebildet habe (vgl. Zeitschr. f. d. Altert. 33, 373), sie berührt sich auch ziemlich nahe mit dem früher dargelegten Standpunkte Emil Kettners. Auch halte ich mehrere von den Scheidungen, die Wilmanns zwischen altem und jungem Gut der Sage vornimmt, für durchaus zutreffend, wie ich mich denn auch in Übereinstimmung mit ihm befinde betreffs der Polemik gegen Golthers Trennung von Sigurdrifa und Brünhild. Wenn mir nun seine Folgerungen doch nicht durchweg einleuchten und ich seine Schlußergebnisse nicht annehmen kann, so hängt das von mehreren Erwägungen ab, die ich hier nur in Kürze vortrage. Erstens scheint mir Wilmanns bei seiner Kritik der Sage den Kreis der zu verwertenden Zeugnisse zu enge gezogen zu haben: ich werde an anderem Orte auseinandersetzen, daß aus den mhd. Dichtungen der Heldensage sich eine Vorstellung der Nibelungensage kurz vor dem Gedicht gewinnen läßt, die etliche Ereignisse mehr befaßt, als Wilmanns zugibt. Zweitens, glaube ich nicht, daß man der Sage mit solcher Schärfe der Logik zu Leibe gehen und sie zerlegen darf, wie Wilmanns tut: sie ist ein im Laufe von Jahrhunderten und Geschlechtern Gewachsenes und Gewordenes, dem die innere und äußere Folgerichtigkeit von Natur aus fremd ist, die Wilmanns von ihr verlangt. Drittens bin ich

allerdings der Meinung, daß die Sage von den Nibelungen durch alle Zeit ihres Bestandes wirklich volkstümlich, weit verbreitet und deßhalb mit vielen Abweichungen der einzelnen Gestalten unter einander ausgestattet war. Mir scheint, daß diese Annahme nicht mehr bewiesen zu werden braucht, weil Wilhelm Grimms 'Heldensage' und Müllenhoff's 'Zeugnisse und Exkurse' die Belege dafür vorbringen. Was also Wilmanns aus der Nibelungensage, wie sie das Gedicht uns darbietet, als Eigentum des Dichters anspricht, kann sehr wol von diesem nur aus der vorepischen Überlieferung ausgewählt worden sein. Denn, viertens, ich traue dem Dichter unserer Nibelungen nicht so weitgreifende Erfindungen zu wie Wilmanns. Das wäre, so weit ich sehe, ohne Analogie bei altdeutschen Dichtungen, die auf volksmäßiger Sage beruhen. Die erzählenden Gedichte des zwölften Jahrhunderts, dann die Spielmannsepen, endlich und ganz insbesondere die Dichtungen aus der Heldensage im 13. Jahrhundert, wie Ortnit, die Wolfdietriche, die Rosengärten, sie zeigen uns, und die Überlieferung gestattet es uns, sie zu kontrollieren, was an Erfindungen innerhalb dieses Kreises den Poeten zugetraut werden kann: das bleibt Alles hinter dem, was Wilmanns als solche bei den Nibelungen ansetzt, weit zurück. Nur Dietrichs Flucht, die Rabenschlacht, die Virginal entfalten sich freier, aber auch sie nur, weil sie schon durch den Motivenkreis des höfischen Epos beeinflußt sind; was Biterolf und Dietleib anlangt, werde ich eine Nachprüfung versuchen. (Vielleicht gewährt uns einmal das genauere Erforschen der Vorgeschichte der altfranzösischen Romane Aufklärung.) Ich glaube, daß die Erfindungen, mit denen die Dichtung um 1200 die alten Sagenstoffe ausschmückt, viel eher auf den Wegen gesucht werden

sollen, auf denen Heinzel sie findet: parallele, verwante Motive anderer Kreise der Poesie wachsen an und ein. Selbst die höfischen Epen zweiter Generationen, die Werke z. B. des Stricker, des Pleier u. a., halten sich viel mehr innerhalb einer herkömmlichen Auswahl poetischer Motive, als Wilmanns annimmt. Mir scheinen somit seine Schlüsse aus der Scheidung von Theilen der Sage auf die Einheit des Planes in jüngeren Erfindungen nicht zutreffend und deßhalb seine auf diesem Wege gewonnene Hypothese von einem Hauptdichter unseres Nibelungenliedes weder bewiesen noch in dieser Art überhaupt beweisbar.

Nach dieser kritischen Übersicht der bisher aufgestellten Theorien von der Entstehung des mhd. Nibelungenepos, bei der solche Arbeiten, die nur einzelne Punkte oder Theile betreffen, unberücksichtigt bleiben mußten, mag es erlaubt sein, daß ich auch die Vorstellung, welche ich jetzt von der Sache habe, in Kürze auseinandersetze.

Ich nehme eine reiche und vielseitig entfaltete Vorgeschichte der Nibelungensage an und meine, diese Fülle mündlicher Überlieferungen habe noch in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts fortgedauert. Dagegen glaube ich (mit Kettner und Wilmanns) nicht mehr an eine ebensolche üppig gediehene poetische Gestaltung dieser Sagenstoffe. Gewiß sind 'Lieder' von den Nibelungen vorhanden gewesen, sie betrafen jedoch nur die Hauptpunkte der Sage (noch das Zeugniß des Marner lehrt das), und können nicht als Theile eines Epos gelten, sondern nur als selbstständige Stücke. Unter Lachmanns Liedern finden sich mehrere, die meines Erachtens für sich gar nicht denkbar sind, sondern nur in einem bereits hergestellten größeren Zusammenhange bestanden haben können. Wer

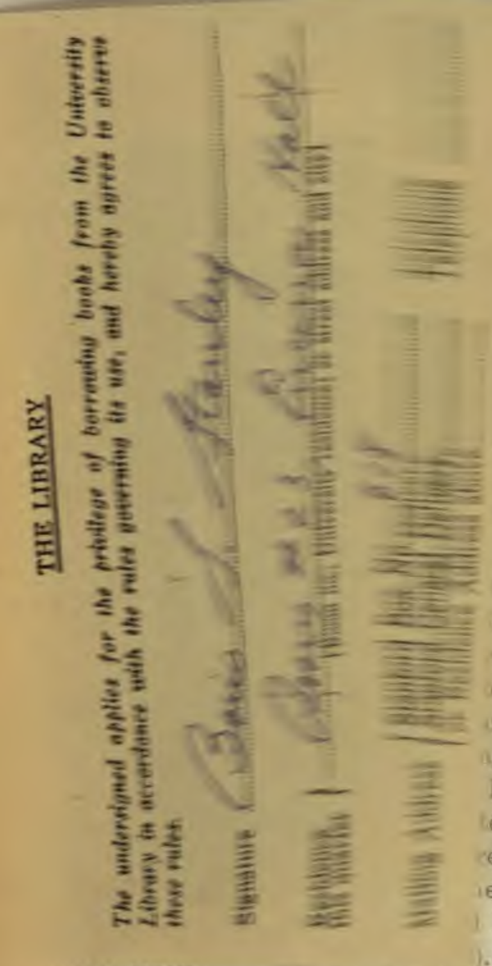
von den Hörern wird haben wissen wollen, wie Siegfried Kriemhilden kennen lernte, oder wie der Held bestattet wurde, oder wie Rüedeger für Etzel um Kriemhilde warb? Solche Abschnitte, wenngleich sie ihrem Inhalte nach in der mündlichen Überlieferung wahrscheinlich vorhanden waren, sind doch nicht zum Vortrage oder Vorlesen poetisch gestaltet worden. Auf die Frage, in welcher Form diese Dichtungen über die wichtigsten Punkte der Nibelungensage vor der Entstehung unseres Epos bestanden haben, weiß ich keine bestimmte und sichere Antwort. (Lachmann hielt 1820 neben den Liedern noch Prosa für möglich: Brief an W. Grimm, Zeitschr. f. d. Philol. 2, 204.) Nur das Eine behaupte ich: daß diese Dichtungen in Nibelungenstrophen abgefaßt gewesen seien, scheint mir kaum anzunehmen. Den Zeitpunkt der Entstehung der Nibelungenstrophe kennen wir ungefähr. Nicht aus der Thatsache, daß die Lieder des sogenannten Kürenbergers in ihr verfaßt sind, sondern vielmehr aus der Verwantschaft, in welcher sich die Nibelungenstrophe mit verschiedenen anderen befindet; das hat Lachmann bereits gesehen (Anm. S. 5. 290), Müllenhoff hat es ausgeführt (vgl. Scherer, Zs. f. d. A. 17, 569). Die ganze zusammengehörige Gruppe von Strophen leitet in die Anfänge des Minnesanges, es sind lyrische Formen, die auf das Epos erst angewant wurden. Zwischen diesen Anfängen und der Entstehung unserer Nibelungen liegt nicht hinlänglich Zeit, daß ein Geschlecht von epischen Liedern in dieser Strophe hätte entstehen können oder eine Litteratur davon. Ferner: waren die unserem Epos voraufliegenden Lieder in dieser Strophe verfaßt, dann hätte es kaum vermieden werden können, daß nicht einzelne oder ganze Partien ihrem Wortlaute nach in das Nibelungenlied aufgenommen wurden; diese müßten wir

an Eigentümlichkeiten der Sprache und Form ebensogut erkennen, wie wir die Kürenbergerstrophen in Minnesangs Frühling von unseren Nibelungenstrophen zu unterscheiden vermögen. Das ist aber nicht der Fall. Waren jedoch in den Liedern Nibelungenstrophen nicht verwendet — an eine andere Strophenart ist nicht zu denken — so bleibt kaum eine weitere Vermutung übrig, als die, sie seien in Reimpaaren abgefaßt gewesen, die nun freilich um 1170—80 nicht mehr ganz so ungenau gewesen zu sein brauchen, als Lachmann (Anm. S. 5) annimmt. Denn echte Volkspoesie wandelt auch ihre Form gemäß dem Geschmacke und den Forderungen der Zeit, das lehrt die Geschichte jedes einzelnen Volksliedes, das wir (z. B. Tannhäuser, Frau Hasel, Liebesbotschaft u. a.) durch eine Reihe von Jahrhunderten verfolgen können.

Es erhebt sich nun die Frage: wenn wir für die Vorstufen des Epos Reimpaare annehmen, weßhalb sind die Reimpaare nicht im Nibelungenliede geblieben? Das wäre ja doch am nächsten gelegen gewesen. Der Versuch einer Antwort weist nun wider auf die Anfänge des Minnesanges. Wir sind, glaube ich, Alle einig darüber, daß der Gedanke, die umlaufenden Stücke von Erzählungen aus der Heldensage zu Epen zu verbinden, durch das mächtige Beispiel des höfischen Romanes angeregt worden ist. Dieselben Kreise übten aber auch den Strophenbau der neuen höfischen Lyrik. Nur dort, wo man beides kannte, Roman und Minnesang, kann man auf den Einfall geraten sein, die Strophenform der Lyrik auf das Epos zu übertragen. Der Adel, genauer die ritterlichen Ministerialen, werden es gewesen sein, denen dieser Vorgang anzurechnen ist. Vorher waren es die Träger der Erzählungspoesie des 12. Jahrhunderts, Spielleute und Geistliche, welche auch den Bedarf an

Dichtungen aus der Heldensage besorgten; in zeitgemäßer Umwandlung reichten die Stücke hinauf bis in den Beginn der Blüte ritterlicher Gesellschaft, von dieser wurden sie dann übernommen, zur fortlaufenden Erzählung ausgestaltet und in die Strophenform dermaßen umgegossen, daß von dem ursprünglichen Wortlaute nur einige wenige Brocken aus der Darstellung der Hauptmomente übrig geblieben sind. — So weit ich zu urteilen vermag, steht diese Anschauung mit den bekannten litterarhistorischen Thatsachen nicht in Widerspruch, insbesondere stimmt sie mit den Zeugnissen überein, die Lachmann in seiner klassischen Abhandlung 'Über Singen und Sagen' (Kleine Schriften 1, 461—479) zusammengetragen und gedeutet hat.

Wenn es richtig ist, daß uns die Mittel fehlen, wie Lachmann tat, aus dem Strophenbestande unserer Überlieferung der Nibelungen Echtes und Unechtes zu scheiden, jenes in Lieder zu verbinden, bei diesem ältere und jüngere Zusätze zu sondern, soll darum überhaupt das Problem der Entstehung des mhd. Volksepos aufgegeben werden, der Erörterung entzogen bleiben? Keineswegs. Vielleicht gibt es noch andere Mittel und Wege, es anzugreifen. Als Lachmann seine Untersuchungen schuf, den Text der Nibelungen nach A gestaltete, in seinen 'Anmerkungen' den wissenschaftlichen Beweis für seine Athetesen antrat, da hat er, den Spuren Fr. A. Wolfs folgend, einen mächtigen Schritt nach vorwärts getan, erst später ist die Forschung über das homerische Epos der voraneilenden über die Entstehung der Nibelungen nachgekommen. Heute steht es anders. Die Arbeit an Homer ist von sehr verschiedenen Punkten aus in neuester Zeit rüstig gefördert worden: nach den Forschungen Wilhelm von Hartels 1884 schrieb v. Wila-



ischen Untersuchungen';
Seeck 1887 mit seinem
aus den mythologischen
im zweiten Bande der
as Homerproblem heran.
Mythen, Wiener Abend-
uen Anstoß und Förde-
emanns, die Entdeckung
Bücher von Helbig, vor-
el 'Über homerische Re-
1894) spiegeln die Fort-
tumskunde wider. Und
r verschiedenen Mitteln,
erzichtet, den Wortlaut
mer reinlich zu sondern,
nen, die den historischen
gen innerhalb der Zeit
Ich verweise besonders
ehung der homerischen
effliche Buch von Paul
erkritik' (1895) und auf
Meyers ausgezeichneter
). So ist heute die Homer-
forschung um ein ansehnliches Stück der Nibelungenforschung vorangeeilt. Das darf nicht so bleiben. Von den verschiedenen Möglichkeiten, die sich darbieten, die Geschichte des altdeutschen Volksepos genauer zu erkunden, dem ja vor Homer der erhebliche Vorzug zusteht, daß Alles darauf Bezügliche im Lichte historischer Zeiten vor sich geht, scheint mir die Methode besonders verheißungsvoll, durch genaue Vergleichung der Darstellung in den Nibelungen mit den jetzt besser erkannten geschichtlichen Perioden in der Entwicklung von

Dichtungen aus der Heldensage besorgten; in zeitgemäßer Umwandlung reichten die Stücke hinauf bis in den Beginn der Blüte ritterlicher Gesellschaft, von dieser wurden sie dann übernommen, zur fortlaufenden Erzählung ausgestaltet und in die Strophenform dermaßen umgegossen, daß von dem ursprünglichen Wortlaute nur einige wenige Brocken aus der Darstellung der Hauptmomente übrig geblieben sind. — So weit ich zu urteilen vermag, steht diese Anschauung mit den bekannten litterarhistorischen Thatsachen nicht in Widerspruch, insbesondere stimmt sie mit den Zeugnissen überein, die Lachmann in seiner klassischen Abhandlung 'Über Singen und Sagen' (Kleine Schriften 1, 461—479) zusammengetragen und gedeutet hat.

Wenn es richtig ist, daß uns die Mittel fehlen, wie Lachmann tat, aus dem Strophenbestande unserer Überlieferung der Nibelungen Echtes und Unechtes zu scheiden, jenes in Lieder zu verbinden, bei diesem ältere und jüngere Zusätze zu sondern, soll darum überhaupt das Problem der Entstehung des mhd. Volksepos aufgegeben werden, der Erörterung entzogen bleiben? Keineswegs. Vielleicht gibt es noch andere Mittel und Wege, es anzugreifen. Als Lachmann seine Untersuchungen schuf, den Text der Nibelungen nach A gestaltete, in seinen 'Anmerkungen' den wissenschaftlichen Beweis für seine Athetesen antrat, da hat er, den Spuren Fr. A. Wolfs folgend, einen mächtigen Schritt nach vorwärts getan, erst später ist die Forschung über das homerische Epos der voraneilenden über die Entstehung der Nibelungen nachgekommen. Heute steht es anders. Die Arbeit an Homer ist von sehr verschiedenen Punkten aus in neuester Zeit rüstig gefördert worden: nach den Forschungen Wilhelm von Hartels 1884 schrieb v. Wila-

mowitz-Möllendorf seine 'Homerischen Untersuchungen'; auf Albert Kirchhoff folgte Otto Seeck 1887 mit seinem Buche 'Die Quellen der Odyssee'; aus den mythologischen Studien trat E. H. Meyer 1887 im zweiten Bande der 'Indogermanischen Mythen' an das Homerproblem heran. (Vgl. meinen Aufsatz: Homerische Mythen, Wiener Abendpost, 1887, 8. und 9. April.) Neuen Anstoß und Förderung gewährten die Funde Schliemanns, die Entdeckung der mykenischen Kultur. Die Bücher von Helbig, vornehmlich das jüngste von Reichel 'Über homerische Realien und homerische Waffen (1894) spiegeln die Fortschritte der griechischen Altertumskunde wider. Und neuestens versucht man mit sehr verschiedenen Mitteln, indem man endgiltig darauf verzichtet, den Wortlaut alter und junger Poesie bei Homer reinlich zu sondern, die Schichten im Epos zu erkennen, die den historischen Vorgängen und Kulturwandlungen innerhalb der Zeit seines Werdens entsprechen. Ich verweise besonders auf Louis Erhardt, 'Die Entstehung der homerischen Gedichte' (1894), auf das vortreffliche Buch von Paul Cauer, 'Grundfragen der Homerkritik' (1895) und auf den zweiten Band von Eduard Meyers ausgezeichneter 'Geschichte des Altertums' (1893). So ist heute die Homerforschung um ein ansehnliches Stück der Nibelungenforschung vorangeeilt. Das darf nicht so bleiben. Von den verschiedenen Möglichkeiten, die sich darbieten, die Geschichte des altdeutschen Volksepos genauer zu erkunden, dem ja vor Homer der erhebliche Vorzug zusteht, daß Alles darauf Bezügliche im Lichte historischer Zeiten vor sich geht, scheint mir die Methode besonders verheißungsvoll, durch genaue Vergleichung der Darstellung in den Nibelungen mit den jetzt besser erkannten geschichtlichen Perioden in der Entwicklung von

Recht und Sitte, Zuständen in Heer und Haus, Realien aller Art, die Schichten der Überlieferung zu erkennen, die in unserem Epos sich abgelagert haben. Unterschiede der Bewaffnung sind schon Lachmann wichtig vorgekommen, über *gêr* und *sper*, die heldenmäßige und ritterliche Angriffswaffe, handelt er Anm. S. 3. Er hat darin aber keine Nachfolge gefunden, und selbst ein so fleißiges und nützliches Buch, wie Hartungs 'Deutsche Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun' (1894) versucht es nicht einmal, solche Unterscheidungen festzulegen und zu verfolgen. Meinem Freunde Alfred von Siegenfeld verdanke ich die Kenntniß mancher nicht unwichtiger Beobachtungen, welche ihm die genaue Vertrautheit mit dem Waffen- und Wappenwesen des Mittelalters an den Nibelungen zu machen erlaubte. Auch das, was ich auf den vorangehenden Blättern zusammenstellte, mag als ein bescheidener Beitrag in einer Richtung des Forschens angesehen werden, von der ich mir reiche Früchte verspreche.

Ich glaube mit diesen Aufstellungen nicht wider den Geist Karl Lachmanns zu sündigen, in dessen durch Müllenhoff und Scherer begeistert festgehaltener Überlieferung ich erzogen worden bin. Lachmann selbst hat seine Ansichten über die Entstehung der Nibelungen keineswegs so dogmatisch gefaßt, als sie heute in der Litteratur aussehen. Das mag jeder aus seinen ältesten Untersuchungen darüber, aus den Anmerkungen, aus der 'Kritik der Sage' (Anm. S. 332—349, bes. S. 349) und aus dem Briefwechsel mit Wilhelm Grimm (Zeitschr. f. d. Philol. 2, 193. 343. 515) erfahren. Erst im Kampfe der Meinungen über seine Lehre, in der natürlichen Abkürzung und Verdichtung des Denkens darüber haben sie eine gewisse Starrheit und Unbeugsamkeit gewonnen.

Ist es doch ganz ähnlich mit seinen metrischen Arbeiten ergangen: die zweite Abhandlung über althochdeutsche Betonung und Verskunst', schon 1834 in der Berliner Akademie gelesen, aber erst in den Kleinen Schriften 1, 394 ff. gedruckt, mutet uns ganz modern an. Und wer die Entwicklung der germanischen Grammatik während der letzten 25 Jahre miterlebt hat, wird Ähnliches dabei zur genüge wahrnehmen: die Forscher, welche einzelne Thesen zuerst auf die Bahn brachten, sind sich der Schwierigkeiten, Hindernisse und Ausnahmen genau bewußt gewesen; aus ihren Abhandlungen sind sie in die Erörterungen Anderer und Jüngerer schon in viel präciserer Form übergegangen und haben nachmals als fertige, nicht zu bezweifelnde Thatsachen Aufnahme in die Hand- und Lehrbücher gefunden. Ein nachwachsendes Geschlecht operiert ganz voraussetzungslos mit ihnen. Das währt so lange, bis wider Jemand auf die Grundwahrnehmungen zurückgeht, das Material der Denkmäler und Überlieferungen neu und exakt aufnimmt: wie Vieles kommt dann bei der strengen Durchprüfung ins Wanken, muß neu und anders aufgebaut werden!

Ich schließe diese Darlegungen, die erst anderweit aus dem Vollen begründet werden müssen, mit ein paar Sätzen aus dem schon citierten Buche Louis Erhardts, Die Entstehung der homerischen Gedichte (dessen Ansichten ich sonst nur zum kleinsten Theile zustimme) S. LIX: 'Das mythische Element ist in den Nibelungen ganz in den Hintergrund getreten. Siegfrieds Jugend, seine Kämpfe mit dem Drachen und den Dämonen, den Nibelungen, seine Brautfahrt zu Brunhild, Alles das wird im deutschen Epos nur nebenher berührt in zum Theil kaum noch verständlicher Darstellung, und nur aus Andeutungen können wir schließen, daß diese Momente einst im Volks-

gesange eine größere Rolle spielten. Auf das Zurückdrängen dieser mythischen Elemente ist offenbar das Christentum vor allem von Einfluß gewesen, und man mag darin eine Beeinträchtigung der epischen Dichtung, die aus den heidnischen Mythen erwachsen war, erkennen. Aber andererseits sah sich das deutsche Epos nur um so mehr zur Herausbildung des rein Menschlichen in Handlung und Charakteren und zur Verinnerlichung des Stoffes gedrängt, und so ist aus dem Nachteil fast ein Vorzug geworden.'

Das scheint sich mir zu den Ergebnissen meiner Betrachtung des christlichen Wesens in den Nibelungen nicht übel zu schicken und leitet passend zu den Beobachtungen an der 'Klage' über, denen ich mich nunmehr zuwende.

II.

DIE KLAGE.

Im Folgenden zähle ich zunächst die formelhaften Wendungen auf, in denen der Einfluß Gottes auf die menschlichen Handlungen ausgedrückt wird. Dabei citiere ich das Gedicht nach Lachmanns Ausgabe, womit ich freilich auch seine fatale Bezifferung nach Langzeilen in den Kauf nehmen muß, die nur seinem Glauben an die Bedeutung der Abschnitte zu 28 Zeilen entspricht (Anm. S. 163) und bei den einfachen Reimpaaren sich wunderlich ausnimmt.

a. 'Um Gottes Willen' wird etwas unterlassen, Dietrich bei Kriemhildens Leiche, 381[b]: *er bat die liute zehant, daz sie durch got ir weinen liezen.* Man dankt mit Gottes Anrufung, Brünhilde dem Sindolt, 1881[a]: *nu lône iu Krist.* Gott selbst wird gedankt, Hildebrand über Volker, 687[b]: *got wil ich des danc sagen, daz er langer niht genas;* durch Lob, die Jungfrauen Gotlindens, 1410[a]: *lob sî dir, herre trähtîn!* Das übersetzt uns den aus der Liturgie, und besonders den Litaneien, wolbekannten (auch schon in der Vulgata begründeten) Ruf: Laus tibi, Domine (Deo). Es wird Gott geklagt, von Kriemhild: *daz müeze got geklagt sîn* 103[b], Hildebrand über Wolfhart 832[b]. Dietrich 1263[b]: *got wil ichz imer klagen, daz ich sô manegen werden man muoz tôten hie belîben lân.* Bischof Piligrim über Hagen 1708[b]: *daz in sîn muoter ie getruoc, daz müeze got sîn gekleit.* Gott wird angerufen, von Rumolt, 2011[b]: *herre got der rîche, daz ich ie wart geborn!* Bischof Piligrim 1672[b]: *himelischer degen, wie hâstu zuo mir alsô getân?* Darunter ist zuvörderst Christus

verstanden, wie schon Lachmann Anm. S. 324 gesehen hat (vgl. den Tobiassegen V. 40 und MSD.[3] 2, 295 Anm.) die Übersetzung von Piper 'Gott im Himmel' trifft daher nicht zu. Besonders wird Gottes Barmherzigkeit angerufen, Dietrich bei Sigestap, 756[a]: *deiz got erbarme.* Rumolt 2034[b]: *nu müeze ez got erbarmen, daz kunde helfen niht mîn rât.* Etzel 645[a]: *daz mehte got erbarmen und lieze mich vil armen leben nu niht mêre in disem grôzem sêre, daz mich næme der tôt.* Sehr nahe stehen die Ausdrücke Dietrichs 754[b]: *daz ich erstorben wære! sô het got wol ze mir getân;* vgl. über Rüedeger 1018[b]: *got der hete wol getân, het er dich leben lâzen.* Dietrich bei Giselher 915[b]: *nune weiz ich anders waz ich tuo, ich enbitte ez got verenden.* Daran schließen sich die Ausdrücke, welche Gottes Macht bekunden, wie wenn Gotlinde bei etwas Unmöglichem sagt 1503[b]: *daz wolte got, meht daz geschehen!* 1439[b]: *ruocht es got, so sol si sîn in alln unschedelîch ergân.* Swemmelin von Etzel 1607[b]: *der künk giht, alle die tage die in got noch leben lât.* Von Gernot heißt es 245[b]: *got im niht engunde belîben in der schulde.* Dietrich über Wolfhart 861[b]: *got hât übel mich bedâht, daz er dich leben niht enlie.* Von Gernot wird gesagt 971[b]: *got der woltes in niht geben daz in daz lieb geschæhe daz in deheiniu sæhe bî gesundem sînem lîbe.* Von den Überlebenden 271[b]: *die swære het in got gegeben.* Wie von Hiob sagt Dietrich zu Etzel 1224[b]: *got mag iuch wol ergetzen genædiclîch der leide.* Brünhild nennt 1881[b]: *Krist, der aller dinge gewaltic ist.* Swemmelin sagt 1605[a]: *wan got der weisen vater ist* (pater orphanorum Psalm. 67, 6; vgl. 10, 14). Gott nimmt die Seele in seinen Schutz, wie von ihm erbeten wird 1168[b]: *durch ir heil ze mêren* (vgl. 1693[b]) *si bâten got der sêle phlegen.* 1178[a]: *die bâten alle gelîche got von himelrîche — genâden ir aller sêle.* Gott bestimmt das Schicksal der

Menschen nach dem Tode 290^{b} ff., eine Stelle, die später noch erörtert wird. Etzel bekennt 477^{b}: *wan ez ist der gotes slac über mich ergangen: nu ligent si gevangen, die sîn gewalt betwungen hât.* Und noch genauer, was später zu besprechen ist, 485^{b} ff. Dietrich sagt von sich 517^{b}: *mich hât mit unminne der gotes haz bestanden.* Gotlinde spricht über Rüedeger 1481^{b} ff. einen förmlichen Segen, der sich wörtlich mit weitverbreiteten Stücken berührt: *nu müeze in got bewarn und allez himelische her. er var lant oder mer, swelhen ende er kêre, durch sîns gewaltes êre müeze in Krist behüeten.* Daß die Formeln der Klage reicher und voller sind als die der Nibelungen, ist schon bei dieser Gruppe zu ersehen.

b. Nur die Seelen Verstorbener werden begreiflicher Weise in dem Gedichte erwähnt. Hildebrand sagt über Volker 668^{b}: *daz ich der sêle immer holt wol werden niene mak.* Ferner 923^{a}. 1169^{a}. Engel werden genannt bei den toten Christen 922^{b}: *ir engel vil wol wisten war ir sêle solten komen;* darunter sind also Schutzengel zu verstehen. Von den Geistlichen werden bei den Exsequien für die gefallenen Helden ihre Seelen besonders dem *guoten sande Michahêle* 1179^{a} empfohlen, vgl. Über Hartm. v. Aue, S. 17 f. Der Teufel wird erwähnt als der Urheber alles Bösen 657^{b}: *ez was alsô gebrouwen von des tievels schulden.* Das geschieht auch, wenn die Schuld an dem Unheil Hagen zugeschrieben wird 625^{b}: *nu seht wâ der vâlant ligt, der ez allez riet.* Diese biblische Anschauung ist im 12. und 13. Jh. allgemein, vgl. Über Hartm. v. Aue S. 84 ff. Christen und Heiden werden formelhaft mehrmals genannt: 27^{a} *under heiden und under kristen. heiden unde kristen* 277^{a}. Des leichteren Reimes willen häufiger in der Stellung: 1090^{a} *kristen unde heiden.* 925^{a} *die kristen unt die heiden.* 138^{a} *den kristen zuo den heiden.* 1212^{b} *von*

kristen und von heiden. 424b *under kristen und under heiden.* Christen allein werden erwähnt 922a: *durch das si wâren kristen.* In dem Berichte Swemmelins über der Untergang der Burgunden heißt es 1959: *vor den Hiunen wærens wol genesen, wærn die kristen niht gewesen.* Hier gelten die Hunnen schlechtweg als Heiden. Es ist übrigens sehr möglich, daß dem Dichter bei diesem Satze die Zustände des heiligen Landes (oder die Schicksale der Kreuzfahrer auf den Zügen durch Ungarn und das byzantinische Reich) vorschwebten, wo mehrmals die dort ansäßigen Christen sich den abendländischen Heeren schädlicher erwiesen als die Sarrazenen selbst. Kostbare Stoffe werden, wie im höfischen Epos, aus Heidenländern gebracht 1164b: *ein phelle von golde tiwer unde rîche, geworht vil spæhlîche, verre brâht ûz heiden lant.* Zu der Bestattung Blödelins (Kriemhild und Ortlieb waren Christen) werden christliche Priester geholt 1173b: *er* (Dietrich) *gewan die phaffen den heiden, der och die gezam;* die Vorstellung davon kann nur sehr undeutlich gewesen sein. Wahrscheinlich ist diese Stelle so zu beurteilen wie der Satz 437b: *swie si wâren heiden, och was zerbarmen umbe sie;* sie weisen auf die mittlere Zeit der späteren Kreuzzüge, wo die Waffentüchtigkeit und der Charakter der Sarrazenen sich schon Achtung erworben hatten. Ich glaube kaum, daß diese Stellen vor der Kreuzfahrt Kaiser Rotbarts (1190) abgefaßt sein können (vgl. Bieger, Zeitschr. f. d. Philol. 25, 154 f.). Lehrreich ist der größere Passus, in dem Etzel über seinen Glaubenswechsel spricht. Nachdem er seine Verluste beklagt hat, heißt es 477b: *wan ez ist der gotes slac über mich ergangen: nu ligent si gevangen, die sîn gewalt betwungen hât. ich wolte des ie haben rât* (480) *daz ich in niht ensolte fürhten noch enwolte: nu schilte ich mîniu abgot, sît des gewaltigen gebot gezürnet hât sô sêre.*

wa ist nu diu michel êre, die Machmet und Machazên sô lange liezen her gestên? swaz ich erreiten kunde, daz was bî mîner stunde (485) *allez gar von mir bediet. der mir ze lebene geriet, dar zuo juden und kristen mit gotlîchen listen hiez erschînen den tac, mit den sînen er mîn phlac, sam ich sîn eigen wære. nu riet mir mîn swære, ob er mîn ruochen wolde, daz ich mich aber bekêren solde,* (490) *ob er mir helfen wolt dâ zuo: nu fürhte ich daz erz niht entuo, wan ich och in ê betrouc. mîniu apgot schuofen daz ich louc sîner starken gotheit, daz ich lie die kristenheit. daz ist âne zwîfel wâr, ich was kristen fümf jâr: doch geschuofen si daz sider daz ich mich vernoijierte wider* (495) *und wart in als ê undertân. ob ich nu gerne wolt enpfân Kristen leben unt die rehten ê, daz enwirt mir wider nimmer mê: wan ich hân mich unervorht sô sêre wider in verworht, daz er mîn leider niht enwil. tûsent künge heten vil an mîn eines swære. ich west wol daz er wære* (500) *von dem aller hôsten luft unz in die nideristen gruft gewaltic swes er wolte, dem ich dâ dienen solte, für den getrow ich nimer komen.* Etzel berichtet hier, er sei durch fünf Jahre Christ gewesen, habe sich jedoch durch den Einfluß seiner alten Götter bestimmen lassen, zum Heidentume zurückzukehren; darum sei auch sein jetzt erneuter Wunsch, wider Christ zu werden aussichtslos: der Abtrünnige könne nicht auf widerholte Aufnahme rechnen. W. Grimm meint HS.[2] 116: 'Es sieht wie ein absichtlicher Zusatz aus, um die Ehe der Kriemhild mit einem Heiden zu rechtfertigen, wenigstens zu entschuldigen. Der Überarbeiter hat ihn in die Nibelunge Not aufgenommen.' Allein, wie könnte durch die von Etzel erzählten Vorgänge Kriemhildens Ehe mit ihm entschuldigt werden? Er war darnach Heide, war aber schon vorher Christ gewesen; für eine Christin war die Ehe mit einem Abtrünnigen sehr viel schwieriger

als mit einem ungetauften Heiden. Betätigt denn Etzel irgendwie christliche Gesinnung? Er spricht nur jetzt, da maßloses Unglück über ihn hereingebrochen ist, sein Bedauern darüber aus, daß er den allmächtigen Christengott wider gegen seine schwachen Abgötter eingetauscht habe; vermag das Kriemhildens Ehebund mit ihm zu rechtfertigen? In der Zusatzstrophe der Handschrift C und des gemeinen Textes, Nibel. 1201, 5 ff., sagt Rüedeger:

Ern ist niht gar ein heiden: des sult ir sicher sîn.
er was vil wol bekêret, der liebe herre mîn,
wan daz er sich widere vernoijieret hât.
welt ir in, frowe, minnen, sô mac sîn noch werden rât.

Dasselbe Bedenken, welches wider die Stelle der Klage eingewant werden muß, läßt sich auch gegen diese Strophe geltend machen. Schwanken zwischen Heidentum und Christentum kann Aussicht auf Bekehrung verstatten, aber Rückfall ins Heidentum verschlimmert die Vorbedingungen der Ehe für eine Christin um ein Bedeutendes. Es fragt sich nun, zu welchem Behufe ist dieses ganze Motiv (wol zuerst in der Klage, dann in den Zusätzen der Nibelungen) überhaupt angebracht worden? Aus der zeitgenössischen Geschichte der Kämpfe zwischen Christen und Heiden in Orient und Occident stammt es gewiß nicht, denn da kommen solche Fälle des Renegatentums wie der Etzels nicht vor. Man könnte nur denken, daß österreichischen Dichtern das benachbarte Ungarn, in dem die Vorgänge sich doch abspielen, vielleicht in seiner historischen Überlieferung Verhältnisse dargeboten hat, die zu solcher Erfindung reizten. Hat Zarncke in seiner Abhandlung über die Örtlichkeiten des Nibelungenliedes (Berichte der k. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1856 S. 168—194) deutlich gezeigt, daß die Lage der Grenzen zwischen Ungarn und Niederösterreich im

deutschen Volksepos die Zustände des zehnten Jahrhunderts abspiegeln, so scheint es mir nicht uneben, zu vermuten, vielleicht habe ein berühmter älterer Arpade einige Züge zu dem Bilde geliehen, unter dem die Nibelungen den König Attila sich vorstellen. Keiner lockt dazu mehr als der letzte heidnische Ungarnfürst Gejsa (972—997?), der sich zwar taufen ließ, aber auch darnach durchaus im Unklaren blieb, ob er den Christengott oder seine Heidengötzen anbeten solle. Thietmar von Merseburg erzählt über diesen, in Deutschland wol bekannten Herrscher (IX, 4 ed. Kurze 1889, S. 241 zum Jahre 1018): qui cum christianus efficeretur, ad corroborandam hanc fidem contra reluctantes subditos sevit et antiquum facinus zelo exestuans abluit. hic Deo omnipotenti variisque deorum inlusionibus immolans, cum ab antistite suo ab hoc accusaretur, divitem se et ad haec facienda satis potentem affirmavit. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch dieser Gejsa zwei Gemahlinnen hatte, eine, Sarolta, heimischer Abstammung; nach deren Tode eine zweite, die 'schöne Königin' *(bela Knegina)*, Adelheid, die Tochter des Piasten Mieczislaw I. Von dieser ward ihm sein Sohn Wajk, der h. Stephan, geboren, der jedoch erst getauft wurde, als man für ihn um die Hand der bairischen Herzogstochter Gisela warb. Ich verdanke der bewährten Freundlichkeit Franz von Krones' eine umfassende Zusammenstellung der Quellen sowie der gelehrten Litteratur über diese Frage, aus der aber nur hervorgeht, daß auch heute noch nicht völlige Klarheit herrscht und der von Einzelnen verfochtenen Annahme, es habe nur eine Gemahlin Gejsa's, nämlich Sarolta, gegeben, ziemliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Uns kommt es hier darauf an, ob man im Volke an zwei Frauen eines Herrschers glauben konnte, und das scheint

doch der Fall zu sein. Es wäre demnach nicht unmöglich, daß in Etzels Wechsel zwischen Heidentum und Christentum eine Erinnerung an das Fürstenhaus der für Österreich so wichtigen östlichen Nachbarn festgehalten wäre. Hat doch das zehnte Jahrhundert außer der Beschaffenheit der Grenzen gegen Ungarn noch den Markgrafen Gero zur Sage gesteuert (Lachmann, Anm. S. 336) und sind doch Namen und Stellung der von Etzel abhängigen Fürsten slavischer und halbbarbarischer Völker des Ostens aus den historischen Zuständen des elften und zwölften Jahrhunderts geschöpft.

c. Aus dem Inhalte der Klage begreift sich, daß fast sämmtliche Stellen des Gedichtes, die vom Gottesdienste handeln, sich auf Bestattungsfeierlichkeiten beziehen. So gleich 1171ᵇ ff., wo beschrieben wird, wie die drei Burgundenkönige, Kriemhild, Ortlieb und Blödel begraben werden: — *swaz man der vinden mohte, die messe solden singen, die hiez er balde bringen: also kund erz dâ schaffen: er gewan die phaffen den heiden, der ouch die gezam.* Darunter ist also die *missa pro defunctis* gemeint, von der schon im ersten Abschnitt bei Siegfrieds Bestattung die Rede war. Daran schließt sich die Mitteilung über Rüedegers Begräbniß und die Verse 1176ᵇ: *dô sach man manegen kriuzstap dâ den pfaffen an der hant: swaz man ir under stôle vant, die bâten alle glîche got von himelrîche und den guoten sande Michahêle genâden ir aller sêle.* In diesem Passus ist aber nicht die Totenmesse gemeint, sondern die (gleichfalls schon bei Siegfrieds Tod erwähnten) Gebete für das Seelenheil der Verstorbenen, die feierlich von den Priestern recitiert werden. Darauf hin weist schon der *kriuzstap,* das Prozessionskreuz, welches (wie heute) seit dem 5. Jahrhundert dem Geleite der Gläubigen bei der Bestattung eines Christen

vorangetragen wird. Wenn es hier heißt, daß man *manegen kriuzstap* in der Hand der Geistlichen (in diesem Falle Diakone) sah, so bezeichnet das einesteils die Pracht des Begräbnisses, kann aber ebensogut auf die Zahl der zu Bestattenden bezogen werden, da man jedem Einzelnen ein Kreuz vortrug. Ebendeßhalb ist 1177[b] *under stôle* nicht, wie Piper meint, das Meßgewand der Geistlichen zu verstehen; dieses tragen die Priester nie bei Begräbnissen, sondern nur die Stola, das Symbol der priesterlichen Amtsgewalt, über dem Rochet oder Chorrock. — Ein eigentliches *officium pro defunctis* veranstaltet Bischof Piligrim von Passau für die gefallenen Helden 1687[b] ff.: *dô sant er allenthalben sider nâch münchen und nâch phaffen: der herre begunde ez schaffen nach kristenlîchem orden. den die dâ wârn für worden,* (1690) *hiez er messe singen: die gloggen hôrt man klingen allenthalben in der stat ze den münstern, als er bat: ze dem opfer was dâ grôz gedranc. der bischof och selbe sanc got von himel ze êren, der kristen heil ze mêren, unt ze helfe ir sêle die dâ wârn tôt.* Das ist also ein feierliches Requiem (nach dem ersten Worte des Introitus der Messe so genannt), das in einer großen Bischofsstadt wie Passau, nicht aber im Hunnenlande möglich war. Der Bischof selbst hält das Hochamt und die drei Verse 1693[a]—94[b] geben sehr gut die drei Hauptabsichten der *missa pro defunctis* wider, welche die Liturgie, besonders vom Offertorium bis zur Postcommunio, darlegt. Die Glocken läuten *ze den münstern*, das ist, bei der bischöflichen Hauptkirche und den verschiedenen Klosterkirchen der Stadt. — Von geistlichen Personen werden, außer den bereits erwähnten, ein *kappellân* des Bischofs von Passau 1697[a] genannt, der im Auftrage seines Herrn *(dô dâ got gedienet wart)* Swemmel aufhalten will, und Bischof Piligrim selbst 1644[b] ff.: *zwischen Tuonowe unt*

dem In dâ saz ein rîche bischof: sîn lob, sîn êre, sîn hof, wâren wîten bekant. der was Piligrim genant. In Passau war der Dichter gewesen, denn die Lage diese Stadt auf der spitzen Landzunge zwischen den zusammenfließenden Strömen Inn und Donau ist mit V. 1644[b] genau bezeichnet. 1694[b] nach dem Requiem heißt es: *der bischof leit vor jâmer nôt.* 1741[b] läßt der Bischof den Spielmann durch Baiern geleiten, 1816[b] ff. durch ihn eine Mahnung an Frau Brünhild gelangen. Dreimal 1652[b]. 1701[a]. 1816[b] heißt Piligrim *der guote bischof,* das Beiwort bezeichnet ihn als einen heilig gehaltenen, einen frommen Mann der Vorzeit, dessen Gedächtniß im Volke fortlebt. Vgl. MSD[3] (Anm. zu XLVII, 4, 1) 2, 295. — Von Frau Ute zu Lorsch wird erzählt 1839[b]: *Uote diu vrowe hêre ze Lôrse in ir hûse was, dâ si venjete unde las an ir salter alle ir tagezît, in einem münster (daz ist wît) des si von êrste dâ began.* Das Wort *venjen* (mlat. *veniare*) bedeutet: beim Gebete Kniebeugungen verrichten. So geschah es beim einsamen, hauptsächlich aber beim gemeinschaftlichen Chorgebet. Insbesondere beim Abbeten der Psalmen, wobei eine strengere Form mit Venjen und eine leichtere ohne diese unterschieden ward (vgl. Du Cange 8, 270 f.). Die Vorstellung des Dichters vom Leben der Frau Ute zu Lorsch ist, wie diese Angabe und die weitere vom kanonischen Stundengebete bezeugt, aus der Anschauung des zwölften Jahrhunderts (aber auch frühere Zeiten kannten das schon) geschöpft, wo vornehmlich Witwen unter Ablegung leichterer, lösbarer Gelübde, aber bei Annahme des Schleiers und einer besonderen Tracht, in Häusern zusammen eine Art halbklösterlichen Daseins führten. Viele Urkunden über Stiftungen zu Gunsten solcher Witwenhäuser sind bis ins 15. Jh. vorhanden. 1990[b]: *diu edel Uote wart begraben ze Lôrse bî ir aptei.* Die Hand-

schrift C sagt: — *ze Lôrse in dem münster wît, dâ diu frowe noch hiute lît, diu guote unt diu vil reine in eime sarchsteine.* Dieser Zusatz stimmt mit dem von C den Nibelungen 1082, 5—36 angefügten. Die *aptei* wird mit der *rîchen fürsten aptei* dort identificiert. Das ist nach dem Wortlaute von A in der Klage 1991[a] nicht notwendig, wo *aptei* auch die religiöse Gemeinschaft bezeichnen kann (vgl. *abbatia* bei Du Cange), der sie selbst angehört. *bî* bezeichnet wol die unmittelbare Nähe: *bî dem münster* begraben werden, kann sowol meinen innerhalb als außerhalb der Kirche, dem entspricht dann die Lage oder Aufstellung der Grabsteine. —

Diese drei Gruppen von Ausdrücken und Wendungen religiösen Inhaltes entsprechen in der Klage den im ersten Abschnitte aus den Nibelungen gesammelten. Viel wichtiger für die Charakteristik des Gedichtes sind aber die jetzt zu behandelnden Stellen, welche die Klage allein enthält. Zuerst einige, an denen von dem Schicksale des Menschen nach dem Tode gesprochen wird. Die wichtigste ist folgende, in der gegenüber der Meinung, Kriemhild sei um ihrer Schuld willen zur Hölle verdammt, der Dichter die Ansicht vertritt, sie habe wegen ihrer Treue den Himmel verdient, und davor warnt, daß man voreilig über das Geschick Verstorbener im Jenseits abspreche. Die Verse lauten:

276 *ez wart den namen beiden,*
heiden unde kristen, von ir einer listen
alsô leide getân, daz beidiu wîp unde man
gelouben wil der mære, daz si der helle swære
habe von solhen schulden, daz si gein gotes hulden
geworben hab sô verre daz got unser herre
ir sêle niht enwolte. der daz ervarn solte,
der müese zuo der helle varn: daz hiez och ich vil wol bewarn
daz ich nach dem mære zer helle der bote wære.

des buoches meister sprach daz ê: dem getriwen tuot untriwe wê.
sit si in triwe tôt gelac, an gotes hulden manegen tac
sol si ze himel noch geleben. got hât uns allen daz gegeben,
swes lîp mit triwen ende nimt, daz der dem himelrîche gezimt.
diu wârheit uns daz kündet. vor got er sich versündet,
swer den andern durch haz verteilt. wie mag er wizzen daz
waz got mit im getuot? niemen dunke sich sô guot
und sô gar vor sünden vrî, ern bedürfe wol daz im got sî
genædic an der lesten zît, sô man uns allen lôn gît.

Die religiösen Ansichten, auf denen diese Erörterung beruht, sind durchaus die wol ausgebildeten der katholischen Kirche am Ende des zwölften Jahrhunderts. Kriemhild hat so viele Menschen ins Verderben gebracht, hat dadurch so sehr wider Gottes Huld gefrevelt, daß sie das Leid der Höllenstrafen erdulden muß, die über sie im Einzelngericht sofort nach dem Tode durch Gott verhängt wurde: der Herr hat ihre Seele nicht in sein Reich aufnehmen wollen. Der Dichter glaubt nicht an dieses Schicksal der Kriemhild. Er hält es zunächst für unmöglich, daß man das wissen (*ervarn* A, beweisen = *bewærn*, *bewârn* BCJh, D) könne; wer es erfahren wollte, müßte sich selbst zur Hölle begeben, er aber wolle sich hüten, nach solcher Kundschaft (so übersetze ich *nâch dem mære* 284^{a}, Piper gibt *nâch* durch 'infolge von, entsprechend' wider) zur Hölle als Bote zu gehen. Die Hölle wird also hier bereits als der furchtbare und gefährliche Ort vorgestellt, wie ihn die Visionenlitteratur des frühen Mittelalters beschrieben hatte: als Bote sich dahin zu begeben, ist ein Wagniß; man könnte leicht dort bleiben müssen. Das Sprichwort, welches 285^{b} anführt, kann nach zwei Seiten hin gedeutet werden: Untreue schädigt den Treuen, aber auch: der Treue erfährt Schaden, sobald er untreu wird (*infidelis homo mortuus est corpore vivente,* Sixt. Phil., Sent. 6), d. h. er leidet Gottes Strafe, wie

das schon die Bibel lehrt Psalm. 5, 9 ff. 7, 15 ff., Rom. 1, 31 f. Kriemhild nun ist um der Treue gegen Siegfried willen gestorben, sie hat daher Anwartschaft auf Gottes Gnade und das ewige Leben. Der Satz 287[b]—288[b] kann sehr wol auf die Parabel des Herrn gehen Matth. 25, 14 ff. Luc. 19, 12 ff. denn die Worte Matth. 25, 21 (vgl. Luc. 19, 17): *ait illi Dominus ejus: Euge serve bone et fidelis, quia super pauca fuisti fidelis, super multa te constituam, intra in gaudium Domini tui,* ist schon sehr früh in Lehre und Predigt für die ewige Seligkeit als Lohn des frommen Christen beansprucht worden. Es könnte also 289[a] sehr wol sich darauf beziehen, denn *diu Wârheit* nehme ich als eine Berufung auf die h. Schrift (vgl. Über Hartm. v. A., S. 192 f.). Lachmann läßt es durch seine Interpunktion im Unklaren, wie weit der Satz sich erstreckt, so tut auch Bartsch; Edzardi drückt durch den Strichpunkt nach 289[b] aus, daß er 290[a] noch dazu zieht. Es könnte nämlich mit der Berufung auf die h. Schrift ebensogut auch 289[b]—290[a] gemeint sein, das bezöge sich dann auf die Worte Jesu über Haß zwischen den Nächsten, Matth. 5, 22—26; vgl. 1. Joann. 3, 15. Ferner beruht die Frage 290[b]: *wie mag er wizzen daz waz got mit im getuot?* auf christlicher Lehre: Matth. 7, 1 ff. Luc. 6, 37 ff., besonders Rom. 2, 1—6. Und deßgleichen der Satz 291[b]—293[b], den insbesondere das Evangelium Johannis und die Paulinischen Briefe vortragen, vgl. z. B. Ephes. 2, 8 f.: *gratia enim estis salvati per fidem, et hoc non ex vobis, Dei enim donum est; non ex operibus ut ne quis glorietur.* Beruht der Inhalt des ganzen Passus auf der kirchlichen Lehre, so weist die besondere Fassung der Worte auch auf die Zeit: 292[b]—293[b] ist ebenfalls das besondere Gericht gemeint, welches über Jeden unmittelbar nach dem Tode ergeht. Um das Schicksal, das den Verstorbenen

erwartet, weiß dessen Schutzengel, wie die schon früher (S. 61) citierte Stelle 921[b] f. beweist. Zu 296[b] ff. vgl. Jacob. 4, 13—15.

Sind wir schon durch diese Darlegung aufmerksam geworden, daß dem Dichter der Klage die christlichen Gedanken in biblischer Form sehr wol vertraut sind, so gibt es noch eine Anzahl von Stellen in dem Gedicht, die unter dem Einfluß der Bibelsprache zu stehen scheinen. Daß *(Machmet und) Machazên* 483[a] aus Daniel 11, 33. 39 stammt, wußte schon Lachmann, Anm. S. 302; vgl. Müllenhoff, Zur Gesch. der Nibel. N. S. 75. Bei der folgenden Aufzählung ist Alles zusammengenommen, Wichtiges und Unwichtiges. *galle* wird tropisch gebraucht 150[b]: *jâ muosen si der gallen und och ir herze volgen,* vgl. Jerem. Thren. 3, 5: *circumdat me felle et labore*; Act. 8, 23: *in felle enim amaritudinis.* — 263[b]: *dem jâmer wart ze miete sîn hœhster stuol gesetzet.* Die Vorstellung, auf der dieser Ausdruck beruht, ist in der Bibel ungemein verbreitet, besonders gehört sie den Psalmen an, wo Gott den obersten Sitz einnimmt (z. B. 102, 19: *Dominus in coelo paravit sedem suam*), aber auch Sap. Eccli. Isai., die Evangelien (hauptsächlich die Parabel Luc. 14, 7—11), Apoc. — Etzel klagt 466[b]: *wâfen, sprach der helt guot, taz ich ie wart geborn,* vgl. Job 3, 3: *pereat dies in qua natus sum.* Dazu Dietrichs Worte 987[b]: *nu meht ich als gerne sîn vor zwelf jâren tôt.* 1305[b]: *jâ mohtens immer dem tage fluochen, daz diu wirtschaft alsô maneges heldes kraft mit tôde hæt geletzet.* — Die Erinnerung an Hiobs Geschick hat jedesfalls Äußerungen beeinflußt wie die Dietrichs 517[b]: *mich hât mit unminne der gotes haz bestanden. ich was in mînen landen gewaltik unde rîche: nu stên ich jæmerlîche, reht als ein arm man der nie huobe gewan.* Vgl. Dietrich und Hildebrand über Giselher 900[b]: *du bist von hôhen sachen komen*

unz an dîn ende. — Etzel preist Gottes Allmacht 499[b]: *ich wess wol daz er wære von dem aller hôsten luft unz in die nideristen gruft gewaltic swes er wolte.* Dazu vgl. Psalm. 138, 7 ff: *quo ibo a spiritu tuo? et quo a facie tu fugiam? si ascendero in coelum, tu illic es; si descendero in infernum, ades. si sumpsero pennas meas diluculo et habitavero in extremis maris, etenim illuc manus tua deducet me et tenebit me dextera tua.* Ferner Isai. 66, 1 (Act. 7, 49). Jerem. 22, 23 f. Amos 9, 2 ff., besonders Job 9, 4—10. — Etzel sagt 533[a]: *(der künec sprach:) 'des wil ich gehen, ich hân gehœrt und gesehen und sagen von vil grôzer nôt, daz der gemeinlîcher tôt den gewalt nie mê gewan'*, das Beiwort ist (seit Jos. 23, 14: *ingredior viam universae terrae [carnis])* in der kirchlichen Litteratur und in der Liturgik durchstehend. — Hildebrand spricht 625[b] ff. zu Etzel über Hagens verhängnißvolles Wirken: hätten nur sie (die Amelungen) davon gewußt, sie hätten das Unheil verhütet. Blödel wollte das Leid Kriemhildens rächen, das hätte unterbleiben müssen. (632[a]) *hic ist übel gebouwen.* Wer hätte das voraussehen mögen, daß wegen Siegfrieds so viele Helden sterben sollten? Piper übersetzt den Vers, in dem er *bûwen,* bauen als 'Vertrauen schenken' faßt: 'hier hat man an unrechter Stelle Vertrauen geschenkt'. Das dünkt mich wenig wahrscheinlich. Es stehen meines Erachtens drei Bedeutungen für *bûwen* zur Verfügung: bauen = arare; erbauen = aedificare; wohnen = colere. Die erste schiene mir wol möglich: hier ist übel gesät, üble Saat angebaut worden. Ähnlich sagt Hildebrand, *dô er Wolfharten vant,* 828[a]: *nu seht, vil edel Dietrich, wie der tôt umbe sich mit kreften hât gebouwen.* Das erklärt sich dann recht gut durch den Satz (beim Aufsuchen der Gefallenen) 1128[b]: *der tôt het sînen sâmen gesæt vil wîten in diu lant.* Der Tod als Ackers-

mann, der die Toten, seinen Samen, der Erde anvertraut, das ist eine alte christliche Vorstellung (regelmäßig von den Märtyrern gebraucht, dem Samen der künftigen Kirche), die sich an verschiedene Fälle biblischen Sprachgebrauches lehnt, besonders an 1 Cor. 15, 34 ff.: *sed dicet aliquis: quomodo resurgent mortui? qualive corpore venient? insipiens, tu quod seminas non vivificatur, nisi prius moriatur. et quod seminas, non corpus, quod futurum est, seminas, sed nudum granum, ut puta tritici aut alicujus caeterorum. Deus autem dat illi corpus sicut vult, et unicuique seminum proprium corpus. — sic et resurrectio mortuorum. seminatur in corruptione, surget in incorruptione. — seminatur corpus animale, surget corpus spirituale.* Andererseits wäre für 632[a] auch die Bedeutung 'wohnen, leben' nicht unmöglich. Vgl. Petrus bei der Verklärung Christi, Matth. 17, 4: *Dominus, bonum est nos hic esse.* (Marc. 9, 4. Luc. 9, 33). Es muß übrigens aufmerksam gemacht werden, daß die Handschrift C in ihrer weitläufigen Umschreibung von 627—641 die Stelle gibt durch: *wir hôrten si des beide jehen, daz ir vil leit wære ob ieman deheine swære von ir schulde solde hân niwan der einige man; daz hete si gerne geprouwen. wer mohte des getrouwen daz ez zuo der rede solde komen?* Darnach könnte man für 632[b] vermuten *hie ist übel gebrouwen,* hier ist Böses angestiftet worden, und das Mhd.Wtb., das 1, 260 eine Menge Belege für diese Bedeutung bringt, geht sogar soweit, Lachmanns *gebouwen* bloß für einen Druckfehler zu halten; das ist aber ein Irrtum. — Von Sigestaps Prachtgewand heißt es 744[b]: *lieht alsô die sterne im lûhten steine durch die wât.* Der Vergleich der Edelsteine mit Sternen wird wol auf die Beschreibungen der Apocalypse zurückgehen (vielleicht auch auf Kunstwerke), besonders 12, 1: *corona stellarum duodecim,* die auf die zwölf Hauptedelsteine ausgelegt

wurden. — 975[b] ff. wird die Klage beschrieben: *die tumben, daz wil ich iu sagen, klagten mit den wîsen, die tôren mit den grîsen klagten alle gemeine, daz sich die mûrsteine mohten klieben her dan.* Daß sich die Steine aus Mitgefühl spalten, wird man sich vielleicht am besten angeregt denken durch die Trauer der Erde beim Tode Christi, Matth. 27, 51: — *et terra mota est et petrae scissae sunt.* Denn an des Orpheus steinbewegende Klagen um Eurydike wird man sich nicht leicht erinnern mögen. Übrigens steht Ähnliches nochmals: da die Markgräfin Gotlind die Besinnung vor Schmerz verliert, heißt es 1621[b]: *daz volc dâ anders niht enphlac in der burc überal: daz hûs allenthalben schal und och der stein dar under.* Lachmann bemerkt (Anm. S. 319, zur Klage 1402) gegen v. d. Hagen, er tadle, 'daß von dem Felsen geredet werde, auf dem die Burg zu Bechlaren stehe: denn Bechlaren liege in einer Ebene. Der Dichter sagt 'jeder Stein unter dem Hause': und ein steinernes Fundament wird es doch wol gehabt haben'. Piper nimmt das in seine Erklärung auf: '*der stein,* nicht der Felsen, auf dem es gebaut ist (denn Bechlaren liegt in einer Ebene), sondern der Grundstein.' Nun liegt allerdings das heutige Pöchlarn in der Ebene, andersfalls hätte es nicht so oft von den Hochwassern der Donau zu leiden; ob aber der Dichter die alte Herilungenburg sich gleichfalls dort dachte? Etwas höher gelegen haben muß die Burg, sonst hätte es der Markgräfin und ihrer Tochter wenig geholfen, von der Zinne aus nach den Kommenden zu schauen 1405[a] ff. vgl. Nib. 1582. 1649. Andererseits sitzt Rüedeger *bî der strâze* Nib. 1579, 1 und nirgends (Nib. 1583. 1631. 1647 ff. Klage 1455 ff.) wird erwähnt, daß die Burg auf einer Höhe gestanden habe. Aber das ist auch gar nicht notwendig, im Gegenteil, mir scheint der

Auffassung des Gedichtes eben eine ältere Vorstellung von einem befestigten Platze (a. 832 *antiquitus castrum*, v. Muth. Einleit. i. d. Nib. S. 77) zu grunde zu liegen als die spätere der ritterlichen Steinburgen auf Felskuppen. — Etzel sagt zu Dietrich über Wolfbrant 738[b]: *in swes helfe er solte wesen, der möhte guoten tröst hân*: vgl. Eccli. 6, 14: *amicus fidelis protectio fortis*. Proverb. 18, 19. — Dietrich über Rüedeger 1015[b]: *owê der mir dînen gruoz sô verre nu gefrumt hât, der hat mir allen mînen rât ûz mîner kamere genomen;* der Vergleich geht vielleicht hervor aus der tropischen Verwendung des Begriffes 'Schatz', wie sie die Bibel kennt, Sap. 7, 12 ff. Eccli. 1, 31 etc. Matth. 6, 20 f. — Als König Etzel des ohnmächtigen Hildebrand Haupt in seinem Arm hält, 1060[b]: *dem er dâ diente manegen tac, der dient im nu von schulden;* vgl. den Bericht über die Fußwaschung der Jünger durch Christum, Joann. 13, 1 f. — Etzel über Rüedeger 1023[b]: *sîn triwe hât mich enbor getragen sam die veder* (Flaum) *tuot der wint*. Das Bild ist besonders in der Sprache Hiobs, der Psalmen und der Propheten häufig gebraucht, z. B. Job. 13, 25: *contra folium, quod vento rapitur, ostendis potentiam tuam;* 30, 22: *elevasti me et quasi super ventum ponens* —; Psalm. 17, 11: *et ascendit — et volavit super pennas ventorum*. — Ob die Stelle 1035[b]: *si ligent rehte als daz vihe daz enbizzen hânt die lewen* aus der Bibelsprache stammt oder aus irgendwie vermittelter eigener Kenntniß, kann ich nicht entscheiden. — Daß dagegen die Stelle, in der es bei der Klage über Rüedeger heißt 1071[a]: *si ruoften alle gelîche, beide arm und rîche, gar âne fröudehaften sin, daz diu erde under in sich mehte haben ûf getân,* auf den Untergang Dathans und Abirons zurückgeht, scheint mir nicht zweifelhaft; vgl. Num. 16, 1 ff. bes. 31 f.: *confestim — dirupta est terra sub pedibus eorum et aperiens os suum de-*

voravit illos (vgl. Deuter. 11, 6); Psalm. 105, 17: *aperta est terra et deglutivit Dathan, et operuit super congregationem Abiron;* Proverb. 1, 12. — Zu 1076[b] (vgl. 1630[a]): *der ougen gruntwalle von herzen dô den fluz truoc* vgl. die Zusammenstellungen, Über Hartm. v. A. S. 464. — Der Vergleich 1083[b] ff.: *die alten zuo den jungen wuoften alsô sêre, daz ez nimmer mêre wirt von liuten vernomen, als ob kranche wæren komen schrîende in daz rîche* wird auf eigener Naturbeobachtung beruhen; vgl. über den Klageruf der Kraniche Isidor bei Migne, Patrol. Lat. 82, 460. Rabanus Maurus 111, 244. — Von den Jungfrauen der Helche wird gesagt 1095[b]: *den ê ûfen regenbogen mit fröuden was gebouwen:* der Regenbogen ist das Bild vergänglichen Glanzes auch Eccli. 50, 8: *quasi arcus refulgens inter nebulas gloriae.* Vgl. Job 30, 15: *velut nubes pertransiit salus;* Sap. 2, 3. Jud. 12. — Hierher wird man auch die besondere Vorliebe der Klage für die Zahl 'tausend' rechnen dürfen (vgl. darüber Edzardi in der Einleitung seiner Ausgabe S. 64 und Anm. zu V. 4714), die als typische Zahl auch in der Bibel häufig ist, besonders Psalm. Cant. Eccli., einzelne Propheten, (2. Petrusbrief), Apoc. — Mit einigen Worten muß ich noch auf den Anhang der Klage in den Handschriften B und C zu sprechen kommen. Etwas ernster als Lachmann getan hat (vgl. auch Henning, Anz. f. d. Altert. 1, 133), der darin nur 'die redselige Ausführung' (Anm. S. 332) des Verses 2100[a]: *daz hât uns nieman noch geseit* sah, wird die Stelle wol zu nehmen sein, obzwar hinwiderum nicht so ernst, wie von Edzardi geschah, der S. 246 seiner Ausgabe sie 'für einen nachträglichen Zusatz des Umdichters' hält. Es ist zunächst zu bemerken, daß der Text der Klage selbst das Ende Etzels als einen seltsamen Zustand zwischen Leben und Sterben beschreibt 2089 ff:

dô si zem wirte urloup genâmen und ê si ûz dem hove kâmen,
der künk viel nider für tôt. im gab der jâmer solhe nôt,
daz er den sin niht behielt und sô kranker witze wielt
daz er unversunnen lac. lebt er sît deheinen tac,
des het er doch vil kleinen frumen: wan im was an sîn herze kumen
diu riwe alsô manicvalt, daz in daz leit nider schalt
und lie selten sît gesprechen wort. ern was weder hie noch dort,
ern was tôt noch enlebte, in einem twalm er swebte
dar nâch in weiz wie manegen tac. swie grôzer hêrschefte er phlac,
dar zuo was er nu gedigen, daz si in eine liezen ligen
und niemen sîn gedâhte. wie erz sît bedâhte,
daz hât uns nieman noch geseit, dô her Dietrich danne gereit.

Von dem Kindermörder Herodes, der mit dem Herodes zur Zeit des Todes Christi zusammengeworfen ward, findet sich Ähnliches berichtet. Daran knüpft nun der Zusatz, in welchem gesagt wird: ob Etzel erschlagen worden sei oder nicht, darüber bestünden verschiedene Meinungen, über deren Wahrheit man nichts Sicheres wisse: *wan dâ hanget zwîfel bî.*

des wunders wird ich nimmer vrî,
weder er sich vergienge, oder in der luft enphienge,
oder lebende würde begraben oder ze himel ûf erhaben,
oder ob er ûz der hiute trüffe, oder ob er sich verslüffe
in löcher der steinwende, oder mit welhem ende
er von dem lîbe quæme, oder waz in zuo zim genæme,
ob er füere in daz apgründe, oder ob in der tiuvel verslünde,
oder ob er sus sî verswunden, daz enhât niemen noh erfunden.

Der Dichter hätte Etzels Ausgang gerne mitgeteilt, wenn er davon etwas wüßte. Genau besehen, sind in diesen Versen acht verschiedene Möglichkeiten von Etzels wunderbarem Ende aufgezählt. Fast alle haben irgendwelchen Anhalt in legendarischen oder sagenhaften Überlieferungen. Zum Himmel fahren lebend Enoch und Elias empor (von Christi und Mariä Himmelfahrt abgesehen). In die *löcher der steinwende* begeben sich (außer den

Vätern der Thebaischen Wüste, den sieben Schläfern u. a.) die bösen Menschen in der Prophezeiung des Isaias 2, 19 ff.: *et introibunt in speluncas petrarum et in voragines terrae, a facie formidinis Domini et a gloria majestatis ejus, cum surrexerit percutere terram. in die illa homo — ingredietur scissuras petrarum et in cavernas saxorum* —. In den Abgrund des Ätna wird geschleudert Dietrich von Bern nach den Dialogen Gregors des Großen, oder reitet in die Unterwelt nach der Volksüberlieferung (W. Grimm HS. 38 f. 49. 206. 300. 303. 321.) Auch der große Verbrecher Pilatus wird in einen Berg entrückt. Viele Sünder zerreißt der Teufel lebend oder führt sie mit sich in den Vitae Patrum, Gregors Dialogen und der späteren Legendenlitteratur. 2165[b] wird ähnlich auf die Auflösung in Luft zu denken sein, wie sie bei Visionen von Dämonen vorkommt. 2164[a] bezieht sich auf Fortziehen ohne Widerkehren, wie bei König Artus, dem Schwanritter und mehrfach in nordischen Überlieferungen. 2166[a] kann in diesem Zusammenhange nur meinen, daß Etzel zur Strafe seiner Sünden lebendig begraben wird wie andere große Verbrecher. Das scheint mir überhaupt das Wesentliche an dem ganzen Zusatz von BC, daß König Etzel darin als ein übermenschlicher Frevler aufgefaßt wird, deßhalb auf eine absonderliche und unerhörte, wenngleich einer weitverstreuten Volkstradition entlehnten Weise zu grunde gehen muß. Daß in diesen Versen Spuren der Überlieferung von Attilas Ausgang in dem Färöischen Liede und in der Hvenschen Chronik enthalten seien, wie Symons (Paul, Grundr. 2, 31) vermutet, ist mir wenig wahrscheinlich.

Hier dürfen wol noch einige sprichwörtliche Ausdrücke erwähnt werden. 285[a]: *des buoches meister sprach daz ê: dem getriwen tuot untriwe wê;* vgl. Psalm. 10 (sec.

Hebr.), 7—10. — 327b: *ez ist noch der liute site, swâ einem leit ze herzen gât, daz der ander fröude bî im lât;* vgl. Rom. 12, 15 und die biblischen Beispiele des Mitleides. — 1756b: *swen der wolf richet, der ist errochen alsô wol, daz manz niht fürbaz rechen sol;* das geht gewiß auf die in der altdeutschen Litteratur so verbreitete Fabel vom Wolf und Lamm zurück, deren Zusammensein die Vulgata siebenmal erwähnt. Vgl. Freid. 137, 9 ff.—1862b: *ja was des landes êre bî stuole nider gesezzen;* vgl. Zeitschr. f. d. Philol. 5, 164 und Ulr. v. Liechtenst., Frauenbuch 602, 23 f. — 2012b: *(mîn herren hân ich verlorn niwan von Hagen übermuot;) diu dicke grôzen schaden tuot;* von diesem Satze sind Prov. Sap. Eccli. voll, vgl. Sap. 5, 8: quid nobis profuit superbia? Prov. 16, 5. Psalm. 30, 24. — Eine Gruppe für sich bilden die Stellen, in denen von übermäßiger Trauer durch Hinweis auf das allgemeine Geschick und durch Gemeinplätze abgemahnt wird. Dietrich zu Etzel 428b: *daz iuch niht vervâhen kan, daz lât: daz ist mîn lêre;* Hildebrand zu Dietrich 880b: *klage diu ist nieman guot;* 886b: *sol des ieman haben êre, der nâch tôde wirt gekleit* —; 889b: *klagt man tûsent jâr lanc, sô müest mans doch vergezzen.* Die übrigen Stellen gehören dem letzten Theile des Gedichtes an. 1572a wird Gotlinds Klage getadelt. Bischof Piligrim trägt dem Spielmann auf 1712a: *Swemmel, nu sagt der swester mîn daz si ir klage lâze sîn. si wærn doch dâ heime tôt.* Und der Schenke Sindolt rät gleichfalls Brünhilden 1872a: *vrowe, nu mâzet iwer klagen. jane kan nieman entsagen wol dem andern den tôt* (vgl. Psalm. 88, 49. Eccli. 8, 8). *ob nu wert immer disiu nôt, sin wurden doch niht lebhaft.* Widerum Piligrim 1720b: *man muoz die varn lazen, die uns der tôt tegelîch nimt; wan im anders niht enzimt wan scheiden liep mit sêre. ez enist niht anders mêre.* Swemmel

entspricht dem Auftrage und sagt 1816b: *der guote bischof Pilgrîm heizet iu daz, vrowe, sagen daz man mæzlîchen klagen sül ein islîchez leit.* Nicht umsonst werden diese Lehren besonders dem Bischof in den Mund gelegt, denn die Kirchenlehrer, und nach ihnen die Kirche, sprechen sich nachdrücklich gegen ein Übermaß des Schmerzes und der Trauer bei Todesfällen aus, vgl. besonders Bernhard von Clairvaux, Sermo 70. Dabei werden viele Sätze Senecas gerne citiert, besonders aus den Trostschriften (z. B. De consolat. ad Helviam cap. 1. 2. Epist. 63 etc.). Indem der Dichter der Klage diese Sentenzen hauptsächlich gegen das Ende seines Werkes hin anbringt, gewinnt es fast den Anschein, als ob er sich selbst dadurch abhalten wollte, die schon übermäßig ausgedehnten Klagen noch zu widerholen. — Berührungen Freidanks mit der Klage erwähnt W. Grimm, Über Freidank, Kl. Schrift. 4, 11 f. und zählt auf Edzardi in seiner Ausgabe S. 263, Anm. zu 4714.

Bei dem Inhalt der Klage versteht es sich von selbst, daß dem Ausdruck des Schmerzes ein breiter Raum gegönnt wird. Trotzdem fällt die Heftigkeit der Ausdrücke auf, nur an einige der stärksten Beispiele will ich hier erinnern, Manches ist gelegentlich schon erwähnt worden. 786b: *sîn* (Etzels) *wüefen gein dem lufte mit kraft erschal sô sêre, daz ob dem künge hêre von sîner klage der vesten daz hûs moht nider bresten,* vgl. 977b. 1622b: Von der Markgräfin Gotlinde heißt es 1567b: *ir lîp begunde lougen ob si rehte sinne ie gewan;* wie Iwein nach Laudinens Absage. — Bekannt sind die Stellen, in denen der Schmerz körperlich herausbricht; so heißt es von Etzel 1153b: *vor jâmer wart im alsô wê daz er viel en unmaht. in het der jâmer dâ zuo brâht, daz im zuo der stunde ûz ôren und ûz munde begunde bresten daz bluot;* von der

Herzogin Isalde 1379b: *si wart sô jâmerk zehant und sô trûric gemuot, daz ir von herzen daz bluot dræte ûz ir munde;* dem Knecht geschieht vor Gotlinden dasselbe 1540b: *dô brach ûz sînem munde daz schrîen mit dem bluote;* und auch Gotlinden selbst 1560a: *von dem jâmer alsô vesten der marcgrâvinne bresten begund von munde daz bluot, und och ir edeln tohter guot: si vielen beide in unkraft, sô daz ir zuht meisterschaft vergaz vil gar der sinne.* vgl. Klage 1973b (Iwein 1327 f.). W. Grimm hat schon 1809 (Kl. Schr. 1, 88) diese Stellen als ein Zeichen entartender Schwäche im Vergleich mit der alten Sage angesehen. Nicht unbemerkt soll bleiben, daß dieses Blutbrechen bei großer Erregung ein häufiger Zug der Legendendichtung ist.

Aber auch außerdem wird in der Klage das Schmerzgefühl breit und wortreich ausgedrückt. Ich führe einige Stellen an, bei denen es mir merkwürdig scheint, wie nahe sie verschiedenen Versen Hartmanns von Aue stehen, ja eine Anzahl von Wendungen und Reimen scheinen mir durchaus den Sprachwandel der ersten Zeit des Minnesanges vorauszusetzen. Von Etzel wird gesagt 297b:

mit siuften veste het genomen
in des fürsten herzen vil jæmerlîchez smerzen.
an dem ie vil êren lac, getrüebet wart sîn liehter tac.
fröude was im zerunnen. ich wæne im sîne sunnen
niht mêr schînen wolten. die fröude di dâ solten
im in sînem herzen wesen, der muoser âne nu genesen.

Zu 297 f. (Klage 1560a) vgl. Iwein 1476 f. 3088 f., das Adj. und Adv. *jæmerlîch(e)* findet sich allein im Iwein acht mal. — 299b vgl. Iwein 1326: *der liehte tac wart ir ein naht,* bei Laudinens Schmerz über den Tod ihres Gemahls. — 300a vgl. 2. Büchl. 16 f. — 300b vgl. 2. Büchl. 18: *mîner freuden sunne diu ist leider bedaht mit tôtvinsterre naht.*

(Über Hartm. v. Aue S. 139). Arm. Heinr. 153 ff. Iwein 638 ff. — Und wider von Etzel 724[b]:

sîn trüebez herze erstôrte ditze wüefen unde klagen.

vgl. Erec 5615 f.: *hie verkêrte sich dem wîbe ir herzen trüebe.* Iwein 7387: *wande si (diu naht) diu herze trüebet.* Der Geltar bei Bartsch, Liederd.[3] S. 211: *elliu herze erstœret sint.* Klage 701[b]. — 1220[b]: *mir hât mîn ungelücke buoz aller fröuden getân,* vgl. Mhd. Wtb. 1, 282[a] die Stellen besonders aus den Minnesängern. — 1240[b]: *über in het gesworn sînes lîbes unheil,* vgl. Gregor 2566: *Unsælde hât ûf mich gesworn und behaltet vaste an mir den eit.* — 1307[b]: *si wurden gar entsetzet swaz si fröuden solten hân,* vgl. Arm. Heinr. 362. — 1630[a]: (vgl. 1076[b]) *daz manges herzen brunnen mit trehen ûz runnen,* vgl. Gottfrieds Tristan (ed. Golther) 4222: *daz ime der herzesmerze mit trähenen ûz den ougen flôz,* auch im späteren Minnesang häufig. — 1798[b]: *mîn herze deist mir sorgen vol,* vgl. Eccli. 1, 40. Psalm. 13, 3. Eccle. 2, 23. — 1991[b]: *ir brach daz leit ir herze enzwei,* vgl. Iwein 4948. 4416 f. Arm. Hein. 636. — 1387[b]: *diu klage ir helfe dâ gewan, daz si nu fuor mit breiten scharn,* wie Vergils Fama. — 1809[b]: *mîn ougenweide diu wæn ze verre mirst enpharn,* vgl. Erec. 2905, Arm. Heinr. 1403, Iwein 403 f. — Zu 2079 f. vgl. Hartmanns Erec über den Sattel. — 2122[a]: *mîn wol gehaben daz ist allez nu begraben an vater und en muoter,* vgl. Nib. 1849, 2. Parz. 461, 12. — Die Personification *vrowe Êre* 1575[b]. 1579[b] gehört sonst erst der zweiten Generation der höfischen Poesie an. — Die zufällig aufgelesenen Parallelen sollen nichts beweisen, sondern nur im Allgemeinen den Eindruck hervorbringen, daß die Klage den Einfluß höfischen Sprachgebrauches schon ziemlich erfahren hat. Übrigens ist der Stil der Klage, so weit ich weiß, noch gar nicht gründlich untersucht worden:

die Bemerkungen Edzardis S. 60—68 seiner Ausgabe reichen bei weitem nicht aus, selbst das Verhältniß zur Sprache der Nibelungen ist in den vorhandenen Zusammenstellungen keineswegs erschöpfend behandelt.

In einer Reihe von Stellen macht sich entschieden geistliche Auffassung geltend. Einmal schon in Bezug auf die Trauer, die durch Askese ausgedrückt wird. 1133^{b}: *man sach von juncfrowen hant und von manegem edelm wîbe gebrochen von ir lîbe manic wol gezieret kleit: sine wolten niht daz ir leit dem golde gezæme* (Vgl. Isai. 3, 18 ff.). Etzel spricht 1230^{b} ff.: *waz sol mir nu mîn golt rôt oder deheiner slahte rîchtuom? gewalt, werltlîcher ruom, daz ist an mir verdorben —. war zuo solte mir der lîp, zepter oder krône, diu mir ê vil schône stuont in allen mînen tagen? die enwil ich nimmer getragen: fröude ére und werdez leben daz wil ich allez ûf geben und wilz allez nider legen, des ich zer werlde solde phlegen, sît ez mir allez missezimt, ichen ruoch wenn mich der tôt nimt.* Diese Gesinnung ist durchaus nicht heldenmäßig und der Haltung geradezu entgegengesetzt, welche die Sage von ihren großen Königen fordert. Dagegen entspricht sie durchaus den Ansichten der kirchlichen Asketiker des Mittelalters (Matth. 19, 21 f.); ich nenne nur zwei Schriften, das Gedicht Anselms von Canterbury, De contemptu mundi (Migne, Patr. Lat. 158, 68 ff.), und das Werk Innocenz III. mit demselben Titel (Migne, Patr. Lat. 217, 701 ff.), vgl. Über Hartm. v. A. S. 134 ff. Vgl. noch 1322^{b} ff. 1354^{a} ff. Auch die Auffassung des Todes (seine *lâge* 1356^{b}) 1581 ff. ist durchaus geistlich: *der tôt der hât die unzuht, daz er nieman deheine fluht zuo sînen friunden haben lât, swenne ez an die rede gât daz er entwiche gerne.* Die Träume Gotlindens und ihrer Tochter 1429—1454 unterscheiden sich in sehr bezeichnender Weise von den der echten Sage ange-

hörigen Traumvorzeichen, sie enthalten durchweg Angaben (Ergrauen, Schnee und Regen, Kahlheit, Versperrtsein in einem Gemach, Versinken im Wasser), die sowol in der Legenden- und Visionenlitteratur vorkommen, als im Volksaberglauben bis zur Gegenwart für Ankündigungen des Todes gelten. — Besonders wichtig scheinen mir noch zwei Stellen. An der einen 954[b] ff. sagt Etzel zu Dietrich: *ez hæte wol gescheiden Crimhilt Hagen von in drin, niwan daz lützel wîbes sin die lenge für die spanne gât. an ir tumben herzen rât so hânt si sinne mêre denne ie man der ûf êre sinne hurten kunde. daz ist an dirre stunde an mîner triutinne schîn, daz si alsô wîse wolde sîn, daz mit sinne ein lîhter man het ein bezzerz getân.* Das ist die unhöfliche und unhöfische Art, in der sich die Geistlichkeit des Mittelalters allerorts über die Frauen ausläßt. Dazu stimmt 695 ff., wo Hildebrand, der seinen toten Gegner Volker rühmt und beklagt, von ihm sagt: *durch daz er videln kunde, daz volk in ze aller stunde hiez einen spilman: als ich iu wol gesagen kan, er was von vrîen liden komen und het sich daz angenomen daz er diente schœnen vrouwen.* Ich glaube nicht, daß ein Spielmann so geschrieben hätte. Die Entschuldigung, daß man Volker nur seines Geigenspiels halber einen Spielmann nannte (er war es also eigentlich im gemeinen Sinne des Wortes nicht), daß er vielmehr von freier Abkunft war und mit seiner Kunst den Frauen diente, wäre einem Spielmann nicht eingefallen, konnte aber sehr wol einem Geistlichen einkommen, dem Angehörigen eines Standes, der während des 12. und 13. Jhs. in ungebrochener Feindseligkeit durch Schrift und Predigt wider die Spielleute kämpfte.

Geistlich sind auch die Ausdrücke, die auf das Ende des Lebens angewendet werden. Zwar nicht *veic-*

licher tac 155a. 539b, wol aber die folgenden: *in was ir urteiles tac komen nû ze nâhen* 108b. *unz an die lesten stunde* 935b. *ôwê daz nieman sterben mac unz im kumt sîn lester tac* 1033. *man îltes alle bringen, die kunden und die geste, zir langen bettereste* 1189b. *unz an den jungisten tac* 1214b. 1478a. *daz von den êrsten zîten unz an den jungisten tac* 1597b. *unz an mînes endes tac* 1669b. vgl. 534b.

Damit hängt es nun auch zusammen, wenn die Klage die Ursachen des Unterganges der Helden sich ganz anders vorstellt, als es in den Nibelungen und sonst in der Sage geschieht. Schon W. Grimm hat das bemerkt, HS. 111 f. und Sommer, Zeitschr. f. d. Altert. 3, 195, 216 f. die Stellen zusammengetragen. Ich hebe nur die Hauptsachen heraus. Siegfried stirbt wegen seines Übermutes, 19b: *unt daz er selbe den tôt gewan von sîner* (Lachm. *einer*) *übermuot*. Kriemhild hegt ihren alten Zorn und übt mit Unrecht dafür furchtbare Rache 50. 117. 160. 605. 1595. 1890. 1966. Die große Stelle 276 ff., in welcher der Dichter es unternimmt, auf Gottes Gnade für Kriemhild zu hoffen, habe ich schon (S. 69 ff.) ausführlich besprochen. Der Hauptverbrecher ist Hagen 115. 131. 625b: *nu seht wâ der vâlant ligt, der ez allez riet.* 954 ff. 1708b: *daz in sîn muoter ie getruoc, daz müeze got sîn gekleit, daz sus lange werndez leit und alsô grimmiu mære und och sô vil der swære von im ist erstanden sô wîten in den landen.* 1713. 1888. 2012b: *mîn herren hân ich verlorn niwan von Hagen übermuot —. do er vrowen Kriemhilt nam ir man und ir ir guot an gewan in grôzen untriuwen, ich sach ez an ir riuwen, swie siz an getrüege, daz man si drumbe slüege, swenne ez och geschæhe. Hagen ir manege smæhe ze ir schaden ân ir schulde erbôt ze allen zîten âne nôt; des er niht tuon solde, ob mans merken wolde: wan des was im gar ze vil; dar umbe ichs ir niht wîzen wil. waz het Sîfrit, ir man, im ze leide*

getân? der wart âne schult ermort: daz hân ich sider wol gehôrt. So sagt der Burgunde Rumolt. Auch Brünhild ist schuldig, es heißt von ihr 1982^b: *dô gedâhte si dar an wie wol siz erholte, daz leit daz si nu dolte. was Krîmhilt iht leit ê, ir tet ditze leit nu als wê.* Und sie sagt selbst 1987$^b_3$: '— *des verlôs der helt guot daz leben, Sîfrit, ir man, dâ von ich nu den schaden hân. daz ir fröude ir wart benomen, daz ist mir nu her heim komen.*' Gunther hat an dem frevelhaften Morde Theil 51^b: *dem (Sîvride) vil übel an gewan ir bruoder Gunthêr den lîp.* 247^b: *jâ riet er daz ersterben Sîfrit muose, ir êrster man; dâ von er den schaden gewan sît von ir deste vaster. beide schade und laster wurden beidiu dâ genomen.* Auch Gernot ist beteiligt 245^b: *got im niht engunde belîben in der schulde.* 961: *dô hiez er Gêrnôten, den schuldehaften tôten, wegen ûf mit handen* —. 1704 ff. aber sagt Bischof Piligrim zu Swemmel: *si möhte baz hân getân und het doch genesen lân Gîselhêr und Gêrnôt. die ir dâ Sîvriden sluogen tôt, und hetens die engolden, sô wær sis unbescholden. wan in sluog doch Hagene. des habe wir ze klagene nâch friunden immer mêr genuoc.* Hier scheint der Bischof Gernot von der Schuld an Siegfrieds Tode auszunehmen, indem er ihn mit Giselher verbindet, von dem das sonst in Nibelungen und Klage immer behauptet wird. Aber er nennt auch Gunther nicht, obschon er 1705^b f. den Plural gebraucht und häuft Alles auf Hagen, der die That wirklich vollbrachte. Die Burgunden teilen überhaupt die Schuld ihrer Führer 113^b: *dâ muose in misselingen von einen alten schulden;* 144^b: *die von Burgonde lant liezenz durch ir übermuot;* 1715^b: *von ir selber schulden und von ir starken übermuot sô hân wir die recken guot verlorn alle gelîche in Etzeln künecrîche,* auch 2014 ff. und viele andere Stellen. Als besondere Schuld wird noch der Raub des Schatzes her-

vorgehoben (vgl. Henning, Anz. f. d. Altert. 1, 136), 1713[b]: *der Nibelunge golt rôt, heten si daz vermiten, sô möhten si wol sîn geriten zuo ir swester mit ir hulden;* 96[b]: *Krimhilte golt rôt heten si ze Rîne lâzen. diu zît si verwâzen, daz sis ie gewunnen künde.* Und anschließend wird 98[b] gesagt: *ich wæn si alter sünde engulten und niht mêre.* Dieser Gesichtspunkt wird dann mit Nachdruck in einer Rede Hildebrands dargestellt 632[b]:

wer mohte des getrouwen
daz alsô manic küene man hie den lîp solde lân
umbe Sîfrides tôt, unt daz diu ungefüege nôt
in iwerm hove solde ergên? ich enkan michs anders niht verstên,
wan daz die helde ûz erkorn den freislîchen gotes zorn
nu lange her verdienet hân. do enkundez langer niht gestân
über ir zil einen tac: dô muosen si den slac
lîden durch ir übermuot. des ligt hie manic helt guot,
der in manegem sturm herte sich dicke wol erwerte,
und sint nu hie erstorben. daz hânt sie in selbe erworben.

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß von dieser Stelle aus auch die übrigen angeführten verstanden werden müssen: die Burgunden haben durch die Ermordung Siegfrieds und den habgierigen Raub des Schatzes sich schwer versündigt, in ihrem Untergang vollzieht sich die Strafe Gottes. Das ist die eine Seite der Sache. Etzel seinesteils faßt den Verlust seiner Mannen in der bereits (S. 62 ff.) erörterten Stelle 477 ff. (vgl. Dietrich 517 ff.) gleichfalls als eine Strafe Gottes auf und zwar für seinen Abfall vom Christentume. Der Nibelungenkampf ist also eine Züchtigung Gottes für begangene Frevel. Neben alledem kann die einzige Äußerung (Etzels) 557[b]: *ez solde wesen* nicht ins Gewicht fallen, zumal sie in der höfischen Poesie überaus häufig vorkommt und da nur den göttlichen Ratschluß als Fügung des Schicksals faßt.

Durch den Zusammenhang dieser Stellen scheint

mir klar gelegt, daß in der Klage das ganze Gefüge der alten Sage von Schuld und Sühne, durch Rache verkettet, ins Christliche gewant und gedeutet ist. Es hat eine das ganze Gedicht durchdringende Umbildung der Motive stattgefunden. Und wenn ich nun überblicke, was an Zeugnissen für christliches Wissen und Gesinnung aus der Klage sich hat zusammenbringen lassen, so zweifle ich durchaus nicht mehr, daß als Verfasser dieses Gedichtes nur ein Geistlicher angenommen werden darf. Von den ersten Zeilen ab, deren Gedanken mit der geistlichen Dichtung des 12. Jhs. zusammenhängen, geht derselbe Zug durch das ganze Werk.

Diese hier aufgestellte Behauptung ist durchaus nicht völlig neu, sie ist nur vielleicht so bestimmt noch nicht vorgetragen worden. Am rückhaltlosesten äußert sich Goedeke, Grundriß 1^2, 177: 'Ein Geistlicher hat das Gedicht verfaßt'; für ihn ist aber die lateinische Niederschrift durch einen Geistlichen und ihre Bearbeitung maßgebend gewesen. Müllenhoff (Kudrun S. 101) meint: 'der Dichter, vielleicht ein Geistlicher, wenn man die geistlichen Betrachtungen der Klage anschlägt —'. Gervinus, Wackernagel, Koberstein, Scherer, Vogt sprechen überhaupt nicht von dem Stande des Verfassers. Lachmann sagt (Anm. S. 287): 'Dies zusammen genommen weist auf einen Mann aus der Schule fahrender Sänger im letzten Zehend des zwölften Jahrhunderts.' Daß aber auch Lachmann einmal der Ansicht war, der Autor der Klage sei ein Geistlicher gewesen, entnehme ich mit Genugtuung aus einer Nachschrift seiner Vorlesungen über 'Geschichte der älteren deutschen poetischen Litteratur', in meinem Besitze, die E. Fiedler im Winter 1839/40 hergestellt hat. Sommer hebt (Zeitschr. f. d. Altert. 3, 218) 'bestimmte christliche Ansichten' des Dichters hervor.

Oskar Jänicke erwähnt (Einl. z. Deutschen Heldenbuch 1, XXV. XXVII) die 'geistlichen Ausdrücke und Reflexionen' der Klage, erklärt aber dann (S. XXX): 'Für Biterolf und Klage ist, je nachdem man das geistliche Element in der Klage oder das ritterliche im Biterolf mehr urgierte, ein geistlicher oder ein ritterlicher Verfasser aus der Schule der fahrenden Sänger angenommen worden. Beide Annahmen, auch auf eines der Gedichte bezogen, wird man aufgeben. Geistliche Betrachtungen finden sich auch bei Laien; ein ritterlicher Dichter ist nicht wahrscheinlich, weil sich für den Anfang des 13. Jahrhunderts die dichterische Theilnahme der Ritter am deutschen Volksepos nicht nachweisen läßt. Die Klage wurde, wie später der Biterolf, von einem Meister (?), der vielleicht auch im Dienste eines Edeln stand, für Ritter gedichtet.' 'Spielmannsmanier' findet Henning in dem Werk (Anz. f. d. Altert. 1, 138). v. Muth weist (Einl. i. d. Nibl. S. 216) darauf hin, daß in der Klage 'eine altheidnische neben einer biblisch christlichen Anschauung zum Durchbruche gelangt ist.' Emil Kettner bezeichnet in seiner Arbeit (Zeitschr. f. d. Philol. 17, 390 ff.) den Stand des Verfassers der Klage überhaupt nicht näher. J. Bieger redet in der seinen (Zeitschr. f. d. Philol. 25, 145—163) nur von einem 'höfischen Dichter' und von dem 'höfischen Geschmacke' des Werkes. Von den letzten Herausgebern der Klage schweigen Edzardi und Bartsch über den Verfasser, Piper (S. 190) findet Lachmanns Vermutung richtig, daß er ein Fahrender gewesen sei.

Auch hier wird nun die Frage aufzuwerfen sein, ob aus der vorgelegten Sammlung von Zeugnissen über

christliche Dinge in der Klage etwas für die Geschichte der Entstehung des Gedichtes gelernt werden kann, und ferner, ob sich die litterarhistorische Stellung des Werkes nunmehr genauer bestimmen läßt. Ich schicke voraus, daß ich in Bezug auf die Überlieferung des Textes an dem Vorzuge der Handschrift A mit aller Bestimmtheit festhalte; nach meiner Ansicht wird es in nicht ferner Zeit über die Autorität von A keine Zweifel unter den Fachgenossen mehr geben.

Lachmann hat zweimal über die Entstehung der Klage gehandelt. Zuerst in seiner Schrift 'Über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen Noth' (1816), Abschnitt 12—26, jetzt Kl. Schr. 1, 25—49. Damals verglich er Klage und Nibelungen und faßte seine Ansicht in den Sätzen zusammen S. 43: 'Aus der bisher angestellten Vergleichung ergibt sich, wie es mir scheint, sehr bestimmt, daß der Verfasser der Klage viele von den Liedern der letzten Hälfte unserer Nibelungen in einer, dem Inhalte nach wenigstens, im Ganzen nur selten abweichenden, bald mehr, bald weniger vollständigen Gestalt vor sich hatte, hingegen einige andere auch wieder gar nicht kannte'; S. 46: '— es wird daraus klar werden, daß der Dichter (der Klage) nicht den ersten Theil unseres Liedes, sondern nur einen kurzen hin und wider auch abweichenden Auszug der Geschichte desselben vor sich hatte'; S. 48: '— dieses Gedicht, das der Verfasser der Klage vor sich hatte, war eine Sammlung mehrerer Lieder.' Daran hielt Lachmann noch 1820 in seinen Briefen an W. Grimm (Zeitschr. f. d. Philol. 2, 193 ff.) fest. Später aber hat er seine Ansicht fortgebildet und verändert, so daß er 1836 (Anm. S. 253) sagen konnte, er habe früher die 'falsche Voraussetzung' gehegt, 'daß die Klage unmittelbar nach Liedern vom Inhalte

unserer Sammlung gearbeitet sei.' Weßhalb er diese Annahme für falsch hielt, zeigt er in den Anmerkungen zur Klage S. 287 ff. Er bespricht da zunächst die Angabe, welche der Dichter der Klage über seine Vorlage macht, und sagt darnach S. 288: 'Die unfreie dürftige Weise des Dichters läßt vermuten (und nichts widerstreitet dieser Vermutung), daß das Buch, eine Quelle, nur ungefähr ebensoviel in ähnlicher Ausführung enthalten hat als das vorliegende Gedicht, so daß die Umdichtung sich nicht weiter als auf das Äußerlichste der Form wird erstreckt haben.' Das sucht er durch litterarhistorische Parallelen zu stützen und ebenso die weiteren Vermutungen: 'Ich glaube daher, wie W. Grimm (HS. S. 119), daß die Klage Umbildung nicht kurzer Verse sondern strophischer ist.' Und weiter: 'das ältere Werk war nicht die freie Dichtung eines Einzelnen, sondern eine Sammlung von Liedern verschiedener Verfasser, in der Art unserer großen Liedersammlung von den Nibelungen. Darauf führen die Widersprüche in der Erzählung.' Von diesen verzeichnet nun Lachmann die wichtigsten und handelt dann eingehend über die verschieden geordneten 'Verzeichnisse der gefallenen Fürsten, der Beklagten, der Begrabenen, endlich in des Fiedlers Erzählung.' S. 290: — die Form der von dem Dichter umgearbeiteten Lieder und namentlich die Reimbindungen sind altertümlicher gewesen als in unseren Nibelungenliedern: 'sonst wäre gewiß bei der Vereinigung der Klage mit den Nibelungen ein strophisches Gedicht einem in kurzen Reimen vorgezogen worden.' — 'Aber sehr alt, dürfen wir doch wol sagen, sind diese Lieder in solcher Ausbildung nicht gewesen, sondern etwa aus den achtzigern, höchstens aus den siebzigern des zwölften Jahrhunderts'. — Lachmann bespricht dann die Spuren des Einflusses anderer

altdeutscher Dichtungen auf die Klage. 'Wie weit aber diese unstreitig etwas dürftigen Lieder wirklich durch Singen und Sagen verbreitet waren, ob sie mehr mit dem zwanzigsten oder mit den übrigen Nibelungenliedern zu vergleichen sein möchten, ist nicht zu entscheiden. Dem edleren Ton und der gewissenhaften Treue solcher gewiß auch zu Hof gern gehörten Lieder standen sie aber im Ganzen wol näher —.' S. 291: 'Die Klage knüpft nichts Bedeutendes an den Schluß der Nibelungensage —: es ist nicht ein nachgewachsener Zweig, sondern eine willkürlichere Fortsetzung, wo keine nötig war, deren Einzelnheiten, die sich meistens von selbst verstehen, selten durch etwas anderes anmutig werden als durch die stäten Beziehungen auf die vorhergehende große Sage. Lieder von diesem Inhalte können weder sich sehr weit verbreitet noch lange gedauert haben.' Die Heimat der Klage findet Lachmann in Österreich. Er führt die merkwürdige Übereinstimmung mit dem letzten Drittel der Nibelungen an, so wie daß 'die Dichter der Klagelieder offenbar von den ersten Theilen der Sage keine genaue Kenntniß hatten.' 'Für die Sage von den Nibelungen ist aber der Umdichter der Klage auch selbst ein Zeuge, der Zeit nach zwischen den älteren Liedern von der Klage und zwischen der Sammlung unseres Nibelungenbuches, ungefähr gleichzeitig mit der Abfassung der erhaltenen Nibelungenlieder.' Die Zeugnisse für benutzte mündliche Überlieferung werden aus der Klage zusammengestellt und besprochen. — Ganz bestimmt äußert sich Lachmann über das Verhältniß zwischen Klage und Nibelungen in den schon erwähnten Vorlesungen vom Winter 1830/40: 'Die Klage bezieht sich nicht nur nicht auf unsere Nibelungen, sondern sie ist auch älter, die Fabel selbst war dem Dichter im All-

gemeinen bekannt. Es ist ein Fortsetzung der Nibelungen, aber von unbedeutendem Inhalt, auch nicht auf sonderlicher Sage beruhend. Es muß dieses Gedicht auf einem strophischen Gedichte [also nicht unmittelbar auf 'Liedern'] beruhen, das nur bestimmt war, die Fabel völlig zu Ende zu führen. Dem Umarbeiter unserer Klage kann man sehr wenig Verdienst zuweisen'. Sonst glaubte Lachmann, der Dichter sei ein Geistlicher gewesen, 'er ist aber ohne Zweifel ein österrreichischer Dichter aus der Schule fahrender Sänger [Anm. S. 287], (nicht, wie Koberstein es verstanden hat: Schule der fahrenden Sänger), d. h. er hat den Inhalt nicht aus anderen Gedichten wie Hartmann von Aue, und ist den Darstellungen der Volkssänger gefolgt. Er ist genau und richtig im Versbau, wie überhaupt die Volksdichter, hat aber die Ungenauigkeit der Volkspoesie im Reime. Auch hat er eine Menge gemeiner, echt deutscher, aber bei den höfischen Dichtern verpönter Ausdrücke.' (11. 2. 40.)

Lachmanns Wunsch nach einer Darstellung der Nibelungensage aus der Klage (Anm. S. 291) ist durch Emil Sommer erfüllt worden, Zeitschr. f. d. Altert. 3, 193—218. Im Nibelungenstreite sonderten sich die beiden Heerlager auch in Bezug auf die Klage: Müllenhoff bekannte sich (Zur Gesch. d. Nib. N. S. 76—82) zu Lachmanns Ansicht, indeß Holtzmann und Zarncke die Lieder als Voraussetzung der Klage verwarfen, einen Dichter annahmen und auch das Verhältnis der Klage zu den Nibelungen anders beurteilten (z. B. Holtzmann, Untersuchungen S. 97—119). Auf Lachmann fortbauend hat Max Rieger, Zeitschr. f. d. Altert. 10, 241—255 des genaueren vier Lieder und Bruchstücke eines fünften in der Klage unterschieden, ja sogar versucht, den Bestand ihres Inhaltes nach Zeilen zu begrenzen. Er meinte

S. 254: 'Das Ergebniß dieser Betrachtung fällt im ganzen dahin aus, daß die einzelnen Bestandteile der Klage mit denjenigen Liedern der Not, mit denen sie wörtliche Übereinstimmung zeigen, in keinen Widerspruch treten, daß vielmehr mit der wörtlichen fast durchweg eine bedeutende Übereinstimmung in Thatsachen der Erzählung verbunden ist. — Hierdurch wird die Ansicht Lachmanns von 1816, daß der Verfasser der Klage einen großen Theil der Nibelungenot vor sich hatte, die mit der Liedereinteilung von 1836 unvereinbar schien, in einer andern Weise wider möglich, wenn man nur an die Stelle des 'Verfassers' mehrere Dichter und den Ordner des von unserem Verfasser überarbeiteten Werkes setzt. Nichts hindert die Annahme, daß der erste Klagedichter unser XX. Nibelungenlied, daß der zweite die Fortsetzung unseres XVII., vielleicht auch des XV., daß der Ordner XII, XIII, XVIIb, XX gekannt habe; daß höchstens in wenig abweichender Gestalt auch XVII dem ersten, XIX dem zweiten unserer Dichter vorgelegen habe. Und diese Annahme wird unter den für sie sprechenden Umständen wol geratener sein als die von eben so viel Doppelgängern jener Lieder. Damit wäre das Vorhandensein derselben in den achtziger, höchstens siebziger Jahren des 12. Jhs. bezeugt; natürlich in einer der Kunst dieser Zeit entsprechenden Form, die durch Überarbeitung in die vorhandene umgesetzt sein müßte, nur ohne daß ein Grund wäre, diese erst dem Ordner unserer Nibelungenot zuzuschreiben.' Auf diese Weise ward Lachmanns Auffassung bis zu den letzten Folgerungen hin ausgebildet.

In engem Zusammenhange mit seiner Hypothese von der Entstehung des Nibelungenliedes hat Karl Bartsch auch seine Ansicht über die Klage aufgestellt:

dasselbe Verfahren wird hier und dort angewendet, aus den verschiedenen Lesarten der Handschriften wird auf ungenaue Reime (Assonanzen) eines älteren zu grunde liegenden Gedichtes geschlossen, die durch Kombination wider hergestellt werden können. Untersuchungen S. 334 liest man: 'Wir sehen also, daß auch hier ein älteres Gedicht, das wir um 1180 zu setzen durch die Art der erhaltenen Reimungenauigkeiten genötigt werden, ungefähr zu derselben Zeit wie die Nibelungen von zwei Bearbeitern umgedichtet wurde. Das Gemeinsame beider stellt den unverfälschten alten Text dar. Nun weist aber schon dies ältere Gedicht, das in ursprünglicher Gestalt uns nicht erhalten ist, — auf eine noch frühere Gestalt der Klage hin —. Diese Urgestalt der Klage muß also noch früher, wenigstens um 1170, fallen.' Bartsch nimmt an, daß diese 'Urgestalt' in Reimpaaren abgefaßt gewesen sei und sucht endlich durch eine umfassende Zusammenstellung übereinstimmender Verse (Untersuchungen S. 339—349) zu erweisen, daß der Dichter der Klage das Nibelungenlied kannte und 'eine Art Fortsetzung im Auge hatte' (S. 350). Von dieser Auffassung gehen die Ausgaben der Klage durch Bartsch (1875) und Edzardi (1875) aus, nur daß Edzardi das Original der Klage noch für älter hält als Bartsch; S. 40 sagt er: 'Der Dichter des Originales, welcher zwischen 1170 und 1180 ein älteres Werk umdichtete' — (er traut ihm Reime *lâzan: man* zu), vgl. S. 79. Es ist nun sehr lehrreich und für den Wert der angewanten kritischen Methode wichtig, die beiden hergestellten Texte von Bartsch und Edzardi genauer zu vergleichen; freilich kam es nach Edzardi S. VII beiden Herausgebern nur darauf an, 'zu zeigen, daß aus einem so oder ähnlich lautenden Texte des Originales der Text beider Bearbeitungen entstehen konnte,

ohne daß der Text genau so gelautet haben müßte.' Piper stimmt in seiner Ausgabe den Aufstellungen von Bartsch zu, ohne jedoch in seinem, wesentlich auf B beruhenden Texte, die Reconstructionen des Originales zuzulassen. Vgl. dagegen v. Muth, Einleitung i. d. Nibl., S. 212—223.

Emil Kettner hat in seine Untersuchungen 'Zur Kritik des Nibelungenliedes' auch die Klage einbezogen, Zeitschr. f. d. Philol. 17, 390—410. Auch er nimmt einen ersten und zweiten Dichter der Klage an, ohne sie zeitlich genauer zu bestimmen: 'unsere Klage ist eine sehr freie Umdichtung der alten Klage' (S. 399). 'Der zweite Dichter ist wol der Urheber aller der mit Nibelungenstellen übereinstimmenden Verse der Klage' (S. 409), 'er hat unser Nibelungenlied benutzt, vielleicht eine noch ältere Redaktion als A' (S. 399). Die Widersprüche zwischen Nibelungen und Klage scheinen ihm teils unerheblich, teils wol erklärbar, die innerhalb der Klage selbst führt er, indem er einen Gedanken von Bartsch (Untersuchungen S. 351) aufnimmt, auf die Benutzung eines Gedichtes aus der Dietrichsage zurück (S. 406 ff.). In der Aufnahme und Verarbeitung dieses der älteren Klage fremden Stoffes besteht hauptsächlich die Thätigkeit des zweiten Dichters.

In dem Aufsatze 'Zur Klage' (Zeitschr. f. d. Philol. 25, 145—163) scheidet J. Bieger zunächst die Klage in zwei Theile, deren erster (—1269) nach einer kurzen Darstellung des Unterganges der Nibelungen die Bestattung und Beklagung der Toten erzählt. Dieser Grundstock des ganzen Gedichtes geht auf ein lateinisches Werk vom Ende des 10. Jhs. zurück, das später (wann?) ins Deutsche übertragen worden ist. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts hat das alte Gedicht eine Fortsetzung von einem höfischen Dichter erfahren, der die Fragen

beantworten will, welche der Schluß der Nibelungenlieder offen lässt, und der ganzen Tragödie einen befriedigenden Abschluß zu geben wünscht. Wahrscheinlich hat dieser Fortsetzer auch den ersten Theil überarbeitet und in bewußtem Gegensatze zu den Nibelungen ein anderes Urteil über die Hauptheiden, besonders über Kriemhild, hineingetragen. Dadurch erklären sich auch die Widersprüche in der Klage, sie bilden einen unverarbeiteten Rest des Unterschiedes zwischen dem ersten und zweiten Theile. Bekanntschaft mit den Nibelungen nimmt der Verfasser unter diesen Umständen natürlich an, die Widersprüche zwischen der Klage und dem Liede scheinen ihm unbedeutend im Vergleich zu den wörtlichen Übereinstimmungen beider Werke.

Soweit die bisherige Forschung. Fest steht vor Allem, daß die Klage, wie sie uns jetzt vorliegt, keine Originalarbeit ist, sondern daß ein älteres Werk ihr zu Grunde lag. Dafür zeugen die von allen Forschern ausreichend erörterten Stellen, in denen sich der Bearbeiter auf ein *buoch* (10ª. 285ª) beruft und es als Autorität citiert. Da er den *meister* (800ᵇ) *des buoches* (285ª) einen *tihtære* nennt, so war das Werk poetisch; wenn er ihn als *der rede meister* (22ᵇ) bezeichnet, so scheint mir das darauf hinzuweisen, daß es in den gewöhnlichen erzählenden Reimpaaren abgefaßt war. Wie weit der Stoff unserer Klage mit dem älteren Werke sich deckt, können wir nicht wissen. Es ist unrichtig, daß die Erwähnungen der Vorlage nur in dem ersten Theile der Klage sich finden (noch 800 f.), zumal (vgl. Kettner, a. a. O. S. 393 f.) wahrscheinlich auch die Stellen noch dazu gerechnet werden müssen als mittelbare Zeugnisse, in denen der

Bearbeiter seine Auffassung oder Kenntniß von der Anderer ausdrücklich unterscheidet.

Diese Vorlage war schriftlich überliefert. Das ergibt sich aus denselben Stellen und ist schon von Lachmann (Anm. S. 388) festgelegt worden. Nimmt man mit mir an, daß der Bearbeiter ein Geistlicher gewesen sei, dann versteht sich die Bearbeitung einer schriftlichen Vorlage um so leichter.

W. Grimm und Lachmann vermuteten, die Vorlage sei in Strophen verfaßt gewesen. Daß die litterarhistorischen Zeugnisse zur Begründung dieser Ansicht nicht zureichen, hat schon Bartsch ermittelt (Unters. S. 339 ff.). Nach dem, was ich vorher (S. 50 f.) über die Nibelungen gemeint habe, hat diese Vermutung auch für mich wenig Wahrscheinliches. War ein Gedicht in so engem Zusammenhange des Inhaltes mit den strophischen Nibelungen in Strophen vorhanden, weshalb hätte man diese Übereinstimmung der Form nicht lieber belassen und die ungenauen Reime innerhalb der Strophen beseitigen sollen? Mir schiene es viel näher zu liegen, daß Jemand im Zeitalter der Nibelungen eine Erzählung in Reimpaaren, die den Stoff der Klage behandelte, zu Strophen umarbeitete, damit sie den Nibelungen auch der Form nach ähnlich werde, als daß das Umgekehrte sollte unternommen worden sein. Es fehlen in unserer Überlieferung der Klage alle und jede Spuren eines solchen Vorganges.

Ist das richtig, dann entfällt schon ein Umstand, der zu der weiteren Annahme verlocken könnte, daß diese Vorlage der Klage kein einheitliches Werk war, sondern mittelbar oder unmittelbar auf Lieder zurückgieng. (1840 sprach sich Lachmann nach dem Zeugniß der Nachschrift seiner Vorlesungen nicht mehr so sicher

darüber aus.) Lachmann wurde zu dieser Vermutung durch die Widersprüche veranlasst, die er innerhalb der erzählenden Darstellung der Klage wahrnahm. Diese Widersprüche scheinen mir zum Theil unerheblich, weil sie nur auf ungenauer Ausdrucksweise beruhen und zeigen, daß der Dichter sich weder das eine noch das andere mal eine bestimmte Vorstellung von der Sachlage gebildet hatte; zum Theile erklären sie sich daraus, daß der Bearbeiter der älteren Vorlage eine anders geartete Sachkenntniß mitbrachte und nun mit wenig Achtsamkeit neben die Angaben seines Vorgängers die eigenen stellte. Lachmann verweist ferner mit Nachdruck auf die verschiedenen, kunstvoll geordneten Heldenverzeichnisse und meint offenbar, nur je eine solche Ordnung könne von einem Verfasser ausgegangen sein: es sei also unmöglich, daß derselbe Dichter einmal zu vier, einmal zu drei, einmal zu zwölf Helden gruppiert habe. Das scheint mir ganz unsicher, denn ich kann mir sehr wol denken (ebenso Kettner), daß die Verschiedenheit der Gruppenbildung von der Verschiedenheit der künstlerischen Zwecke abhieng. Ferner ist noch Eines zu erwägen: solche künstlich angeordnete Heldenverzeichnisse haben nur für eine poetische Technik Wert, welche auf mündliche Verbreitung der Gedichte berechnet ist; wie in aller echten Poesie wird dann eine notwendige Forderung aus der Sache selbst (in diesem Falle Sicherung des gedächtnißmäßig Überlieferten), künstlerisch gestaltet, zu einem Schönen ausgebildet. Sobald schriftlich gearbeitet wird, fällt die Notwendigkeit solcher Ordnungen dahin und sie werden zerstört oder aufgegeben. Bis zu einem Stadium mündlicher Überlieferung vermögen wir bei der Klage gar nicht vorzudringen, wir kennen nur schriftliche. Es liegt daher kein Grund vor, gemischte

Ordnungen in ihre ursprünglichen Theile zu sondern oder aus der Verschiedenheit der Gruppen auf verschiedene Dichter zu schließen.

Vor Allem aber wird meines Erachtens bei der Annahme von Liedern, die ursprünglich der Klage voranliegen sollen, ein nicht unwichtiges Moment vernachlässigt: läßt sich denn ein Bedürfniß nach dem Vortrage von Liedern des Inhalts der Klage mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit vermuten oder gar erweisen? Lachmann selbst spricht sich sehr unzweifelhaft über die Leere und Armut der uns überlieferten Klage aus, und doch soll dieses unbedeutende Gedicht auf einer unbedeutenden Vorlage beruhen, die ihrerseits aus unbedeutenden Liedern zusammengewachsen ist. Lachmann bezweifelt gewiß mit Recht die Sagenmäßigkeit des Hauptinhaltes der Klage, er hält sie nicht für einen nachgewachsenen Zweig, sondern für eine willkürliche Fortsetzung, 'wo keine nötig war,' und da sollen wir uns dann noch eine Reihe von Liedern denken, denen Lachmann selbst weder weite Verbreitung noch lange Dauer zugesteht! Wozu denn das Alles? Ich für meine Person gestehe, daß ich mir von den hinter die Klage zurück zu projicierenden Liedern gar keine Vorstellung machen kann und daß ich mir für die liedmäßigen Abschnitte, welche man innerhalb unserer Überlieferung auszumitteln gestrebt hat, weder künstlerisch brauchbaren Inhalt noch entsprechende Form zu denken vermag. Lachmann ist nun allerdings, und widerum mit vollem Recht, gar nicht darauf eingegangen, die vermuteten Lieder aus dem überlieferten Bestande des Gedichtes auszuscheiden; er hatte das bei der Annahme eines Überganges von strophischer Form zu Reimpaaren gar nicht nötig, denn da war ein solches Unternehmen von vorneherein aussichts-

los. Durch das in gutem Glauben gewagte Experiment Max Riegers ist die Unmöglichkeit der Sonderung erst wirklich bewiesen worden: es gebricht an allen und jeden Kriterien dafür, weder Inhalt noch Stil noch Sprachform oder gar der Versbau und Reimgebrauch bieten irgend welchen verlässlichen Anhalt.

Viel leichter als bei den Nibelungen hatte es Bartsch (und nach ihm Edzardi) bei der Klage mit dem Versuche, das ältere Gedicht hinter unserer Klage nachzuweisen und seinen Versbestand wieder herzustellen, denn hier fehlte die litterarhistorische Schwierigkeit der Annahme alter strophischer Überlieferung, es handelt sich nur um die Umarbeitung eines Gedichtes in Reimpaaren zu einem andern. Sind die reconstruierten Texte der beiden Herausgeber mißglückt, so liegt das nur an der von ihnen gebrauchten Methode: mir fehlt es an Verständniß für dieses Zusammensetzspiel, dem ich wissenschaftlichen Charakter nicht zuzuerkennen vermag. Sollte ein Versuch, die Vorlage zu ermitteln, wirklich noch einmal gewagt werden, so müssten, meiner Meinung nach, erst sachliche Kriterien aufgestellt und mit ihnen analysiert werden. Aussichtsvoll scheint mir das Unternehmen aber auch dann nicht.

Ist es an sich schon (und selbst nach Lachmann) sehr zweifelhaft, ob das ältere Gedicht, das unserer Klage voraufliegt, eine echt volksmäßige Anschauung von der Nibelungensage besaß, so wird darnach auch seine Bedeutung für die Kritik des Nibelungenliedes nicht sehr hoch eingeschätzt werden dürfen. Ich halte Lachmanns ältere Ansicht, wornach der Verfasser der Klage (sowol der erste als der zweite) unsere Nibelungendichtung kannte, für erwiesen, und zwar insbesondere durch die Zusammenstellungen von Bartsch (Max Rieger

war mit dem Vergleich des Wortbestandes vorangegangen). Weßhalb diese Kenntniß auf den zweiten Theil der Nibelungen beschränkt werden soll, ist mir hingegen nie recht klar geworden. Natürlich hat es für Lachmanns Hypothese von der Entstehung der Nibelungen großen Wert, wenn der Verfasser der Klage den ersten Theil der Nibelungen nicht kannte, denn damit war aus einem anscheinend älteren Gedichte der Beweis erbracht, daß es wenigstens eine selbständige Darstellung des zweiten Theiles der Nibelungen (ohne den ersten) gab, mithin ein Zeugniß für die Liedertheorie. Noch günstiger stellte sich die Sache, sobald der Dichter der Klage zwar Nibelungenlieder kannte, aber unser Nibelungenlied gar nicht. Doch scheitert der Beweis, daß der Klage auch nur der erste Theil der Nibelungen unbekannt gewesen sei, an der Unmöglichkeit, das Schweigen der Klage über gewisse Punkte der Sage auf Unkenntniß zurückzuführen. Der Stoff der Klage berührte sich sachgemäß sehr stark mit dem der Nibelunge Not und da finden sich in der That die schlagendsten wörtlichen Übereinstimmungen. Dagegen war von dem Dichter der Klage überhaupt nicht zu fordern, daß er sich über den ersten Theil der Nibelungensage äußerte. Seine poetische Aufgabe nötigte ihn dazu gar nicht. Weßhalb hätte er just, wie W. Grimm und Lachmann verlangen, bei jeder vorkommenden möglichen Gelegenheit Alles berichten müssen, was er von der Sage wusste? Wer das begehrt, rechnet nicht mit der notwendigen Beschränkung, welche die künstlerische Ökonomie dem Dichter der Klage auferlegte. Das argumentum ex silentio, welches auch Wackernagel auf die Beziehungen zwischen Klage und Nibelungen anwante, ist somit hier überall nicht zulässig. Durfte überdieß die Klage nicht ebensogut wie

die Nibelungen selbst die Kenntniß der Sage bei Hörern und Lesern voraussetzen?

Dabei ziehe ich noch gar nicht die Möglichkeit in Betracht, daß der Verfasser der Klage seine Kenntniß der Thatsachen der Sage bewußt der Überlieferung der Nibelungen entgegensetzen wollte. Das ist gar nicht so unwahrscheinlich, wenn man erwägt — und das scheint mir nun die Hauptsache — daß die gesammte Auffassung der Sage bei dem Dichter der Klage eine andere ist als in den Nibelungen. Mit voller Entschiedenheit stellt er sein Urteil über Kriemhild wider das ihm bekannte ungünstige, das die Nibelungen enthalten und das in der Hinrichtung der *vâlandinne* durch Hildebrand seinen schärfsten Ausdruck findet. Und diese veränderte Auffassung zeigt sich nicht etwa bloß an einzelnen Punkten, sie durchzieht, wie meine Beobachtungen lehren, das gesammte Gedicht, sie ist durchaus einheitlich. Keineswegs bin ich der erste, der das sieht. Dieselbe Wahrnehmung liegt den Worten von Gervinus zu grunde (Gesch. d. d. Dichtung 1[5], 404): 'Der Dichter der Klage, die für uns von diesem Gesichtspunkte aus weit das meiste Interesse hat, empfand ganz im Großen, wie unnatürlich es ist, daß so ungeheueren Thaten und Leiden fast nirgends entsprechende Gefühlsausdrücke zur Seite gehen, an welchen die wälschen Dichtungen der Zeit, die er kennt, so überströmend waren. Es liegt eine poetische Anklage gegen die Nibelungen in der bloßen Entstehung der Klage, die nur in der Hinzudichtung des lyrischen Empfindungsteils in ein gegensätzliches Extrem der Einseitigkeit verfällt, das ihr wider eine stärkere Anklage verdient; so daß wir in der Zusammenfügung beider Gedichte eine ästhetische Urteilsurkunde der eigentümlichsten Art besitzen.' Die Angaben Sommers

(a. a. O., S. 217 f.) stimmen damit ebenso überein wie der Schlußsatz von Riegers Abhandlung (a. a. O., S. 255): 'In seiner Reflexion über die Sage beweist er (der Dichter der Klage) sich unabhängig von allen uns bekannten Liedern.' Und was von den späteren bis auf Bieger über die Sentimentalität der Klage vermerkt worden ist, bezieht sich auf dieselben Thatsachen.

Ich meine nun, dieser Stand der Sache wäre am einfachsten bei der Annahme zu verstehen, der Dichter der Klage sei ein Geistlicher gewesen. Dann erklärt sich leicht die schriftliche Umarbeitung eines vorgelegenen Buches, was bei der Annahme eines Spielmannes erhebliche Schwierigkeiten hat. Dann ist es klar, weßhalb das Gedicht in allen Theilen gleichermaßen dieselbe Gesinnung aufweist; nebenbei, ein unverwerfliches Zeugniß dafür, wie durchgreifend die Umarbeitung stattfand. Aber noch ein Anderes wird dadurch begreiflich. Die formalen Eigentümlichkeiten der Klage veranlassen zu der heute wol allgemeinen Ansicht, daß sie ihre gegenwärtige Gestalt noch vor der letzten Redaktion der Nibelungen von 1180 erhalten habe. Ich könnte mich nur sehr schwer zu dieser Meinung bekennen. Die ganze Haltung des Gedichtes, die Opposition wider die Nibelungen, die schon jetzt unläugbaren Einflüsse der höfischen Poesie, die sich wol noch genauer werden festlegen lassen, bestimmen mich dazu, unsere Überlieferung der Klage so weit in den Anfang des 13. Jhs. zu rücken, als unsere Handschriften überhaupt gestatten. Wie frei und persönlich stellt sich schon dieser Dichter zur Sage? Wol weiß ich, daß sich die Altertümlichkeiten der Sprache nicht einfach hinwegläugnen lassen, ich zähle auch nicht sehr darauf, daß man sie als Reste der älteren Überlieferung wird erklären dürfen; nehmen wir aber einen Geistlichen

als Verfasser an, dann scheint es mir viel leichter denkbar, ihn aus einer älteren Schule, aus einer älteren Tradition poetischer Technik sich entwickeln zu lassen, wie ja denn auch im 12. Jahrhundert und im selben Jahrzehnt Dichter verschiedenen Alters, verschiedener Vorbildung und in verschiedenen Zuständen der Gesellschaft oder Isoliertheit es zu Schöpfungen bringen, die aus weit abstehenden Zeitaltern zu kommen scheinen.

Daß dieser Dichter der Klage aus Österreich stammte, scheint mir sicher. Auch eines besonderen Umstandes wegen. Man pflegt die Klage für ein ziemlich vereinzeltes Denkmal ihrer Gattung zu halten. Zwar nimmt man an, daß die Germanen Totenlieder gehabt haben (vgl. Koegel, Literaturgesch. 1, 47—55), und man reiht die Klage diesen großenteils erschlossenen Dichtungen an. Ich bekenne nun, daß ich sehr ungern solche Sprünge von Zeugnissen des 7.—9. Jahrhunderts hin bis zu Werken des 12. und 13. mitmache und einer vermittelnden Brücke von Thatsachen nur widerwillig entbehre. Da trifft es sich denn sehr gut, daß wir in Österreich selbst, unfern von der Klage, Überlieferungen von Preisliedern für Tote, Fürsten und vornehme Herren, besitzen. Ulrich von Lichtenstein teilt uns mit (527, 3 f. ed. Lachmann), daß es eine (uns verlorene) Klage über den Tod Herzog Friedrich II., des Babenbergers, in der Leithaschlacht gegeben habe. Der steirische Reimchronist und Hans des Enikel Fürstenbuch enthalten wirklich kleinere Abschnitte, die als solche Klagen aufgefaßt werden können. Und von dem späteren Suchenwirt sind uns derartige Klagen (Ehrenreden) wirklich überliefert. Wenn irgendwo also, so ist in Österreich der Boden für ein Gedicht, wie unsere Klage, vorhanden gewesen, ein Bedürfniß und eine historische Tradition für die Gattung. Damit aber

ist jedesfalls eine unentbehrliche Vorbedingung für das Entstehen sowol des älteren Gedichtes als der jüngeren Bearbeitung erfüllt.

Die Begabung des Dichters der uns überlieferten Klage schätze auch ich nicht sehr hoch ein. Wenn aber immer wider auf die eine schöne Szene im Burghofe zu Pöchlarn verwiesen und daraus geschlossen wird, dieses Stück müsse aus dem älteren Werke in das jüngere übergegangen sein, so verkennt man, glaube ich, die erhebende und anspannende Wirkung, welche ein bedeutsames überliefertes Motiv auch auf einen Poeten mit geringer natürlicher Anlage ausübt. Die Litteratur der Gegenwart bietet uns für solche Vorkommnisse die lehrreichsten Beispiele. Und endlich muß gesagt werden, daß eine geistige Kraft, welche einen ungünstigen Stoff auch nur zu der bescheidenen Wirkung unserer Klage umbildete, eine Energie, der es gelang, das ganze ältere Gedicht mit einer bewußt neuen Auffassung zu erfüllen und zu durchdringen, immerhin nicht allzu niedrig veranschlagt werden darf.

III.

KUDRUN.

Indem ich die Formeln religiösen Inhaltes aus dem Gedichte zusammenstelle, nehme ich vorläufig keine Rücksicht auf die vorhandenen Theorien über dessen Entstehung. Ich ordne das Verzeichniß gemäß dem über die Nibelungen vorgelegten, hauptsächlich, damit das Vergleichen zwischen beiden Epen erleichtert werde.

Die Begrüßungsformel *a* der Nibelungen fehlt der Kudrun. Dagegen sind die Abschiedsformeln *b* mehrmals in direkter und indirekter Rede vorhanden: 282, 4 '*nû gebe iu got von himele sîn geleite*' (vgl. sit Deus custos vester et conductor!), sagt Hetele. 1315, 4 *dô neic si Kûdrûnen unde bat got sîn ir geleite* (Gerlint). 1115, 4 *den rîchen Krist von himele bat si diu schœne Hilde wol beleiten.* 727, 4 '*daz gebe got*', *sprach Kûdrûn*, '*daz si unser vriunt gesunde wider bringen.*' Das erweitert sich dann zu allgemeinen Heilwünschen: 814, 4 '*got gebe, daz uns helden dâ heime niht geschehen sî schade swære*', sagt Horant. 918, 1 *nû ruoche in got genâden, die dâ sint gelegen, und den in dem lande,* lautet der Wunsch des Dichters. 943, 1 '*daz lâze uns got geleben*', Hilde. 1204, 2 '*nû gebe ez got*', *sprach Kûdrûn*—. 694, 1 *si sprâchen* '*got von himele lâze iuch lop unde êre erstrîten*', Hilde und ihre Tochter. 1177, 1 '*got phlege iuwer êre*', sagt der Engel. 436, 2 '*got müeze iuwer êre und iuch selben hie bewarn*', Wate. Eine höfliche Form der Ablehnung wird (wie in den Nibelungen) aus dem Segenswunsch: 1225, 1 '*got lâze iu iuwer bouge beiden sælic sîn*', Kudrun. 1233, 1 *dô sprach diu Hilden tohter* '*got lâze iu sælic sîn iuwer beider mentel.*' — Gott wird

mit dem Verbum *wellen* nur zweimal angerufen: 374, 4 '*daz wolte got von himele, daz si mîne kameræere kunden*', Hilde. 383, 4 '*daz wolte got von himele*', *sprach der künec*, '*daz ich si selber kunde*, Hagen. — In der Verwünschung wird Gott genannt 614, 4 '*daz Hetelen got gehœne, daz er mir ie sô arges willen wære*', Hartmuot. — Ein frommer Wunsch, dessen Gestalt wahrscheinlich der Minnepoesie entstammt, ist 944, 2: '*swer an mich gedenket, sælic sî sîn lîp*', Hilde.

c. Dankformeln finden sich 245, 3' *got lône iu helden beiden*', Wate zu Horant und Fruote, vgl. Martins Anmerkung. 405, 1 *si sprach* '*got müeze im lônen, daz er mir wæge sî*', Hilde. 1067, 1 '*des lône dir Krist*', Kudrun. 1703, 4 '*des lône dir got, Kûdrûn: des bin ich immer mêr diu sorgen vrîe*', Ortrun.

Die Beteuerungsformel *d* (*got weiz*) fehlt der Kudrun. Dagegen wird erwähnt, daß etwas um Gottes willen geschehe: 1062, 1 '*ir solt durch got den rîchen si niht eine lâzen*', Hildburg. 1502, 4 '*durch die gotes êre sô lât die armen weisen haben hulde*, Irolt zu Wate. 111, 2 *der ellende recke vüeren sich dô hiez durch die gotes güete von dem wilden sande. do erbaldet ir gemüete, dô er Krist sô vrevelîche nande.*

e. Sechsmal wird, also fast typisch, der Ausdruck *gotes arm* auf Kudrun angewendet: 1171, 1 und 1184, 2 *dô sprach diu gotes arme.* 1209, 1 '*ich vil gotes armiu, ja enweiz ich, waz ich tuo.*' 1297, 2 '*sol ich vil gotes armiu nû gebieten hie* —'. 1359, 3 '*owê ich gotes armiu, deich ie den lîp gewan!*' 1477, 3 *daz er* (Hartmuot) *die gotes arme* (Kudrun) *durch sîne triuwe trôste.* Nur einmal gebraucht ihn Hilde für sich: 929, 4 '*daz ich vil gotes armiu mîne tohter Kûdrûn gesæhe.*'

f. Gott wird gelobt, ein Leid ihm geklagt: 81, 4 *si lobeten gotes güete und wâren in ir tumben jâren wîse,* vgl.

die drei Jünglinge im Feuerofen. 561, 1 *des lobte diu schœne Hilde den waltenden Krist.* — 1060, 2 '*gote sî ez gekleit*', Hildburg.

g. Gottes Wirken wird im allgemeinen erwähnt, dann werden aber auch die besonderen einzelnen Vorgänge der Erzählung seinem Eingreifen zugeschrieben: 62, 4 '*ez muose sich verenden, als got von himele gebôt*', sagt die Königin, Sigebants Gemahlin. 68, 1 *ez* (das Kind) *was noch unerstorben, wan ez got gebôt.* 1063, 2 '*durch ir hôhen êre, die got an ir gebôt*', Hildburg. 1184, 1 *daz genibele zôch sich hôher, als ez got gebôt.* Vgl. das Abenteuer des Wigalois vor der Burg des Roaz und manche Züge von Legenden. 1634, 4 *dô gedâhte im Hartmuot* '*nu gebiete ir got, daz siz mit triuwen meine*'. — 73, 1 *got tuot michel wunder.* 1130, 1 *got würket manec werc.* 1135, 2 — *daz si diu gotes werc und ouch sîne helfe bescheidenlîchen sâhen.* — 121, 1 *dô sprach der ritter edele* '*got hât vil wol getân, sît er iuch bî den mâgen niht wolte belîben lân*'. 838, 2 '*got tuot mit gewalte, als ez umbe in stât*', Wate. — 1692, 4 *ich wæn nâch arbeite got vil manegen dâ beriet.* 1292, 3 *er wânde, daz in minne hæte got berâten,* Hartmuot. — 74, 1 *wie si den lîp nerten ie sô manegen tac: wan daz ir got von himele vil gnædiclîchen phlac.* Vgl. die Raben des h. Meinrad, Gregor u. s. w. — 1170, 3 '*sô wol uns dirre êre, daz unser got ruochet, jâ sule wir trûren nu niht mêre*', Kudrun. — 125, 3 *daz wolte diu gotes güete.* — 94, 4 *des half im got von himele: jâ mohte er solher krefte niht gewalten* — vgl. David gegen Goliath; der Greif wird übrigens (sehr unpassend für den Vogel) hier so getötet, wie gewöhnlich im höfischen und Spielmannsepos die Riesen erschlagen werden. 69, 3 *daz er ez niht verstant, dâ wart diu gotes güete vil verre an bekant.* 77, 1 '*wie getarst dû zuo uns gân, sît wir von gote von*

himele dise herberge hân?' 95, 3 *er sprach* '*lât iu erschînen den luft und ouch die sunnen, sît uns got von himele etelîcher vreuden wil gunnen*'. 105, 2 *ouch kukten sich ir sinne von gotes meisterschaft.* 1197, 2 '*ez ensî, daz ez got wende, daz weter ist sô getân*', Hildburg. — Gott kann auch an Jemand vergessen: 1036, 3 '*sît mîn hât got vergezzen*', Kudrun. 1138, 3 *swes got wil vergezzen, wie sol sich der behüeten?* — 845, 4 *ich wæne, got von himele ræche an in dâ selbe sînen anden;* diese Meinung des Dichters, Gott selbst wollte sich an Hetele und den Seinen dafür rächen, daß die Pilger durch Wegnahme der Schiffe an ihrer Fahrt gehindert wurden, ist zwar den päpstlichen Kreuzzugsbullen gemäß, aber durchaus der Sage nicht entsprechend.

h. Die Seele wird in der Kudrun nicht erwähnt. — Aus christlicher Ethik stammt, wie schon Martin anmerkte, die Bitte Kudruns für Hartmuot 1595, 2 '*vil liebiu muoter, gedenket an daz, daz nieman sol mit übele deheines hazzes lônen. ir sult iuwer tugende an dem künege Hartmuoten schônen.*' Vgl. Matth. 5, 44: Ego autem dico vobis: diligite inimicos vestros, benefacite his qui oderunt vos et orate pro persequentibus et calumniantibus vos, ut sitis filii patris vestri qui in coelis est. Ferner Luc. 6, 27. (Luc. 23, 34. Act. 7, 59.) Proverb. 25, 21 = Rom. 12, 20. — 20, 3 *er rihte swem er solte und rach des armen anden,* Sigebant von Irlant, vgl. 1502, 4. Job 5, 15 f.: porro salvum faciet egenum a gladio oris eorum et de manu violenti pauperem, et erit egeno spes, iniquitas autem contrahet os suum. 36, 6: (Deus) non salvat impios, et judicium pauperibus tribuit. Weiters viele Stellen der Psalmen, Proverbien, Ecclesiasticus und der Propheten. — 237, 1 *Wate im antwurte* '*ensamet solten wesen gerne guote vriunde: sô möhten si genesen vor ir starken vînden*

immer deste baz'. 1157, 2 *sît vriunt vriunde dienen angestlîchen sol*', Herwig. Vgl. Proverb. 18, 19: frater qui adjuvatur a fratre quasi civitas firma. 25, 10: gratia et amicitia liberant. Eccl. 4, 9 f.: melius est ergo duos esse simul, quam unum; habent enim emolumentum societatis suae. si unus ceciderit, ab altero fulcietur. — et si quispiam praevaluerit contra unum, duo resistunt ei.

i. Nur an einer Stelle der Kudrun wird ein Engel erwähnt, da jedoch wird sein Erscheinen sehr eingehend berichtet, das ist in der bekannten Botschaft, die durch ein Wunder den beiden am Strande waschenden Frauen verkündigt wird, Strophe 1166—1186. Meines Erachtens ist es nicht zu verkennen, daß für den Rahmen und die Darstellung dieser Szene selbst, soweit ihr Inhalt nicht von dem Gange der Erzählung abhängt, die Botschaft des Erzengels Gabriel an Maria das poetische Vorbild abgegeben hat, Luc. 1, 26—38. Zunächst heißt es Str. 1167:

In menschlîcher stimme antwürten ir began
der gotes engel hêre, sam ez wære ein man.
'ich bin ein bote von gote, und kanst dû mich gevrâgen,
vil hêre maget edele, sô sage ich dir von dînen mâgen'.

Es wird hervorgehoben, daß der Engel aussieht wie ein Mensch und mit menschlicher Stimme redet. Im Evanlium Pseudo-Matthaei heißt es Cap. 9 (v. Tischendorf, Evang. Apocr.[2] S. 71; Schade, Liber de infantia Mariae et Christi Salvatoris S. 22 f.): iterum tertia die, dum operaretur purpuram digitis suis, ingressus est ad eam juvenis, cujus pulchritudo non potuit enarrari. (Als 'juvenis' erscheint der Engel auch dem Joachim, Pseudo-Matth. Cap. 3.) Damit stimmt die Gestaltung Gabriels in der Kunst des Mittelalters überein, vgl. Menzel, Christl. Symbolik 1, 236 ff. Artikel 'Engel'; 2, 515 ff. Artikel

'Verkündigung'; Cahier, Les caractéristiques des seints dans l'art populaire S. 32 ff. — '*ich bin ein bote von gote*'. So heißt es ausdrücklich vom Erzengel Gabriel bei der Sendung an Zacharias Luc. 1, 11: apparuit autem illi angelus Domini; 19: et respondens angelus dixit ei: ego sum Gabriel, qui asto ante Deum, et missus sum loqui ad te et haec tibi evangelizare. Ferner bei der Botschaft an Maria Luc. 1, 26: missus est angelus Gabriel a Deo. Im Evangelium Pseudo-Matthaei heißt es a. a. O.: apparuit ei angelus Domini. So auch, wo der Engel dem Joseph erscheint, Pseudo-Matth. Cap. 11, und bei Joachim sagt er: angelus Dei ego sum (Pseudo-Matthaei Cap. 3). — '*vil hêre maget edele*'. Das Adjectivum *hêre* (für Kudrun schon 1166, 4), das besonders für Heilige gebraucht wird, weist gleichfalls auf das Vorbild des englischen Grußes, der an die 'benedicta in mulieribus' gerichtet wird. Das apokryphe Buch De nativitate Mariae umschreibt die Begrüßung Cap. 9 (v. Tischendorf S. 119): ave Maria, virgo Domini gratissima, virgo gratia plena, Dominus tecum, benedicta tu prae omnibus mulieribus, benedicta prae omnibus hactenus natis hominibus. —

1168 *Dô diu juncvrouwe die stimme dâ vernam,*
dô wolte si niht getrouwen, daz immer alsam
der wilde vogel wurde daz er reden kunde.
si hôrte sîne stimme, sam si gienge ûz eines menschen munde.

Die Gemütsbewegung bei der Ankündigung der Botschaft wird auch im Evangelium berichtet, Luc. 1, 29: quae cum audisset, turbata est in sermone ejus et cogitabat, qualis esset illa salutatio. Pseudo-Matthäus Cap. 9: quam videns Maria expavit et contremuit. Liber de nativitate Mariae, Cap. 9: virgo autem, quae jam angelicos bene noverat vultus et lumen coeleste insuetum

non habebat, neque angelica visione territa neque luminis magnitudine stupefacta, sed in solo ejus sermone turbata est, et cogitare coepit, qualis ista salutatio tam insolita esse posset quidve portenderet vel quem finem esset habitura. Ähnlich heißt es auch bei der Botschaft an Zacharias, Luc. 1, 12: et Zacharias turbatus est videns, et timor irruit super eum.

1169 *Dô sprach der engel hêre 'dû maht dich wol versehen*
maget vil ellende: dir sol grôz liep geschehen.
wilt dû mich vrâgen von dîner mâge lande,
ich bin ein bote der dîne, wan got ze trôste mich dir here sande.'

Wie der Engel hier die Besorgnisse Kudruns zerstreut und ihr Freudiges ankündigt, so im englischen Gruß, Luc. 1, 30 f.: et ait angelus ei: 'ne timeas, Maria, invenisti enim gratiam apud Deum: ecce concipies etc.' Liber de nativ. Mar. Cap. 9: huic cogitationi angelus divinitus inspira tusoccurrens: 'ne timeas', inquit, 'Maria, quasi aliquid contrarium tuæ castitati hac salutatione prætexam. invenisti enim gratiam apud Dominum etc.' Und ebenso tröstet der Erzengel Gabriel den Zacharias, Luc. 1, 13 f.: ait autem ad illum angelus: 'ne timeas, Zacharia, quoniam exaudita est deprecatio tua — et erit gaudium tibi et exultatio'. Auch in verschiedenen Legenden erscheint den Märtyrern ein Engel, besonders im Kerker, und spendet ihnen Trost, wie hier der 8. Halbvers sagt, vgl. 1171, 1 f. Es gehört dazu noch der Vers 1185, 1: *Des antwurt ir der engel 'dir gêt vreude zuo.'*

1170 *Kûdrûn diu edele viel ûf den griez ze tal,*
alsô si tæte ir venje gên gote in kriuzestal.
si sprach ze Hildeburge: 'so wol uns dirre êre,
daz unser got ruochet. jâ sule wir trûren nû niht mêre.'

So ist auch Maria mit der Botschaft zufrieden, Luc.

1, 38: dixit autem Maria: 'ecce ancilla Domini, fiat mihi secundum verbum tuum.' Liber de nativitate Mariæ Cap. 9: 'ecce ancilla Domini, neque enim dominæ nomine digna sum, fiat mihi secundum verbum tuum.' Besonders zu beachten scheint mir, daß in diesem apokryphen Berichte den Worten Marias der Satz vorangeht: Tunc Maria manibus expansis et oculis ad caelum levatis dixit. Das ist dieselbe Stellung, die Kudrun hier einnimmt und die doch sehr auffällt. Es ist aber auch dieselbe Stellung, in der die Kunst des Mittelalters seit den frühesten Zeiten (das Fest der Annunciatio stammt aus dem Anfange des 5. Jhs., ist das älteste Marienfest und wurde von allen Predigern stets mit besonderer Auszeichnung behandelt) Maria bei der Verkündigung abbildete, vgl. Menzel und Cahier an den oben citierten Stellen.

Damit schließt die Übereinstimmung des Aufbaues zwischen dieser Szene und dem allbekannten täglich gebeteten englischen Gruß. Aber die religiöse Färbung der Szene dauert in der Kudrun noch fort. Wenn der Engel weiteren Fragen der Kudrun entgegnet, 1177, 1: '*ich wil scheiden hin — wan ich unmüezec bin. ez ist über mînen orden, ich sol niht reden mêre,* so ist sowol der Ausdruck *orden* wie die Weigerung, mehr zu sagen, als Gott befohlen hat, aus der allgemeinen Anschauung des Mittelalters über das Amt der Engel geschöpft. Auch Gabriel entzieht sich auf die Frage des Zacharias, Luc. 1, 18, der Antwort und Zacharias büßt seinen Fürwitz. Hier dagegen erzwingt sich Kudrun reichlichere Mitteilungen. Schon ist der Engel verschwunden (1177, 4: *er verswant in vor den ougen),* da sagt Kudrun 1178, 3: '*ich gebiute dir bî Kriste, ê daz dû scheidest hinnen, daz dû ûz den sorgen læsest mich vil armen küniginne.*' Und er gehorcht wirklich 1179:

Er swebete ir vor den ougen aber alsam ê.
'ê daz unser scheiden mîn und dîn ergê,
swaz ich dir mac gedienen, des sol mich nicht betrâgen.
sît duz bî Kriste gebiutest, sô sage ich dir von allen dînen mâgen.'

Man könnte darin noch eine Nachwirkung der Frage Marias, Luc. 1, 34, und der Antwort des Erzengels, Luc. 1, 35—37, finden. Besser aber wird man sich an Marias Haltung in den erzählenden Eingängen altdeutscher Segensformeln erinnern, wo sie dem Dämon der Krankheit bei ihrem Sohne Christus befiehlt, zu schwinden. Es gibt aber auch Beispiele aus der Legendenpoesie für solche Vorgänge (vgl. Cahier a. a. O. unter *Ange* und *Démon*), und mehrmals wird berichtet, daß der Teufel von einem Heiligen gezwungen wurde, widerstrebend Rede zu stehen. Eine Analogie dieser Art hat hier auf diesen Abschnitt der Erzählung eingewirkt, den ich freilich nur für eine verunglückte Fortbildung der wirklichen ersten Botschaft (1166—1177) halte. Er unterscheidet sich davon auch stilistisch; wenigstens ist es merkwürdig, daß im ersten Theile des Gespräches (elf Strophen) der Bote stets (neunmal) das Heiligenprädicat *hêre* bekommt (vgl. Müllenhoff, S. 189): 1167, 2 *der gotes engel hêre*; 1169, 1 *dô sprach der engel hêre;* 1172, 1 *dô sprach der vil hêre;* 1173, 1 *bote dû vil hêr;* 1174, 1 *dô sprach der engel hêre;* 1175, 3 *bote vil hêre;* 1176, 1 *dô sprach der bote hêre;* 1177, 1 *do sprach der engel hêre.* Dagegen kommt im zweiten Gespräch 1178—1185 weder erzählend noch in den Reden Kudruns das Beiwort *hêr* vor, dreimal nacheinander steht bloß *der engel* 1183, 1. 1184, 1. 1185, 1, sonst nur das Personalpronomen. Erst als die Erzählung fortschreitet, erscheint das Adjectivum wieder, 1186, 1: *dô muoste von in scheiden der bote vil hêr.*

Im zweiten Gespräch erkundigt sich Kudrun nach Horant und Wate und (das Ungeschick davon hat Martin bereits angemerkt) nach den Boten ihrer Mutter. Die Beschaffenheit des Inhaltes stimmt also mit diesem auffallenden stilistischen Unterschiede überein. Ich meine somit, es liegt hier ein ziemlich sicheres Beispiel dafür vor, daß eine vorhandene Szene der Dichtung, die gefiel und die man nachdrücklicher genießen wollte, durch einen Zusatz fortgebildet worden ist.

Aber damit nicht genug: ich glaube, der Dichter von 1166 ff. ist sich des Einflusses, den die Vorstellung vom englischen Gruß auf seine Arbeit nahm, bewußt gewesen. Das scheint mir aus den genauen Zeitbestimmungen zu erschließen, die der Dichter vorlegt; es muß deßhalb um Einiges in der Erzählung zurückgegriffen werden. Zur Weihnachtszeit läßt Königin Hilde ihren Mannen, Vasallen und Verbündeten ankündigen (1075, 1), daß nunmehr der Rachezug gegen Ludwig und Hartmuot unternommen werden soll. Sie wendet sich zunächst an Herwig von Seeland, der als Kudruns Verlobter das stärkste Interesse daran hat, sie zu befreien. Aus demselben Grunde steckt sich Herwig selbst für sein Erscheinen eine sehr knappe Frist, 1081, 2: *daz ich nâch wîhen nahten in sehs und zwainzic tagen zen Hegelingen rîte mit drî tûsent mannen.* 26 ist eine seltene epische Zahl, sie scheint sich innerhalb des Bereiches der altdeutschen Heldendichtung nur in der Kudrun zu finden, und zwar viermal (J. Grimm, Rechtsaltert. S. 218). v. Muth stellt dafür (Untersuchungen und Excurse zur Geschichte und Kritik der deutschen Heldensage und Volksepik, S. 33 f.) folgende Erklärung auf: 'Sein (Herwig's) Termin ist also die Weihnachtszeit, und wir werden die Zwölfzahl als Grundzahl, die doppelte Sieben als Zugabe aufzufassen haben: eine Doppeloctav

nach den heiligen zwölf Nächten. Derartige Fristerstreckung mag die Phantasie ersonnen haben, weil trotz der astronomischen Epoche und des Wachsens der Tageslänge dem Einzelnen der Winter nach diesem Termine eher empfindlicher als milder scheinen mochte. So erhielt sich die Zahl in dieser Sage und fand dann auch anderweitige Anwendung.' Das ist mir nicht sehr wahrscheinlich. Dreißig Tage ist eine Heerbannsfrist (die Stellen bei Waitz, Verfgesch. 8, 516 s. v. *heribannus*), das ward zu 26 verkleinert, entweder weil eben Herwig es dringender hatte als andere und das angedeutet werden sollte, oder weil sein Reich näher lag und seine Mannen leichter beschickt werden konnten. Unter den übrigen Heerführern gibt nur Irolt für Morung von Waleis einen Termin an 1088, 1: '*von mir ist wol erkant, daz ich in siben wochen ze Hegelinge lant mit recken solte rîten, swaz ich der möhte bringen.*' Vierzig Tage sind ein häufiger Heerbannstermin (R. A. 219 f.), 45 Tage machen die sächsische Frist aus, das wird zu der epischen Formel von sieben Wochen abgerundet sein. Irolts Termin war jedesfalls der längste, mit 45 Tagen nach Weihnachten kommt man mindestens bis zur Mitte Februar, rechnet man dazu ferner die weitere Frist des Sammelns und Vorbereitens, endlich die Seefahrt selbst mit ihren Verzögerungen und Hindernissen, so gelangt man zu der Annahme, daß die Flotte der Befreier gegen Ende März die Küste von Ormanieland erreichen mußte. Damit stimmt die Überlieferung des Gedichtes: 1116 wird erwähnt, daß die Mädchen am Strande frieren, *jâ wâten die kalten merzischen winde,* und 1218, 3 heißt es: *ir vahs was in zervüeret von merzischen winden* (vgl. 1064, 3).

Martin findet (S. 275 der großen Ausgabe) einen Widerspruch zwischen diesen Worten und Str. 1217:

Ez was in den ziten, do der winter sich zerlie
und daz in widerstrite die vogele wolten hie
singen aber ir wîse nâch des merzen stunden.
in snêwe und ouch in îse wurden die vil armen weisen vunden.

Diese Strophe besagt: es war um die Zeit, da der Winter aufhörte und die Vögel wider singen wollten (wollten!) nach den Märztagen. So kann man sich Ende März sehr wol ausdrücken. Und wenn Martin meint: 'die Vögel werden doch wol nicht gesungen haben, während noch Schnee und Eis lag', so antworte ich darauf getrost: o ja! Denn unsere Standvögel, Amseln, Finken, Meisen u. s. w. brüten sehr früh, ihre Liebeslieder beginnen sogar in der Regel Ende Februar. Anfang März. War der Dichter ein Steiermärker, so hat er diesen zeitlichen Vogelsang jedes Jahr erleben können, Ende März ist aber in den Alpen auch noch immer die Zeit, wo Regen mit Schnee wechselt (1218, 4: *ez regente oder ez snîte),* wo Schnee und Eis vorhanden sein können (1217, 4: *in snêwe und ouch in îse wurden die vil armen weisen vunden),* wo aber jedesfalls beide bereits schmelzen (1219, 1: *der sê allenthalben mit dem îse vlôz. daz hete sich zerlâzen.* Vgl. 1217, 1). Der Dichter gibt nun noch eine andere Zeitbestimmung, er sagt bei der Erscheinung des Vogels vor den waschenden Mädchen 1166, 1: *es was in einer vasten umb einen mitten tach.* Wenn man so schlechtweg von der Fastenzeit spricht, dann meint man damit nur die Quadragesimalfasten, die mit Ostern abschließen. Nimmt man das Alles zusammen und beachtet gebührend den Einfluß der Vorstellung von der Botschaft Gabriels an Maria auf die Darstellung der Szene in der Kudrun, so fällt es nicht schwer zu vermuten, daß der Dichter bei der Fixierung des Zeitpunktes Ende März an das Fest Mariæ Annuntiatio am 25. März dachte. Dieses alte,

einmal höchste, Marienfest hieß einfach '*der Frauentag in der Fasten*' (Grotefend, Zeitrechnung[2] 1, 65), es bedeutet das Ende des Winters, den Anfang des Frühlings (21. März), an dem die Schwalben widerkommen nach dem Volkssprichwort. Durch längere Zeit bezeichnete dieses Datum sogar den Anfang des neuen Jahres (vgl. Grotefend a. a. O., S. 7 ff. unter 'Annunciationsstil'), der Cisterzienserorden hatte sich diese Datierung besonders angelegen sein lassen, die zu seinem Bestreben vortrefflich paßte, die Verehrung Marias zu fördern. Sogar in der Kanzlei der deutschen Kaiser sind Urkunden mit dem Jahresanfange von Mariä Verkündigung datiert worden, und zwar unter Philipp von Schwaben häufiger, unter Otto IV. wenig, unter Friedrich II. vielfach. Das Fest war also wichtig genug, um damit eine entscheidende Wendung im Schicksale der Heldin eintreten zu lassen, und wenn im Anschluß daran der Dichter das Bild des englischen Grußes auf seine Erzählung wirken ließ, so liegt darin gar nichts verwunderliches. Auch ein späterer Zeitansatz schickt sich sehr wol zu diesem Datum. Gerlint mahnt und drängt die gefangenen Jungfrauen 1191:

Dô sprach aber Gêrlint in übellîchen zuo
'jâ sult ir iuch niht sûmen, swie daz weter tuo,
irn waschet mîne sabene vruo unde spâte.
als ez betaget morgen, sô sult ir gên von mîner kemenâte.
1192 *Uns nâhent hôchzîte, daz habet ir wol vernomen.*
der palmetac ist nâhen, uns sulen geste komen.
und gebet ir mînen helden wîz niht ir kleider,
so geschach nie weschen mêre in küneges selden noch zer welte leider.'

Das Fest, welches kommt und zu dem Gäste erwartet werden, ist natürlich Ostern und Gerlints große Wäsche ist das große Scheuer- und Waschfest der deutschen

Hausfrauen vor Ostern. Wer mit seinen Gedanken spielen wollte, könnte noch meinen: *der palmentac ist nâhen,* möchte Gerlint nur an einem Tage sagen, der in der Woche vor dem Palmsonntag liegt, also in Jahren, die den Palmsonntag zwischen dem 31. März und 6. April, somit Ostern vom 6.—13. April haben; und wenn man dann annähme, der Dichter habe durch die Zeit seiner Arbeit die Angaben seines Werkes bestimmen lassen, dann fände sich bei Grotefend eine ziemliche Reihe von Jahren in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, bei welchen die gewünschten Fälle eintreten. Doch dieß bei seite gelassen, ist es jedesfalls der Mühe wert, zu erwähnen, daß unter den 35 möglichen Kalendern nur vier (vom 22.—24. März) verhältnißmäßig seltene sind, an denen Mariä Verkündigung nach Ostern fällt, und sieben weitere, an denen es nach dem Palmsonntag liegt. Für die übergroße Mehrzahl der 24 anderen Kalendermöglichkeiten ist der vom Dichter gegebene Ansatz der Festfolge richtig.

Ich habe schon früher (S. 116) angeführt, daß mir die Anrede, mit welcher sich 1167, 4 der Engel an Kudrun wendet, *vil hêre maget edele,* durch die religiöse Vorstellung der Sachlage beeinflußt scheint. Um das nun genauer festzustellen, habe ich die formelhaften Ausdrücke des Epos gesammelt, durch die teils die Persönlichkeit Kudruns bezeichnet, teils sie selbst angesprochen wird. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die erwähnte Verbindung 1167, 4 in der That nur dieses eine mal vorkommt. Die Sammlung der Formeln bietet jedoch in verschiedenem Betrachte so viel Interessantes, daß ich nicht anstehe, die Ergebnisse hier mitzuteilen und zu erörtern.

Kudrun wird durch beigesetzte epische Beiwörter (ohne Substantivum) ausgezeichnet oder umschrieben.

Kudrun heißt *diu schœne* 21 mal, und zwar steht 9 mal das Adjectivum vor dem Namen: 726, 3. 756, 4. 826, 4. C 881, 3 (durch vorgesetztes *C* kennzeichne ich die Strophen mit Cäsurreimen, durch *N* die Nibelungenstrophen). 964, 2. 995, 1. 1551, 3. 1574, 3. 1608, 4. Das Beiwort steht 12 mal hinter dem Namen und zwar immer in der Cäsur: 575, 2 (vgl. 576 ff. 587). 644, 3. 649, 1. 704, 3. C 992, 4. 1023, 3. 1034, 4. 1243, 4. 1626, 1. C 1680, 1; zweimal bildet *schœne* selbst den Cäsurreim: C 614, 3. C 665, 1. Die Schönheit der Heldin erscheint demnach als ihr stehendes Prädikat ohne Rücksicht auf Jahre und Leiden, auch sie ist eine κουριδίη ἄλοχος (nach Müllenhoff'sVergleich). *diu wolgetâne* findet sich zweimal, C 760, 4. C 852, 2, nur im Cäsurreim auf *Matelâne. diu minniclîche* C 615, 2, im Cäsurreim; *diu vil minniclîche* 1617, 1, in der Cäsur. — *diu hêre* wird Kudrun nachsetzend zubenannt: C 587, 3. 681, 3. C 765, 4. C 766, 3. C 1038, 3, an allen fünf Stellen im Endreim; 1229, 1. 1358, 1. *diu maget hêre* heißt sie: 1166, 4. 1277, 1. 1279, 1. 1643, 1, mit Ausnahme der zweiten an allen drei Stellen im Endreim. *vil hêre maget edele* 1167, 4. *diu vrouwe hêre* C 1215, 4 im Cäsurreim. *küniginne hêr,* in der Anrede 1633, 1 im Endreim. *diu allerhêrste* C² (dadurch sind Strophen mit zwei Cäsurreimen bezeichnet) 1331, 2, im Cäsurreim. *schœne tohter hêre* 623, 3 im Reim. *ich weiz mich niht sô hêre,* C 1056, 2, im Cäsurreim. 1309, 3 heißen im Reime Kudrun und Ortrun *diu hêren.* — Frau Hilde wird im Cäsurreim C 810, 1 *diu vil hêre* genannt, und *vrouwe hêre* 1566, 4; *ein rîchiu küniginne unde hêre* im Reim 572, 4. Ortrun heißt *diu hêre* im Reim 1513,3; *diu junge maget hêre* im Reim 1478, 3; *dise maget hêre* im Reim 1579, 3.. *Hildeburc diu hêre* C 1066, 1 im Cäsurreim. — *guote boten hêre* werden angeredet im Reim 608, 3. —

Der Engel bekommt das Beiwort *hêre* 8 mal, darunter 1186, 1 im Endreim, sonst stets nur in der Cäsur: 1167, 2. 1169. 1. 1172, 1. 1174, 1. 1175, 3. 1176, 1. C 1177, 1. Es steht also *hêre* unter 34 mal 21 mal im Reim, und läßt man die Engelstellen weg, so bleiben gar unter 26 Stellen 19 im Reim. — Kudrun wird *diu arme* genannt 943, 3 (im Reim). 1056, 4. 1195, 1. 1200, 4. 1240, 3. 1263, 2. 1309, 1. *ich vil armiu* 1277, 2. (*mir vil armer vrouwen* 943, 2.) *diu gotes arme* 1171, 1. 1184, 2. 1209, 1. 1297, 2. C 1359, 3. 1477, 3. Es steht also *arm* unter 14 mal nur 1 mal im Reim und nur 1 mal in einer Strophe mit Cäsurreim, 13 mal in der Cäsur. — *diu ellende* 1067, 1. C 1197, 1 (im Cäsurreim). 1202, 1. *ich vil ellende* 1184, 4. — *diu rîche* 1057, 4. 1207, 3. *diu jâmers rîche* C 1208, 1; alle Fälle im Reim, der dritte im Cäsurreim. — *K. diu edele* 1170, 1. 1300, 1. C² 1618, 4. (im Cäsurreim). *K. vil edele* in der Anrede 1516, 2. *diu edele Kûdrûn* 1065, 2. 1244, 4. 1647, 1. 1700, 1. 1703, 2. — *diu edele und diu guote* C 766, 4 (im Cäsurreim).

Kudrun heißt *vrouwe* 649, 3. 653, 1. 657, 1. 762, 1. 763, 1. 1628, 1. 1702, 4; im Reim 654, 3. C² 778, 3. C 920 4; im Cäsurreim C 656, 1; in der Anrede 652, 2. 956, 3. 1031, 2. 1048, 2. C N 1079, 4. — *edele vrouwe* im Reim C 992, 3. (Plur. *den vil edelen vrouwen* C 1216, 2.) *schœne vrouwe* in der Anrede 1013, 2. (Plur. 1224, 3.) *schœne vrouwen edele,* Plur., C² 725, 2. — *die ellenden vrouwen,* Plur., 1093, 1. 1186, 2. *die vil armen vrouwen,* Plur., C² 1203, 4. *ir minneclîchen vrouwen,* Plur., in der Anrede, 1214, 4.

Kudrun wird *maget* genannt C 755, 2. 762, 1; sie ist unter dem Plur. *meide* mit inbegriffen: 1235, 2. C 1292, 4. *diu maget schœne* 1027, 1. N 1287, 1; in der Anrede 1019, 3; *ein maget schœne* 1355, 2. *schœne meit*. 681, 1. 685, 1.

996, 1. 1025, 2. C 1262, 1. 1505, 1, sämmtliche Fälle im Reim; *die schœnen meide* 1594, 4. — *diu maget wol getân* C 1201, 2. *m. vil wol getân,* in der Anrede 1296, 2; alle drei Fälle im Reim. — *diu maget edele:* 682, 2. C (?) 684, 1. 769, 1. 960, 4. C 987, 1. 997, 1. 1021, 2. 1028, 4. N 1042, 2. 1053, 1. 1055, 1. 1173, 1. 1291, 3. C (?) 1328, 1. C (?) 1356, 1. C N 1359, 2. 1480, 1. 1513, 1. Sämmtliche 18 Fälle stehen nur in der Cäsur. Plur. *edele meide* 1232, 4. *den vil edelen meiden* N 1204, 4. — *K. diu minniclîche meit* 1632, 1. *den minniclîchen meiden* 1220, 4. — *vil edele maget rîche,* C^2 1026, 3 im Reim. — *diu maget guot* 1271, 2. 1312, 1 beide male im Reim. — *diu hêrlîche meit:* C^2 625, 2. 775, 2. 1251, 1. 1252, 1. 1304, 1. von Ortrun: 1555, 1. — *die stolzen meide rîchen* 1316, 3. — *diu maget ellende:* C 994, 4. 1244, 2. *vil e.* 1169, 2. *diu ellende meit* 989, 4. — *ich armiu meit:* C^2 979, 1. C 1208, 1. *diu armem.* 1246, 1. *ich armiu maget* 1180, 4. — Es scheint bemerkenswert, daß (wenn man die vorher genannten Fälle mit *hêre* hinzunimmt) 44 mal für Kudrun *maget* gesetzt wird, niemals im Reim; dagegen 17 mal *meit,* nur im Reim, und zwar meistens auf *leit; meide(n),* Plur., steht 6 mal außer dem Reim.

Kudrun heißt *magedîn* 1225, 2. 1249, 1. 1311, 1. (Der Plural *magedîn* wird gebraucht: C 968, 2. 1257, 2.) — *schœnez magedîn* 1223, 1; *vil sich. m.:* C 661, 1; *daz edele magedîn* 957, 1. 1104, 2. (Plur. *schœniu magedîn* C 963, 1. 1228, 2. 1232, 1. An allen diesen 12 Stellen findet sich *magedîn* nur im Reime, dann steht noch 1249, 4 *ich vil armez magedîn (*besser *meidîn)* und C 1188, 2 *diu magedîn ellende,* beide male im ersten Halbvers. Nur an einer Stelle findet sich *magedîn* im zweiten Halbvers und außer dem Reim 1187, 4: *der Kûdrûnen mâge, erbiten diu magedîn angestlîche;* die Hs. bietet nur *magen,* daraus ist *magedîn* durch

Ziemann hergestellt und fast von allen Herausgebern angenommen worden. Nur Piper liest jetzt: *erbiten di magede dô vil angestlîche;* ob seine ganze Fassung des Halbverses richtig ist, lasse ich unentschieden, die Form *magede* muß ich nach dem eben dargelegten für richtig halten.

Kudrun wird *juncvrouwe* genannt: C 660, 2. 666, 1. C. 757, 4. 791, 3. 978, 2. C 1168, 1 im Cäsurreim. 1234, 1. 1236, 1. 1297, 1. 1476, 2. 1484, 2. 1634, 1, darunter 7 mal im ersten Halbvers. Sie ist unter den *juncvrouwen* mit inbegriffen 1177, 4.

Sie wird *daz kint* genannt 1001, 2; *daz edele kint* 1301, 1. 1481, 1 (beidemale im Reim). Sie ist verstanden unter *diu kint:* C 1231 1. 1472 3; *diu hêrlîchen kint* 1266, 1. 1293, 1 (beidemale im Reim); *ir minniclîche kint* 1214, 1 (im Reim); *den vil edelen kinden:* C 1218, 4 (im Reim); *den ellenden kinden* 1220, 2.

Kudrun wird durch Verwantschafts-Bezeichnungen umschrieben: *diu Hilden tohter* 1178, 1. 1199, 1. 1233, 1. 1268, 1. 1330, 1. 1473, 1. 1482, 1. 1509, 1. 1632, 3. 1651, 1. 1653, 1. *diu reine Hilden tohter* 1512, 2. *der schœnen Hilden tohter* 1289, 2. Diese 13 Fälle stehen nur im ersten Halbvers. Dagegen findet sich im Reime: *daz Hilden kint* 1508, 2; *der schœnen Hilden kint* 1094, 1. Insgesammt 15 Beispiele, unter denen keine Strophe Cäsurreim hat. — *daz Hagenen künne* = Kudrun steht C 1270, 1 im Cäsurreim; 1486, 3 im Endreim und 1281, 1 im ersten Halbvers. — *edelez vürsten kint* findet sich 1479, 1 im Reim, *daz küneges künne* 1485, 1 und *daz edele ingesinde* 1258, 2 im ersten Halbvers (der Zusatz *edele* ist notwendig, vgl. 1209, 4). — *Kûdrûn diu küniginne* 1321, 4 im Reim, die Anreden *edele küniginne* 1479, 4 und *vil edele küniginne* 1264, 2 im ersten Halbvers.

Kudrun nennt sich: *ich armiu wesche* 1294, 3; sie wird begriffen unter den *schœnen weschen* 1211, 3. 1212, 2. 1222, 4; den *vil edelen weschen* 1274, 4. 1308, 4. Fünf dieser Fälle finden sich im ersten, nur einer (1222, 4) im zweiten Halbvers. — *mich armer weise* sagt Kudrun von sich 1263, 3.

Überschaut man dieses Verzeichniß, so ergibt sich, daß 85 verschiedene Ausdrücke in der Dichtung vorkommen, durch welche die Heldin benannt wird. Dieser große Reichtum wird um so auffälliger, wenn man ihn mit der Sparsamkeit, ja Dürftigkeit, der epischen Beiwörter und Formeln für die Helden des Nibelungenliedes vergleicht; der viel spätere Ursprung der Kudrun wird sich auch in der bildsamen Mannigfaltigkeit der für die Heldin gebrauchten Bezeichnungen ausprägen.

Die Sammlung reizt aber noch, Anderes zu erwägen; die epischen Formeln verteilen sich ganz merkwürdig über die verschiedenen Stellen der Strophen. Manches erklärt sich sehr einfach: wenn *tohter* nicht im Reime vorkommt, so ist das durch die Unmöglichkeit, ein entsprechendes Reimwort zu finden, ebenso begründet, wie wenn *kint* des bequemen Reimes wegen häufig den Vers schließt. Gebraucht die Dichtung *maget* nur im Inneren des Verses, *meit* hingegen nur im Reim, so scheint das zu beweisen, daß für den Dichter die Zusammenziehung noch unfest war, daß *maget* seinem Sprachgebrauche angehörte und daß er sich zu *meit* nur wegen des Reimes entschloß. Gewiß ist ferner der häufige Gebrauch zusammengesetzter, mehrwortiger Formeln im ersten Halbverse leicht aus dem Umstande zu begreifen, daß dadurch die Einleitung der Rede passend ausgedrückt wird; sie finden sich denn auch am meisten in der ersten Hälfte des ersten Langverses der

Strophe. Ganz wird jedoch diese Erklärung nicht zureichen, dafür sind die Fälle zu zahlreich und zu verschieden. Wenn z. B. *diu maget edele* 18 mal und nur in der Cäsur vorkommt, so muß das doch auf einem anderen Grunde beruhen. Den finde ich natürlich in dem Zwange, welchen der Bau des Verses und der Strophe auf die Technik des Dichters ausübt: *diu maget edele* z. B. war als Anrede und an der Spitze eines Satzes gemäß der altdeutschen epischen Syntax nur in der Cäsur zu brauchen. Aber das ist ja gerade das Merkwürdige (vielmehr das Selbstverständliche), daß Syntax und Stil des Dichters sich den Forderungen des Versbaues ganz anbequemen, in ihnen sich ausdrücken müssen. Jeder besonderen Versgattung entspricht ein besonderer Stil, der für sie paßt und für keine andere. Das sind sehr einfache und am Tage liegende Wahrheiten, trotzdem hat man in der deutschen Philologie noch gar wenig Gebrauch davon gemacht. Es sind umfassende und eingehende Zählungen notwendig, damit das Verhältniß zwischen den epischen Formeln und ihren Plätzen im Verse ermittelt, dadurch einerseits der Stil der Dichtungen, andererseits die poetische Potenz der Verse wissenschaftlich beschrieben werden können. Dieses Verhältniß zwischen Vers und Sprache macht einen Hauptteil dessen aus, wofür der an sich ziemlich unklare Name 'Ethos der Metren' gefunden worden ist (von Bernhard ten Brink: Über die Aufgabe der Litteraturgeschichte [1891] S. 11, vgl. E. Sievers, Zu Wernhers Marienliedern in der Festgabe für Rudolf Hildebrand S. 11). Es liegen schon Anfänge von Beobachtungsreihen vor: dazu rechne ich die verschiedenen Angaben von Eduard Sievers über die Beziehung der Formeln zum Verse in der altenglischen und altsächsischen Poesie, Wilhelm Wilmanns' Bemer-

kungen über Otfrids Metrik und die der mhd. Lyriker, von anderer Seite her greifen Steinmeyers auf ausgebreitetem Studium beruhende Mitteilungen über die Technik des höfischen Epos und H. Wunderlich's Forderungen an die historische Syntax (Zeitschr. f. d. Philol. 26, 416 f.) ein. Doch muß das Alles eindringlich und systematisch angefaßt werden. Bei der Kudrun läuft man keine Gefahr, daß die Beobachtungen am falschen Ende beginnen, denn der metrische Bau dieses Gedichtes stammt aus einer Zeit, wo schon alles auf bewußte Überlegung und Vorbild zurückgeht. Bei der allitterierenden Epik wird man vorsichtig sein müssen, in ihren ältesten Stücken durchdringen sich noch Vers und Sprache mit gleichem lebendigen Rechte: der Vers steht da dem Zeitraume noch ganz nahe, wo er nichts war als das geordnete Abbild feierlicher Rede, wo eine Abstraktion rhythmischer und metrischer Gesetze nicht zum Bewußtsein kam. Was dort von den Variationen epischer Formeln der älteren Eingebung der gehobenen Sprache, was bereits den Forderungen des zu Typen gefestigten Versbaues zuzurechnen ist, wird nur mit äußerster Behutsamkeit festgestellt werden können.

Ich kehre noch für einen Augenblick zu der Gruppe von Strophen zurück, von der ich in diesem Abschnitte ausgegangen bin, und denke einstweilen nicht daran, die angeführten epischen Formeln und ihre Verteilung über die Kudrun zu Schlüssen auf die Geschichte dieses Epos zu verwerten; dieses Material möchte dafür auch nicht entfernt ausreichen. In dieses Gebiet schlägt es aber doch, was ich oben S. 119 f. angemerkt habe. Dazu kommt noch Eines. Die Forscher, welche sich mit der Entstehungsgeschichte der Kudrun beschäftigen, haben fast alle die Erscheinung des Vogels Str. 1166 von der des

Engels in den Strophen 1167—1186 gesondert (so Müllenhoff, Kudrun S. 25, Martin in seiner Ausgabe; dagegen Wilmanns, Die Entwickelung der Kudrundichtung S. 184), den Vogel für die ältere, der Heldensage angemessene Gestalt erklärt (Müllenhoff setzt mehrmals *vogel* für *engel* in den Text) und, da es keine Kudrunsage vor der Kudrundichtung gibt, Belege aus anderen Sagen gesammelt (vgl. Fécamp, Le Poème de Gudrun [1892], S. 155 ff.). Wie das in der alten Sage gestanden hat, weiß ich nicht und ich zweifle auch, ob man das je wird wissen können. Aber daß in dem uns vorliegenden Gedichte der Vogel und der Engel nicht als zwei Stufen der Entwicklung des Gedichtes geschieden zu werden brauchen, davon bin ich überzeugt. Man lese die Strophe 1166:

Ez was in einer vasten umb einen mitten tach.
ein vogel kam gevlozzen, Kûdrûn dô sprach
'owê vogel schœne, du erbarmest mir sô sêre,
daz dû sô vil gevliuzest ûf disem vluote' sprach diu maget hêre.

Zur Fastenzeit eines Mittags (wol weil da die Wäscherinnen ihr dürftiges Mal einnahmen und in der Pause auf das Meer hinausblickten) kam ein Vogel geschwommen. Kudrun redet ihn an, so lange sie ihn für einen Vogel hält (er war also noch nicht ganz nahe), bewundert seine Schönheit (wahrscheinlich die weißen glänzenden Engelsflügel) und bemitleidet ihn mit nachdrücklichen Worten, daß er so auf der Flut schwimmen müsse. Wie mag der Vogel wol ausgesehen haben? Martin meint, wie ein Schwan. Das glaube ich nicht, denn ein Schwan gehört aufs Wasser und den braucht man seines Schwimmens wegen nicht zu bedauern. Der Vogel muß wunderlich ausgesehen haben, gar nicht wie ein Wasservogel, andernfalls wäre Kudruns Mitleid unverständlich. Er wird aber nur von Weitem einem Vogel geglichen

haben, als er auf dem Wasser schwebte, in der Nähe war dann das Wunderbare noch deutlicher, und darum heißt es, nachdem der Engel 1167 gesprochen hat, 1168:

Dô diu juncvrouwe die stimme dâ vernam,
dô wolte si niht getrouwen, daz immer alsam
der wilde vogel wurde daz er reden kunde!
si hôrte sîne stimme, sam si gienge ûz eines menschen munde.

Kudrun erstaunt über die Sprache des sonderbaren *(wilden)* Vogels (das Wort *vogel* war mhd. in seinem Begriffe nicht so eng wie nhd., vgl. Mhd. Wtb. 3, 357 f.), der ihr erst jetzt als eine himmlische Erscheinung verständlich wird. Später findet sich keine Äußerung mehr über das Aussehen des Engels, es heißt 1177, 4 nur: *er verswant,* 1179, 1 nur: *er swebete ir vor den ougen aber alsam ê.* Die Erscheinung wird also von dem Dichter in der Strophe 1166, wie ich glaube, gar nicht als ein wirklicher Vogel aufgefaßt, sie sieht nur von Weitem aus wie ein nicht aufs Meer gehöriger Vogel (vgl. den h. Georg des Reinbot v. Durne ed. Vetter, wo 4683 f. *ich sach zwêne viurin arn varn ze der keiserîn* Engel für Vögel gehalten werden), dessen Wunderbares erst durch den Anblick in der Nähe und das Sprechen recht erkennbar wird; vielleicht hat ihn sich der Dichter auch vor Kudrun und über ihr schwebend gedacht, wie die Kunst die Engelerscheinungen vorstellt. Daß er anscheinend auf dem Wasser geschwommen kommt, darf nicht erstaunen: die ältere Poesie ließ die Engel nicht mit erschreckender Plötzlichkeit vor die Menschen treten, sondern versinnlichte ihre Ankunft, indem sie den Weg beschrieb, den die Himmelsboten genommen hatten (man vgl. Otfrids Schilderung der Annunciatio und Vieles andere). So ist also kein Grund vorhanden, in der Strophe 1166 der Kudrun den Rest einer älteren Fassung

der Sage zu sehen, bei der die Botschaft an Kudrun durch einen weissagenden Vogel gebracht wurde.

Dem Kreise religiöser Vorstellungen gehören vielleicht noch ein paar Wendungen aus dem nächstfolgenden Abschnitte an. Herwig beschwört die am Strande weilenden Kudrun und Hildburg, sie möchten nicht fliehen, sondern ihm sagen, wessen die Kleider sind, die sie waschen, 1214, 3: *allen meiden tuot ez ze êren;* darauf antwortet Kudrun 1215, 1: '*sô diuhte ich mich geschant, sît ich ein maget heize und ir mich habet gemant durch aller magede êre. des müezet ir geniezen, swie des müezen mîniu ougen riezen.*' Martin meint, diese Anrede und Bitte sei auf die germanische Frauenverehrung begründet und verweist dafür auf J. Grimms Mythologie, S. 369 (jetzt, 4. Aufl. 1, 329 f. und Nachtr. S. 113). Ohne daß ich diese als älteste Grundlage bezweifeln wollte, muß ich doch aufmerksam machen, daß die von Grimm a. a. O. gesammelten Stellen meistens solchen altdeutschen Gedichten entnommen sind, die einer späteren Zeit angehören. Deßhalb scheinen mir diese Formeln viel eher auf die alte christliche Vorstellung der Jungfrauenchöre unter den Heiligen (man denke auch an die bekannte Dreiteilung der Christen und an das Ansehen der christlichen Jungfrauen in der Gemeinde), besonders aber auf die Erhöhung des jungfräulichen Standes durch den Einfluß des Marienkultus zurückzugehen. Vgl. jetzt die reichlichen, aber nicht immer kritisch gesichteten Zusammenstellungen bei Stephan Beissel S. J., Die Verehrung Uns. L. Frau in Deutschland während des Mittelalters, bes. S. 63 ff. 123 ff. (1896).

k. Von dem Teufel geht alles Böse aus, das den Menschen widerfährt, deßhalb wird auch die Ankunft des kinderraubenden Greifen seinem Befehle zugeschrieben,

54, 3: *ez hete der übele tiuwel gesant in daz rîche sînen boten verre.* Dabei verdient noch ein Umstand Erwähnuug; das Kommen des Greifen wird drastisch geschildert 56, 1: *ez begunde schatewen dar in sîn gevidere truoc, als ez ein wolken wære.* Diese wunderliche Ansicht, daß man das Herannahen eines Raubvogels an dem Schatten zu erkennen vermöge, den er werfe, begegnet auch in der kirchlichen Litteratur. In meinen Altdeutschen Predigten 1, 36, 18 ff. werden die sieben Tugenden der Turteltaube aufgezählt und die sechste darunter 38, 26 ff. ausführlich behandelt: *die tube sitzet bi dem wazzere und wartet nach deme schiemen des habichs, ires vindes, daz sie in also vormide. mensche, da hastu an ein gut bilde. du hast einen geistlichen vint, der veret in den luften — sinen schimen machtu sehen in dem wazzere, daz ist, sine listicheit machtu sehn in der heiligen scrift. als du danne gevulest sine besuchnisse, so vluch in dinen vriede, daz ist zu der heiligen scrift. — bi disem wazzere sol sitzen die selige sele, daz ist bi der heiligen lere, und sol pruven die vorretnisse des viendes.* Vgl. dazu die Anm. und meine 'Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt' 1, 45 f. (1896).

Von seiner Gewaltthätigkeit und Härte bekommt der alte wilde Hagen ein Beiwort, das ihn dem Teufel vergleicht; 168, 1: *sîn rehter name hiez Hagene. sît wart er genant Vâlant aller künege;* 196, 4: *er hiez Vâlant aller künege: daz mohte sînen vînden wol gewerren;* 516, 1: *bî Vâlande aller künege sînen neven er dô vant.* Möglicherweise hat zur Bildung dieses Beinamens der Gegensatz zu Rüedeger beigetragen, der in den Nibelungen *vater aller tugende* heißt (vgl. oben S. 5 f.). Wilmanns glaubt (Entwickl. der Kudrundicht. S. 230 f.), es habe eine alte Sage gegeben, in der Hagens Charakter seinen Beiworten gemäß geschildert war. Vielleicht kann man sich

diese Annahme sparen, wenn man vermutet, aus dem Hagen der Nibelungen seien die wilden Eigenschaften auf den König in der Kudrun übertragen worden. — Führt doch auch die böse Gerlint als ein Gegenstück zu Kriemhilde den Beinamen 'Teufelin'; 629, 4: *daz riet im ze allen zîten Gêrlint diu alte vâlentinne;* 738, 1 996, 1. 1282, 1. 1381, 1: *dô sprach diu tiuvelinne;* Hildburg sagt 1066, 3: '*ich hân die tievelinne erbeten*'*;* 1361, 4: *unmâzen leit was dô der tiuvelinne;* 1518, 4: *bî vroun Kûdrûnen was diu tiuvelinne mit ir ingesinde.* Das Scheltwort wird durch die Beigabe von *übel* verstärkt 1004, 1: *diu übele tiuvelinne zorniclîche gie;* 1320, 3: *daz hete wol gehœret diu übele tiuvelinne;* 1521, 3: *dâ von er bekante die übelen tiuvelinne*

Als bildliche Umschreibung der Negation wird der Teufel verwendet, wenn Irolt zu Wate sagt 1502, 2: '*jâ habent iu den tiuvel diu jungen kint getân.*'

l. Christen und Heiden werden von einander unterschieden, aber auch formelhaft zusammen genannt. So heißt es 186, 2 von dem Turnier bei Hagens Vermählung, daß da mit ritten: *daz ouch künege hiezen, zwelf unde drî, die lêhen von im hêten, kristen unde heiden.* Nach der Schlacht auf dem Wülpensande werden die Gefallenen begraben, und zwar zuerst die Christen des eigenen Heeres 908:

Dô suochte man die tôten über al den sant.
die dâ wâren kristen, swaz man der dâ vant,
die hiez der helt von Stürmen zuo einander bringen.
wâ si belîben solten, daz ahten sî mit den jungelingen.

Darnach werden auf Irolts Frage hin die christlichen Feinde bestattet Str. 911, dann König Hetel 912 und endlich die Toten der befreundeten Hilfsvölker 913:

Die Mœre man besunder ir iegelîchen vant.
als tete man dâ die degene von Hegelinge lant
und die von Ormanîe. man muoste ir stat bescheiden.
die legte man besunder. si wâren beide kristen unde heiden.

Martin führt in seiner Anmerkung diese Sonderung der christlichen und heidnischen Gefallenen darauf zurück, daß hier des Strickers Karl 10851 ff. nachgeahmt wurde. Vgl. zur Klage oben S. 62. Ausdrücklich sind die Heiden besonders aufgefaßt 705 bei den Kämpfen die nach Hetels Ankunft zwichen den Christen und Heiden im Lande Herwigs gefochten werden:

Swie si heiden hiezen, die von Môrlant
dringen sich niht liezen. an in was wol erkant,
ez wæren ie die besten von allem ertrîche.
si gâben andern gesten vil ofte herberge schedelîche.

Martin bemerkt zum ersten Verse dieser Strophe In dieser Unterscheidung tritt wieder der Kreuzzugsstandpunkt hervor.' Ich glaube doch eher der Standpunkt des Zeitalters Kaiser Friedrich II. Denn hier werden die Heiden sehr gerühmt: sie sind zwar Heiden, aber das hindert nicht, daß sie zu den wackersten Helden auf der Erde zählen. Das ist nicht mehr die Ansicht der begeisterten Kreuzfahrer noch des zwölften Jahrhunderts, sondern der ernüchterten des dreizehnten. — Die Farbe der Christen ist weiß, die der Heiden schwarz. Das geht aus den Angaben des Gedichtes bei der Verlobung des Mohrenkönigs mit Herwigs Schwester hervor 1651 ff., besonders 1663, 4: *bî dem sach si salwen stên manegen ritter lobelîchen.* 1664 heißt es dann von König Sifrit selbst: *sîn vater und sîn muoter diu wâren niht enein,* er stammte also aus einer Ehe zwischen einem Heiden und einer Christin. Deßhalb wird auch weiter von ihm sagt: *sîn varwe kristenlîche an dem helde schein. sîn hâr lac ûf dem houbte als ein golt gesponnen;* seine Haut ist also weiß, sein Haar blond. Bei der mißlungenen Werbung des Mohrenkönigs um Kudrun stellte sich Str. 583 sein Aussehen anders vor. Dort ist ihm Kudrun geneigt: *si*

truoc im holden willen (ofte tete si daz), swie salwer varwe er wære ze sehene an sînem lîbe. Der Widerspruch ist ziemlich stark; ob er ausreicht, die verschiedenen Meinungen verschiedenen Dichtern zuzuweisen? — Die Christen beten; bei Windstille heißt es von dem Befreiungsheere 1133, 1: *die dâ kristen hiezen, die gevrumten ir gebet.*

Christen verkehren zunächst nur mit Christen. Darum erschrecken die Jungfrauen so sehr, als der Knabe Hagen sich unerwartet ihnen nähert 76, 2: *alles unmuotes was ir herze vol, ê daz sî ervunden, daz ez ein kristen wære.* Und Hagen beruhigt sie erst durch seine ausdrückliche Versicherung 78, 1: '*lât mich iu wesen bî, ob ir daz welt gelouben, daz ich ein kristen sî.*' Er trägt den Beweis für sein Christentum mit sich, erst in der Erzählung wird jedoch davon Gebrauch gemacht, wo der heimgekehrte Hagen den König Sigebant von seiner Echtheit überzeugen will, Str. 143:

Ich weiz wol, sîn geloubet der edele künic niht.
sô vrâget mîne muoter, ob si iu des vergiht
daz si mich danne welle haben ze einem kinde,
ob si ein guldîn kriuze vor an mîner brüste bevinde.

Das wird auch dem Könige mitgeteilt 147, 2: '*ob im an sîner brüste ein guldîn kriuze sî, ob man des an dem degene die rehten wârheit vinde, geruochet ir des beide, sô muget ir sîn wol jehen ze einem kinde.*' Und so geschieht es. Frau Ute heißt die Leute wegtreten 153, 3: *ich sol in wol erkennen, ob im hie zimt diu krone.*' *si ervant diu wâren bilde. do enphiengen si den jungen helt vil schône.* Martin bringt zu 143, 4 ein paar Stellen aus dem Hugdietrich bei, in denen ein Muttermal in Gestalt eines roten Kreuzes Wolfdietrich kenntlich macht, und meint, ein solches werde vielleicht auch hier gemeint sein. Gewiß.

Denn schon der zweimal gebrauchte Ausdruck *an sîner brüste* spricht dagegen, daß hier ein um den Hals gehangenes goldenes Kreuz verstanden sei, wie Piper meint, besonders aber Str. 153: welchen Sinn hätte es gehabt, daß Mutter und Sohn bei der Erkennung allein bleiben mußten, außer wenn sie nur durch eine vor Zuschauern unschickliche Entblößung möglich war? Ein Schmuckstück als Kennzeichen hätte doch vor allen Leuten vorgezeigt werden können. — Vielleicht mag hier noch an die alte Überlieferung erinnert werden, die Calderon's La devocion de la Cruz zu grunde liegt, wo die Zwillinge auf das Gebet der Mutter hin mit roten Kreuzen auf der Brust zur Welt kommen. Auch S. Rochus, der Pestheilige, ist mit einem solchen wunderbaren Merkzeichen geboren worden. Reichliche Zeugnisse sammelt Martin in seiner kleinen Ausgabe der Kudrun, S. XVI Anm. Den Anlaß, dieses Motiv in Dichtung und Legende einzuführen, gewährten wol die Kreuzzüge und der Brauch farbige (auch rote und gelbe) Kreuze auf Brust und Schulter zu heften. Dann der Anblick der Herren von den geistlichen Ritterorden, deren Trachten durch das Kreuz gezeichnet waren. Übrigens war es schon lange in der Übung gewesen, daß Christen beim Kampfe wider Heiden Kreuze auf der Brust trugen, Du Cange 2, 637 f. Endlich steht fest, daß an und für sich schon durch das Kreuzzeichen die Ungetauften zu Christen gemacht werden, und zwar bekreuzt der Priester Stirn und Brust des Täuflings. Das gehört zum abendländischen Ritus der Taufe durch alle Jahrhunderte, vgl. z. B. nur das Formular des 10. Jhs. (Migne 138, 949 ff.): Deinde crucem fac in fronte dicendo: signum sanctae crucis Domini nostri Jhesu Christi in frontem tuam pono. Et in pectore similiter crucem fac dicendo: signum Salva-

toris Domini nostri Jesu Christi in pectus tuam pono. Ferner Honorius August., Gemma Animae, Lib. 3, Cap. 111 (Migne 172, 672 f.) und Gratians Decretum, Pars 3, Dist. 4, c. 63 (Migne 187, 1820).

Nur dann, wenn Hagen an seinem Leibe selbst das Zeichen des Kreuzes trug, versteht es sich, daß er es auch zu seinem Wappen wählte. Das ergibt sich aus den Strophen 488 f.:

Do ez âbenden begunde, dô sach von Tenelant
Hôrant der degen küene (ez was im wol bekant)
ein kriuze in einem segele. bilde lâgen drinne.
solher pilgerîne hete Wate der alte lützel minne.

Lûte ruoft dô Môrunc Irolden zuo
'nu sage dem künic Hetelen, waz er dar umbe tuo:
ich sihe diu Hagenen wâfen in einem segele rîchen.
wir haben ze vil geslâfen. jâ schiede wir von im harte unsenfticlîchen.'

Deßhalb glaube ich auch nicht mit Martin, daß 'das Kreuz im Segel durch den Bearbeiter aus 853, 4 entnommen worden ist, wo dasselbe das Abzeichen der Kreuzfahrer darstellt.' Piper hält ganz richtig das Kreuz für das Zeichen Hagens, faßt aber *bilde* als Wappenschilde auf, 'Wappen auf den Schilden, die am Schiffsrande zu sehen waren'. Das verstehe ich nicht; weßhalb soll Hagens Kreuz nicht als Wappenzeichen auf den Segeln eingezeichnet gewesen sein? Das ist nicht so wunderlich, als Martin annimmt. Herr Alfred von Siegenfeld schreibt mir darüber: '488. 9 wird doch nur ein goldenes Kreuz im weißen Segel gemeint sein, vgl. 153, 4 und besonders 1372, 2, wo es unter *bilde* verstanden wird. Es gab übrigens auch in der Zeit vor dem Aufkommen eigentlicher Wappenbanner überreich gestickte Banner, wie sie das Rolandslied und der Biterolf kennen. *bilde lâgen drinne* möchte dann nur heißen,

das Kreuz habe aus Stickerei bestanden, deren Einzelnheiten freilich auf größere Entfernung nicht zur Geltung kommen konnten. Das goldene Kreuz ist das historisch belegbare Heerzeichen der Normannen in der Zeit der Eroberung Englands.' Auch die *pilgerîne* nehme ich nicht ironisch wie Martin, sondern stimme Piper zu: Hagens Wappen mochte Unkundigen seine Flotte als mit einer Schaar von Pilgern ins heilige Land besetzt erscheinen lassen; Pilger von dieser Sorte aber, die er kannte, mochte Wate nicht leiden.

Kreuze in den Segeln führen auch die Kreuzfahrer, vgl. Prutz, Kulturg. d. Kreuzz. S. 103 f. Darum, als Hartmuot und die Seinen auf dem Wülpensande die Schiffe des sie verfolgenden König Hetel von weitem kommen sehen 853, 4: *in den segelen wâren kriuze, sie jâhen ez wæren pilgerîne = Kreuzfahrer* (peregrinus = crucesignatus, Du Cange 2, 671). Aber diese Kiele 854, 2: *truogen ûf der vluot manegen, der selten truoc durch die gotes êre daz criuze,* viele, die noch nie um Gottes willen das Kreuz genommen hatten. Nur Viele, nicht Alle, denn auf Hetels Schiffen befanden sich auch 500 wirkliche Kreuzfahrer, die ja übrigens nicht bloß zu kriegerischen Unternehmungen im heiligen Lande sich verpflichtet zu haben brauchten, sondern auch nur eine fromme Wallfahrt geplant haben konnten; merkt doch Hartmuot Str. 855 an dem Glanz der Helme, daß seine Feinde nahen: Kreuzfahrer wären also nicht gerüstet auf den Verdecken der Schiffe gestanden. Diese Schiffe hatte Hetel auf Wates Vorschlag einem Pilgerzuge weggenommen, der bei Seeland stillhielt, wo Hetel und Herwig mit dem Mohrenkönige fochten 839, 1: *die (kiele) habent pilgerîne gevüeret ûf den sê.* Silber und Gewänder ließ Wate aus den Schiffen bringen (damit er nicht als Räuber

handle, sondern bloß im Notfalle des Krieges), dagegen behielt er die Speisenvorräte, trotzdem 843: *die pilgerîne fluohten, des gienc in michel nôt. swaz si im ir dinges sageten, er ahte ez niht ein brôt. Wate der vil küene trahte âne smiele, daz si ime lâzen müesten beide kocken unde kiele.* Wenn sie von ihrer Pilgerfahrt zurückkämen, sollten sie entschädigt werden. Und noch mehr 844, 1: *Hetele der enruohte, ob si immer ûf daz mer mit ir kriuze kæmen.* Ich glaube nicht, daß *mit ir kriuze* nur heißen soll: mit ihrem Kreuz, d. h. etwa: ihrer Kreuzfahne, ihrem Kreuzsegel, sondern: mit ihrem Kreuzheer, ihrem Kreuzzug. Denn *crux* bedeutet an sich schon, ohne Beisatz (nude): expeditio sacra contra *Saracenos,* Du Cange 2, 673, und dieser häufige Ausdruck wird doch wol auch seine Entsprechung im Deutschen gehabt haben. Vgl. DWtb. 5, 2180 f. — König Hetel verstärkt aber noch seine eigene Mannschaft für den bevorstehenden Feldzug, indem er aus der Schaar der Kreuzfahrer die Besten auswählt und sie kurzweg seinem Heere einverleibt. (Man erinnert sich dabei an das Schicksal des vierten und der Kinderkreuzzüge.) Daß solche Vergewaltigung der Pilger strafwürdig war, bemerkt schon die nächste Strophe 845: *Ich enweiz, ob des engulte Hetele und sîne man, daz ditze volc ellende daz herzen leit gewan, daz si sich muosten scheiden in den vremeden landen. ich wæne, got von himele ræche an in dâ selbe sînen anden.* Und als der Zug mißlungen, König Hetel erschlagen und der Rest des Heeres heimgekehrt ist, wird in den drei Strophen 931—3 das ganze Unheil jener Beraubung der Kreuzfahrer zugeschrieben. Zuerst sagt Wate:

931 *Er sprach 'mîn vrou Hilde, ez ist alsô komen:*
ich hân pilgerînen niun schif genomen.
diu sul wir den armen dar umbe wider bringen,
ob wir mêre strîten, daz uns danne baz müge gelingen'.

932 *Dô sprach diu jâmerhafte 'daz râte ich daz man tuo.*
daz man ir schaden büeze, dâ hân ich willen zuo.
swer iht nimt pilgerînen, der hât des sünde starke.
man sol ie wider eine in mînes silbers geben drî marke.'

933 *Diu schef brâht man widere, als diu vrouwe riet.*
ê daz dehein pilgerîn von dem stade schiet,
dô wart in allen alsô wol vergolten,
daz si dâ vluohten niemen und daz Hagenen kint beleip unbescholten.

Es ist also hier ganz deutlich, daß der Fluch der Kreuzfahrer (843, 1) das Unglück über König Hetel gebracht hat. Denn es ist eine schwere Sünde, solche Pilger zu berauben. Das vierte Lateranensische Konzil 1215 (darnach das von Lyon 1244) hat Bestimmungen getroffen, welche die Güter und Personen der Kreuzfahrer in den Schutz 'B. Petri et summorum pontificum' stellten. Sie fallen so ziemlich zusammen mit den Geboten Papst Innocenz III., die dessen 'Ordinatio pro recuperanda Terra Sancta' vom Jahre 1216 (für den 1. Juni 1217) enthält (Migne 217, 269 ff.). Es heißt dort 272 A: 'caeterum quia cursarii et piratae nimium impediunt subsidium Terrae Sanctae, capiendo et exspoliando transeuntes ad illam et redeuntes ab ipsa, nos speciales adjutores et fautores eorum excommunicationis vinculo innodamus, sub interminatione anathematis inhibentes, ne quis cum eis scienter communicet aliquo venditionis vel emptionis contractu, et injungentes rectoribus civitatum et locorum suorum, ut eos ab hac iniquitate revocent et compescant, alioquin quia nolle perturbare perversos nihil aliud est quam fovere, nec caret scrupulo societatis occultae, qui manifesto facinori desinit obviare, in personas et terras eorum per Ecclesiarum praelatos severitatem ecclesiasticam volumus et praecipimus exerceri.' Der Papst verbietet ferner jede Art von Unter-

stützung der Sarazenen, macht alle Schädiger der Kreuzfahrt ersatzpflichtig und will: 'ut per omnes urbes maritimas diebus Dominicis et festivis hujusmodi sententia innovetur et talibus non aperiatur gremium Ecclesiae.' Dieser Erlaß Innocenz III. ist dann in allen Diöcesen noch besonders veröffentlicht worden (Beispiel: für Bremen, Migne 217, 255 ff.) und seinem Inhalte nach in die Proklamationen der Herrscher als landesfürstlicher Autoritäten aufgenommen worden (Beispiel: Philippi II. stabilimentum crucesignatorum, Migne 217, 239 ff.) — Die Angaben des deutschen Gedichtes Str. 931—3 über den Gottesfrieden der Kreuzfahrer beruhen also durchaus auf wirklichen Verhältnissen in der ersten Hälfte des 13. Jhs. Wenn Hilde 932, 4 befiehlt, für eine Mark Silber, die den Pilgern weggenommen worden war, drei als Ersatz zu leisten, so tut sie damit mehr als die gewöhnlichen Bestimmungen über den Bruch des Gottesfriedens verlangen: diese begnügen sich mit einfachem Ersatz des Verlustes, Du Cange 8, 172. Dagegen hatte schon das mosaische Gesetz noch eine Zugabe von einem Fünftel als Entschädigung vorgeschrieben (Numer. 5, 7) und Zachäus spricht in der bekannten Stelle Luc. 19, 8 davon, daß er die Summe vierfach erstatte, um die er Jemand betrogen habe. — Es ist übrigens leicht zu sehen, daß diese Stelle der Kudrun zunächst die Zustände der Mittelmeerländer während der Zeit der Kreuzzüge im Auge hat; andere Wahrnehmungen bestätigen das.

Noch ein paar Mal finden sich 'Pilger' erwähnt. Um Hagen bei den Greifen zu Waffen und Rüstung zu verhelfen, scheitert ein Heer von Kreuzfahrern 85, 1: *ich enweiz von welhem ende gevlozzen über mer zuo den steinwenden kam ein gotes her;* 88, 2: *die dâ wâren ertrunken,*

daz was ein gotes her. Auch die Mannschaft des Grafen von Garadie gibt sich als ein Pilgerzug aus 110, 4: *sun des Sigebandes der pilgerîne einer niht bekande;* 114, 1: *ê si zem schiffe giengen, dô brâhte man in gewant, daz die pilgerîne vuorten in daz lant;* 135, 4: *diu craft sînes lîbes wart den pilgerînen harte künde;* 158, 4: *Hagene der junge der gewan der pilgerînen hulde.* — Auch das Racheheer, das gegen Ormanie heranzieht, wird von dem alten Ludwig zuerst als eine Pilgerschaar aufgefaßt 1364, 3: '*ez sint lîhte pilgerîne und ligent hie durch koufen* (um sich zu verproviantieren) *vor der stat und vor der bürge mîne.*' Hartmuot sieht das besser 1367, 1: '*ez sint niht pilgerîne, vil lieber vater mîn.*' — Wenn an so verschiedenen Stellen des Gedichtes immer wider und mit solcher Stärke sich die Anschauung der Kreuzfahrten in die Erzählung eindrängt, so geht daraus hervor, daß das ganze Werk in seiner uns vorliegenden Fassung noch in lebendigstem Zusammenhange mit der Zeit der Kreuzzüge steht: die Vorstellungen davon sind aber, was deutlich zu merken ist, nicht aus den älteren, sondern aus den späteren Unternehmungen für das heilige Land gewonnen.

Noch ist hier eine Stelle zu erwähnen, die Horants Gesang vor Hilde betrifft 397, 1: *dô huop er eine wîse, diu was von Amilê. die gelernte nie kristen mensche sît noch ê, wan daz er si hôrte uf dem wilden vluote.* Ich stimme Martin vollkommen bei, wenn er *nie kristen mensche* hier ganz allgemein faßt = 'überhaupt kein mensch', das scheint mir schon der ähnlich allgemeine Zusatz *sît noch ê* zu verlangen. Unter dem Gesange selbst kann ich mir aber andererseits gar nichts vorstellen, was mit nordgermanischem Volksglauben zusammenhienge (Zachers 'Hamlet' steht ungefähr auf einer Linie mit Ettmüllers 'Amicus und Amelius'), sondern meine mit Müllenhoff

(vgl. Wilmanns S. 258), es werde (wie 1588, 4 mit der *wîse von Arâben)* etwas Seltsames, Orientalisches darunter verstanden sein; vielleicht wars nur ein Schifferlied von Matrosen einer Mittelmeerflotte.

m. Von den christlichen Festzeiten des Jahres werden in der Kudrun erwähnt: Weihnachten (1075, 1. 1081, 2: *daz ich nâch wîhen nahten in sehs und zweinzig tagen zen Hegelingen rîte),* Fasten (1166, 1), Palmsonntag (1192, 2), mittelbar Ostern (1192, 1); die Stellen sind oben S. 120 ff. besprochen. Hier mag noch bemerkt werden, daß eine solche Weise, nach den Kirchenfesten Ereignisse anzuberaumen, der älteren epischen Poesie wenig gemäß ist; die Nibelungen kennen nur den höfischen Termin zu Pfingsten. — Das Gebet des Einzelnen, vielmehr nur die Stellung des Betenden, kommt vor, als Kudrun in der schon früher S. 118 erörterten Stelle 1170, 1 f. die Botschaft des Engels empfängt. Den frommen Gesang bei der Ausfahrt zum Befreiungszuge erwähnt 1117, 4: *dô si zen schiffen giengen, die guoten ritter hôrt man singen alle,* vgl. Martins Anm. — Einige Schwierigkeit bereitet 390, 2 f. Voran geht die wolbekannte Strophe, in der die wunderbare Wirkung von Horants Gesang beschrieben wird. Es folgt nun:

Swaz er dâ dœnen (Hs. *dienen) mohte, daz dûhte nieman lanc.*
sich unmârt in kœren dâ von der pfaffen sanc.
die glocken niht klungen sô wol alsam ê.
allez daz in hôrte, dem was nâch Hôranden wê.

Die zweite Zeile ist so durch eine Konjektur von Wackernagel hergestellt, die Hs. liest: *sich* (so Martin in den Ausgaben von 1872 und 1883, für die zweite hatte er alle unsicheren Lesarten nachvergleichen lassen; Symons 1883 und, wie es scheint, er allein gibt: *sy) minnert ir choren da von der pfaffe sanc.* Den Sinn der Zeile hat

Wackernagel richtig getroffen, er wird festgelegt durch den parallelen (daher ist wol Komma nach *sanc* zu setzen) folgenden Vers: (da man Horants herrliche Weise vernommen hatte) wollte den Menschen das Geläute der Glocken nicht mehr so gut gefallen. V. 2 muß daher bedeuten: (da man Horants herrliche Weise vernommen hatte,) galt der Gesang der Geistlichen im Chor nichts mehr. Dieser Sinn wird aber auch dann gewahrt, wenn man an der handschriftlichen Lesung wenig ändert und sich damit begnügt zu schreiben: *sich minnert in den kôren dâ von der pfaffen sanc.* Konrad Hofmann hatte vorgeschlagen: *sîn minnert in ze hœren,* was Piper aufgenommen hat, was ich aber nicht verstehe. Symons liest: *sîn minnert in den kœren dâ von der phaffe sanc* und erklärt das: 'davon wurde geringer geachtet wovon der Pfaffe im Chor sang.' Das ist der Sache nach unmöglich. Bei der gemeinsamen Andachtsübung der Geistlichen (Mönche oder Kanoniker) im Chor gibt es folgende Möglichkeiten: gemeinsames stilles Gebet; gemeinsames lautes Gebet; Recitation durch einen Einzelnen; gemeinsamer Gesang, den Einer vorsingend leitet, der dann entweder *cantor* heißt (wie beim heutigen Studentenbrauch), Du Cange 2, 106, oder *praecentor,* Du Cange 6, 450. 483 (ja nicht: *praecantator* Du Cange ebenda). Weil nun hier das tertium comparationis zwischen Horants Lied und dem Inhalte der Verse 390, 2 f. durch die musikalische Wirkung gebildet wird, so kann sich 2 nur auf den gemeinschaftlichen Gesang der Geistlichen im Chor beziehen, es muß also *phaffen* geschrieben werden. Der Inhalt dieses Gesang tut nichts zur Sache.

Das Sakrament der Taufe wird zweimal in der Kudrun genannt, 22, 3: *daz (edele kint) wart getaufet unde sît genennet bî sînem namen Hagene, dâ von man daz mære*

wol erkennet; 113, 2: fragt der Graf: *sît ir kint getoufet, waz tuot ir danne hie?* — Des Sakramentes der Buße wird 1436, 1 gedacht. Herwig hat seinem Todfeinde Ludwig seine Übeltaten vorgeworfen und ihn der Urheberschaft seiner Leiden bezichtigt, darauf antwortet Ludwig höhnisch: *du hâst mir dîne bîhte âne nôt getân.* Martin nennt das mit Recht: 'ironisch'. Die Ironie besteht aber darin, daß *bîhte* in übertragener Bedeutung gebraucht wird: Herwig hat nicht seine eigenen Sünden aufgezählt, sondern Ludwigs Frevel. Den bisher aufgestellten Erklärungen kann ich nicht zustimmen. Bartsch überträgt 'Beichte' als 'Bekenntniß'; das ist nicht richtig, denn 'Beichte' bezeichnet nicht allgemein irgend ein Bekenntniß, sondern das vor dem Priester abgelegte Bekenntniß der Sünden. Darum ist auch die von Bartsch beigefügte Umschreibung: 'es hat dich Niemand aufgefordert, zu bekennen, wer du bist, und was man dir getan hat' falsch; der Name des Beichtenden hat mit seinem Bekenntniß gar nichts zu schaffen und man beichtet, was man selbst verbrochen, nicht was Andere gefrevelt haben. Auch Piper gibt 'gebeichtet' irrtümlich wider durch 'deinen Namen gesagt' und ebenso umschreibt Martin die Stelle unzutreffend (Zeitschr. f. d. Philol. 15, 220 f): 'du hättest mir nicht zu sagen brauchen (du hättest besser getan mir nicht zu sagen), wer du bist und was dich antreibt mich herauszufordern', ironisch = du hättest besser getan mich nicht herauszufordern'. Wilmanns meint S. 197: 'der Ausdruck 'Beichte' würde passen, wenn Hartmuot von dem Herzeleide geredet hätte, das ihm Ludwig bereitet hatte, von der Angst und Sorge und was sonst sein Herz beschwert, wie er es in den jüngeren Strophen 1433. 1434 wirklich tat, aber auf seine kühn herausfordernden Worte in 1435 paßt es

schlecht; Herwig bekennt nicht, er fordert.' Ähnlich sagt Symons: 'du hättest deine Beichte wol für dich behalten können, dein Herzeleid ist mir gleichgiltig.' Beide Auffassungen übersehen die Spitze von Ludwigs Antwort, der Hohn liegt in der falschen Anwendung des Wortes *bîhte,* Herwig hat eben nicht gebeichtet, nicht seine Sünden vor dem Priester (Ludwig) bekannt, sondern über das Leid geklagt, das Ludwig ihm zufügte. Gerade umgekehrt wie Wilmanns schließe ich, daß *bîhte* 1436, 1 nur passend gebraucht ist, wenn 1433. 4 vorhanden sind, 1436 setzt 1433. 4 voraus, diese drei Strophen gehören zusammen. Martin merkt a. a. O. S. 221, gestützt auf Wackernagels Abhandlung über den Totentanz (Kl. Schr. 1, 309 Anm. 16), an, daß der Vergleich hauptsächlich in späteren Quellen gebraucht sei; in der That ist er der Sprache des älteren Epos nicht gemäß, er gehört dem burlesken Stile an.

Einige Male kommt die Messe in der Kudrun vor. 181, 2 heißt es, nachdem ein Buhurt König Sigebants und seiner Mannen beschrieben ist: *dô man vol gesanc* (aus *wol sang* der Hs. durch Vollmer evident gebessert), *ze hove reit vrou Uote und mit ir vil der vrouwen, die die jungen helde dâ vil williclîchen mohten schouwen.* Dazu bemerkt Martin: 'ist kirchlicher Gesang gemeint, so ist das doch sehr dunkel angegeben; auch würde dadurch zurückgegriffen werden, indem das schon beschriebene Turnier doch gewiß erst nach der kirchlichen Feier statt fand.' Und ähnlich sagt Symons: 'Indeß ist die Erwähnung des kirchlichen Gesanges an dieser Stelle sehr verspätet und abgerissen.' Aber es ist nicht von kirchlichem Gesange im allgemeinen die Rede, sondern nach mhd. Sprachgebrauch von der Messe und diese findet hier nach dem Turnier um nichts später statt als Nibl. 750, 3 (vgl. oben

S. 14 f.). Allerdings ist auch Piper im Unrecht, der den Gesang hier auf ein 'feierliches Hochamt' bezieht, ein solches wurde nur zu späterer Tageszeit abgehalten. — Die Frühmesse wird auch einfach als Zeitbestimmung verwendet 440, 1: *an dem næhsten morgen nâch vruomessezît dô kleiten sich meide und wîp widerstrît;* 718, 1: *am drîzehenden morgen vor vruomessezît sprach Sîvrit mit sorgen.* — Hier ist der Ausdruck eigentlich stilwidrig gebraucht, weil die von Morlant Heiden sind; 1671, 3: *an dem andern morgen nâch vruomessezîte, als dâ wart gote gedienet, dô sâhen si aber die swertdegne rîten.* Gemeint ist die Frühmesse auch 441, 1: *die geste heten messe ze Baljân vernomen.* Vgl. die Anm. von Martin und Piper.

Ob der *brûtstuol,* in dem Hilde 549, 1 sitzt, als eine kirchliche Einrichtung aufzufassen ist, weiß ich nicht, vgl. Martins Anm. und Martin, Zeitschr. f. d. Philol. 15, 212. Der Witwenstuhl bezeichnet einen erbrechtlichen Brauch, vgl. Martin zu Kudrun 6, 1 und Zeitschr. f. d. Philol. 15, 205, ferner Du Cange 7, 404 s. v. Sella vidualis. — Ein formelhafter Ausdruck für die kirchliche Feier der Krönung wird angewendet 179, 1: *nâch siten kristenlîchen wîhen man dô hiez beide zuo der krône,* Hagen und Hilde. Über den Zusammenhang zwischen Vermählung und Krönung hat Richard Schröder gehandelt, Zeitschr. f. d. Philol. 1, 267 ff., anläßlich der Strophe 1022: *Dô ez dem niunden jâre nâhen began, (Hartmuot der was wîse), der helt sich versan deiz im und sînen vriunden wære gar ein schande, daz er niht krône trüege und doch herre hieze ob küneges lande.* Ganz ähnlich werden beide feierliche Akte verknüpft am Schluß des Gedichtes 1606, 4: *vier künege tohter die wîhte man vor den helden zuo der krône;* 1661, 4: *dô wâren ouch die künege gewîhet nâch ir ê.*

Gottesdienst für die Toten wird abgehalten nach

der Schlacht auf dem Wülpensande. Das beschreiben zwei Strophen:

914 *Vil unmüezic si wâren unz an den sehsten tac.*
si heten niht der wîle. daz gesinde nie gelac,
wie si ze gotes hulden die von Hegelingen
von ir grôzen schulden und von ir missetât mohten bringen.

915 *Lesen unde singen man hôrte sô vil dâ.*
daz man bî sturmtôten nindert anders wâ
gote sô schône diente in deheinem lande.
sît lie man bî den veigen vil der guoten pfaffen ûf dem sande.

Ich habe für 914, 1 f. die Interpunction angenommen, deren sich Martin bedient. Macht man, wie mehrere Herausgeber tun, 914, 3 f. abhängig von *si heten niht der wîle,* so erhält man einen Sinn, dem die nächste Strophe geradewegs widerspricht: es hieße dann, daß die Leute keine Zeit hatten, sich mit den Gebeten und dem Gottesdienste zu Gunsten der sündigen Hegelingen zu befassen; andererseits wäre behauptet, noch niemals habe man irgendwo für die Gefallenen so viel Messen gelesen als hier. Solch gegensätzliche Behauptungen in unmittelbar an einander stoßenden Strophen können auch durch die albernste Interpolation nicht erklärt werden; schließlich wurden ja doch auch einmal die Strophen in der Folge gelesen, die unsere Überlieferung darbietet.

Beide Strophen hängen übrigens genau mit der merkwürdigen Klosterstiftung auf dem Wülpensande zusammen, die nunmehr einläßlicher behandelt werden muß. Folgende Stellen kommen dafür in Betracht 909:

Dô riet der degen Ortwîn 'jâ sul wir si begraben.
daz sul wir ahten danne, daz si urkünde haben
mit einem rîchen klôster immer nâch ir ende
und daz ein teil guotes iegelîches künne dar zuo sende.'

Ortwin meint also, man müsse in Überlegung ziehen, daß für die bei der Schlacht auf dem Wülpensande ge-

fallenen Christen ein Gedächtniß, ein Denkmal, und zwar in der Gestalt eines woldotierten Klosters geschaffen werde, dessen Aussteuer die Familien der Erschlagenen (die somit als vornehme Grundbesitzer, als adelige Herren gedacht sind) übernehmen. Wate von Stürmen rät dann 910, 2:

'ja sol man verkoufen ir ros und ir gewant,
die dâ ligent tôte, daz man der armen diete
nâch ir lîbes ende von ir guote disen vrumen biete.'

Rosse und Kleider der Gefallenen sollen verkauft werden. Der Zweck ist nicht ganz klar ausgedrückt. Martin vergleicht die Strophe mit Nib. 1001, 3, wo bei Siegfrieds Bestattung Silber und Kleider an die Armen verteilt werden. Das ist möglich; andererseits können aber auch unter *der armen diete* eben die Gefallenen verstanden sein, denen nach ihrem Tode aus ihrem eigenen Besitz (den verkauften Rossen und Kleidern) der Vorteil klösterlichen Gottesdienstes für ihr Seelenheil (949, 3) gestiftet wird. Dazu möchte die erste Zeile wol passen, in der sich Wate dem Vorschlage Ortwins mit den Worten anschließt: *daz hâst dû wol gerâten.* Nachdem noch 914 und 915 der Gottesdienst bei der Bestattung beschrieben war, wird die Stiftung selbst erzählt:

916 *Ouch muosen dâ belîben die ir solten phlegen.*
die hiez man ane schrîben, daz in dâ wart gegeben
wol driu hundert huobe. ez wurden spitâlære.
diu mære erschullen verre, wie daz klôster dâ gestiftet wære.

917 *Alle die ir mâge heten dâ verlân,*
die gâben dar ir stiure, wîp unde man,
durch willen der sêle der lîchnam si begruoben.
sît wart ez alsô rîche daz dar dienten wol driu hundert huoben.

Das schließt sich an 915, 4, wo angegeben wird, daß man später *(sît)* auf dem Strande viel fromme Geist-

liche angesiedelt hat. Es mußten also zunächst noch auf dem Wülpensande (vgl. Müllenhoff, Kudrun S. 19) solche Leute wohnen *(belîben)*, die den Haushalt des Klosters versehen müssen: *die ir* (der Geistlichen) *solten phlegen.* 916, 2 f. *ane schrîben* übersetzen Bartsch, Martin, Piper mit: 'aufschreiben, urkundlich verzeichnen, notieren.' Aber wozu sollte diese völlig bedeutungslose Thatsache hier erwähnt werden? *ane schrîben* muß hier etwas anderes heißen, und zwar, wie ich es aus süddeutschem Sprachgebrauch kenne: an den Besitz schreiben, den Besitz urkundlich bestätigen; das überlieferte *des in* paßt dazu ganz gut. In diesem Sinne wird *ascribere* verwendet = asserere, adjicere, Du Cange 1, 420. So bezeugt es Diefenbach im Novum Glossarium 27: *ascribere, hens selven ydelick toe schriven*. Schmeller führt es an 2², 595, 'gerichtlich niederschreiben, verzeichnen, eintragen.' Die Klosterleute werden erst durch dieses Document in den Besitz der 300 Huben eingewiesen. Sie werden genauer bestimmt durch den nächsten Satz: *ez wurden spitâlære.* Die Erklärer zweifeln sämmtlich durchaus nicht daran, daß unter den *spitâlære* hier 'Hospitaliter = Johanniter', also Mitglieder dieses wolbekannten geistlichen Ritterordens gemeint sind. In der That heißen die Johanniter schlechtweg *hospitalarii* (Du Cange 4, 239). Aber auch die Herren vom Deutschen Ritterorden hießen so (Du Cange, ebenda). Deßgleichen die Kreuzherrn, die schon im 12. Jh. in Italien bestanden und anfangs des 13. Jhs. sich in Böhmen niederließen (Wetzer und Welte, Kirchenlexikon ² 7, 1102 f. 1111 ff.). Ferner sind seit frühen Jahrhunderten des Mittelalters Spitäler mit klösterlichen Einrichtungen verbunden gewesen (Ratzinger, Geschichte der kirchl. Armenpflege ², bes. S. 139 ff. über die Hospitalverbrüderungen), und auch diese Gemein-

schaften hießen *spitâlære*. Dafür ist es nun beachtenswert, daß hier 909, 3. 916, 4. 950, 2. 951, 2. 1121, 4 immer von einem *klôster* die Rede ist, niemals aber hat eine Niederlassung der Johanniter oder eines anderen geistlichen Ritterordens 'Kloster' geheißen. Übrigens ist *spitâl* hier durchaus nicht im modernen Sinne zu nehmen, es bedeutet eine Pilgerherberge (Xenodochium) in welchem sich allerdings immer eine Abteilung für Kranke befindet (Infirmarium). — Wie Ortwin 909, 4 wollte, so geschieht 917: die Verwanten der Erschlagenen statten das Kloster mit Grundbesitz reichlich aus. Daß zum Gedächtniß großer Schlachten Klöster gestiftet wurden, dafür gibt es verschiedene historische Zeugnisse und eine Entlehnung aus des Strickers Karl, wie sie Martin vermutete, oder aus dem jüngeren Titurel (Zeitschr. f. d. Philol. 15, 216) braucht nicht angenommen zu werden. Die Stelle schließt mit einem guten Wunsche für die Toten und die Stiftung: *nû ruoche in got genâden, die dâ sint gelegen, und den in dem sande.*

Die Sache wird wider aufgenommen in den Strophen:

949 *Dô si von dannen wâren geriten in ir lant*
mit truoben gebâren, ûf den Wülpensant
der tôten beteliuten hiez man vüeren spîse,
daz si ir gedæhten gegen gote. vrou Hilde was vil wîse.

950 *Dar zuo hiez si mûren ein münster, daz was wît.*
klôster und spitâle hiez si mûren sît.
mich dunket, daz ez wurde erkant in manegen lande
von den die dâ lâgen. sît nande man ez dâ zem Wülpensande.

Die Verse sind kläglich genug. Aber daß bei der Stiftung des Klosters das Seelenheil der Verstorbenen das Hauptziel war, welches durch Gebete und Messen dafür angestellter Geistlicher gefördert werden sollte, das erhellt daraus deutlich. Piper übersetzt *beteliute* mit 'Betbrüdern' (!)

und versteht darunter Mönche, das ist auch wahrscheinlich. Zwischen den Angaben von 950, 1 f. und 909, 4. 916, 4, 'wonach die Stiftungen von den Helden gemeinsam ausgehen', finde ich nicht, wie Martin, einen Widerspruch, denn sehr wol konnten die Verwanten der gefallenen Helden die Errichtung des Klosters durch Bestiftung mit Gütern ermöglicht, Frau Hilde auf ihr besonderes Theil den kostspieligen Steinbau übernommen haben. Mit den nächsten Versen 951, 1 f.: *nû lâzen wir belîben, wiez umbe si gestâ oder waz die klôsterliute ze schaffen heten dâ* wird zu einem anderen Theil der Erzählung übergegangen. Nur einmal noch, bei dem Rachezuge wird des Klosters gedacht, Str. 1121:

Ûf dem Wülpensande, dâ ê was der strît,
von iegelîchem lande dâ heten si sich sît
vermezzen alle gelîche einer samenunge.
ir klôster daz was rîche. dar gap der alte und der junge.

Das Kloster war reich geworden, weil sowol die verwanten Genossen der Gefallenen als auch die Söhne und Erben dazu gesteuert hatten. Ganz paßlich war der Wülpensand auch zum Versammlungsplatz für die Flotten bestimmt worden. Martin sagt von *vermezzen:* 'es wird sonst allerdings mehr von gefahrvollen Entschließungen gebraucht'; Bartsch überträgt es durch: 'sich entschließen zu, beschließen'; Piper: 'etwas unternehmen'. Ich mache auf die Bedeutung des Wortes aufmerksam, welche Schmeller 1², 1699 mit folgenden Beispielen belegt: '*vermezzen* (part. prät.), abgeredet, bestimmt: *des gab si im ainen vermessenen tag; des gab si im ein vermessen zil*; *einem ainen vermezzenen tag auf recht geben und künden;* Aventin: *Römer haben nit gern ein vermessen schlagen (wann es den Feinden eben gewesen) than, sondern lieber ungewarnter Sach, wenn es den Feinden am aller ungelegnesten war.* (Vgl. DWtb.

12, 864). Damit hängen die Bedeutungen 'ausmessen' (Lexer 3, 178), durch Messen bestimmen, zielen u. dgl. zusammen. Dieser Sinn muß hier angenommen werden, der Wülpensand war das Rendezvouz der Verbündeten, und deßhalb braucht auch das überlieferte *ze* vor *einer samenunge* nicht gestrichen zu werden; Piper hat es übrigens schon wider aufgenommen. — Mit diesem Nachklang verschwindet das Kloster aus der Dichtung.

Noch ungleich viel schwieriger als das Problem der Nibelungen ist die Frage nach der Entstehung der Kudrun zu lösen. Über alle wesentlichen Bedingungen und Umstände sind wir hier weit schlechter unterrichtet. Das Übel beginnt schon bei der Geschichte der Sage. Von den drei Theilen des Gedichtes beruht nur der mittlere, der von Hilde, Hetel und Hagen handelt, auf einer Sage, die in das germanische Altertum zurückreicht. Die Jugendgeschichte Hagens, vorn angeschoben, ist ein ganz später Sproß. Die Kudrunsage selbst ist ohne Zweifel aus der Hildensage hervorgewachsen. Dieser, an sich gar nicht unwahrscheinliche Vorgang (ähnlich ist nach Müllenhoffs Beweis, Zeitschr. f. d. Altert. 23, 113 ff., besonders 146 ff., die Siegfriedsage mit der von Siegfrieds Ahnen verknüpft) vollzieht sich hier freilich in einer den späteren Zeitverhältnissen angemessenen Weise: L. Beer hat in seiner Abhandlung 'Zur Hildensage' Paul-Braunes Beiträge 14, 522, bes. 553 ff. vgl. ebenda 16, 516—532 Wolfgang Meyer, Zur Hildensage) klar gelegt, aus welchen uns in spielmannsmäßiger Bearbeitung überlieferten Sagen die einzelnen Motive der erweiternden und begründenden Kudrundichtung entlehnt sind (vgl.

Symons in Pauls Encyclopädie 2, 53 ff.). Die Stufen dieser Entwickelung können von uns nur aus dem Gedichte selbst erschlossen werden, denn wir besitzen außer diesem gar keine unzweifelhaften Zeugnisse für den Bestand und die Schicksale der Kudrunsage. Dieser Sachverhalt ist meines Erachtens von ganz besonderer Bedeutung und bedarf deßhalb noch einiger Bemerkungen. Müllenhoff hat (Zeitschr. f. d. Altert. 12, 311—317) aus oberdeutschen, hauptsächlich bairischen Urkunden des 9.—12. Jhs. Belege für das Vorkommen der Namen Kudrun, Horant, Wate und Sigebant gesammelt. (Dazu vgl. K. Hofmann, Zs. f. d. A. 27, 312.) Wer kann uns sagen, daß die Benennung mit Kudrun aus der Sage geschöpft wurde, die unser Gedicht bearbeitet? Gudrun ist ein sehr hervorragender Name aus der nordischen Fassung der Nibelungensage und kann ebensowol dieser entstammen, die doch mit anderen skandinavischen Überlieferungen nach dem Süden wanderte (Heinzel, Sitz.-Ber. der Wiener Akad. 109, bes. S. 49), als der Kudrunsage in unserem engeren Sinne. Horant und Wate gehören zur Hildesage, Sigebant nur in Hagens Vorgeschichte, ebensogut jedoch in den Bereich der Ermenrichsage. Gleichermaßen verhält es sich mit den von Richard Müller, Zeitschr. f. d. Altert. 31, 82—95 gesammelten Belegen. Die steirischen und niederösterreichischen Fruote beziehen sich höchstens auf die Hildesage, *Heteldorf* (wofern es überhaupt mit dem König Hetel etwas zu tun hat), Kudrun und Horant deßgleichen, Sigebant ist ganz ohne Beweiskraft und nur Ortrun findet sich in der Kudrun allein, wofern man wirklich meint, dieser Name müsse der Heldensage entlehnt sein. Die berühmte und vielumstrittene Stelle in Lamprechts Alexander kann, genau betrachtet, nur als ein Zeugniß für

die Hildesage verwertet werden. Ich stelle aber nicht in Abrede, daß die Erwähnung des Namens Herwig schon zu einer weiteren Entwicklung gehört, die vielleicht zu unserer Kudrunsage geführt hat (vgl. Symons a. a. O.). Noch schlimmer steht es meines Erachtens mit den Zeugnissen, die für die Bekanntschaft mit der Kudrunsage aus der Zeit nach dem jetzt angenommenen Datum der Abfassung des Gedichtes geltend gemacht worden sind. Lassen wir Fruote (von Dänemark) bei seite, der eine selbständige Sagenpersönlichkeit ist und auch im Kreise Dietrichs von Bern, ja sogar Siegfrieds vorkommt, so handeln alle namhaft zu machenden Stellen nur von Horants Sangeskunst, die bereits Deórs Klage (vielleicht auch der skandinavische Norden) kannte; überdieß geht vielleicht die Mehrzahl von ihnen auf das Gedicht von Salman und Morolf zurück (Vogt, Str. 155). Die von Martin (Zeitschr. f. d. Philol. 15, 204 ff. und Kleine Ausg. S. XXXIII) zur Stütze dieser Beziehungen beigebrachten Vergleiche der Kudrun mit dem jüngeren Titurel und dem Wartburgkrieg haben mich nicht überzeugt. Martin verweist dort (Kleine Ausg. S. XXXIII) noch darauf, daß in der Rabenschlacht und im Rosengarten C einige Helden aus der Kudrun erwähnt werden: was die Rabenschlacht anlangt, so kann sich das nur auf *Fruote von Tenemarken* und *Sigebant von Irlant* beziehen (*Sêlant, Môrlant, Normandîe* helfen nichts), diese aber gehören nicht zur Kudrunsage; im Rosengarten C sind die Bezüge noch dürftiger und unwesentlicher. G. Holz hat in der Einleitung seiner Ausgabe S. CXIII Bezüge auf die Kudrun nicht angemerkt.

Die Kudrunsage und das Gedicht stehen also insoferne völlig isoliert, als bisher auch nicht ein Zeugniß mit voller und zweifelloser Bestimmtheit auf ihren Be-

stand gedeutet werden kann. Es gibt, genau genommen, keinen Punkt außerhalb des uns überlieferten Gedichtes (die altbezeugte Hildensage abgerechnet), von wo aus ein Hebel angesetzt werden könnte, um die Entstehung der Kudrun zu untersuchen. Die Überlieferung des Gedichtes selbst erschwert die Sache noch um ein Bedeutendes. Wir besitzen es bekanntlich nur in der einzigen Ambraser Handschrift des 16. Jahrhunderts. Nun hatte Bartsch freilich aus den Schreib- und Lesefehlern dieser Hs. erschlossen (Germania 10, 42 ff., bes. 49), 'daß die Vorlage spätestens dem Anfange des 13. Jhs. angehört haben muß', allein durch O. v. Zingerles sorgsame Untersuchung (Zeitschr. f. d. Altert. 27, 136—142) ist gezeigt worden, daß 'die Gesammtbetrachtung auf die erste Hälfte des 14. Jhs. leitet.' Nur bis zu dieser Grenze zurück können wir die Geschichte der Kudrun sozusagen urkundlich verfolgen.

Unter diesen Umständen muß die Kritik des Werkes von diesem selbst ausgehen, und das ist sehr mißlich, weil die Gefahr von Zirkelschlüssen schwer vermieden wird, weil bei dem Anstellen von Beobachtungen die Subjectivität des Forschenden sich nicht leicht ganz ausschalten läßt, und weil die Unterscheidung von Alt und Neu, von Echt und Unecht, von Original und Interpolation nach ästhetischen Gesichtspunkten durchgeführt werden muß, welche ihrerseits selbst nicht durchweg wissenschaftlich gesichert sind, sondern von den Vorstellungen abhängen, die zu verschiedenen Zeiten verschieden über das Volksepos und seine Geschichte sich gebildet haben. Allgemeine Gesetze gibt es freilich, denen die Entstehung jedes litterarischen Denkmals unterworfen ist, und Müllenhoff hat auf sie mit allem Nachdruck in einer kurzen Betrachtung, Zeitschr. 23, 114 f., hingewiesen.

Es war aber doch ein ungewöhnlich kühnes Unternehmen, als er selbst es versuchte, durch höhere Kritik die Masse der Überlieferung der Kudrun zu zertreiben und aus ihr ein kleines echtes altes Volksepos auszusondern. Die Voraussetzung dafür, nämlich die Ungleichartigkeit der überlieferten Dichtung, war und wird auch noch heute von den meisten Forschern anerkannt: zu deutlich sind die äußeren Spuren von Bearbeitungen in der Beschaffenheit der Strophen, die inneren in den Widersprüchen des Inhaltes. Gerne und bedingungslos darf man auch in das Lob einstimmen, das Martin dieser Arbeit des Meisters erteilt (Einl. z. s. Ausgabe, S. XX): 'Mit ebenso viel Scharfsinn als feinem Gefühl stellte er eine kunstvoll gegliederte, in sich übereinstimmende Dichtung als den Kern des überlieferten Werkes her. Ohne alle Frage ist dieser Kern ebenso reich an echter Poesie, als das ganze Werk durch lange Reihen inhaltsleerer und formell roher Strophen ermüdet.' Und gewiß ist richtig, was Scherer in seinem nachgelassenen Buche (1896) über Müllenhoffs Kudrunkritik bemerkt, S. 70 f.: 'Wie man aber auch darüber denken mag, nur daß Müllenhoff zu viel gewollt, daß er Unerreichbares angestrebt, kann ihm vorgeworfen werden. Er war, indem er das echte Gedicht von Gudrun aus der Masse des Überlieferten herauszuschälen suchte, mit einer Kühnheit und Sicherheit zu Werke gegangen, die ihm Zeitlebens geblieben ist, und mit einem wählerischen Geschmack, einer Fähigkeit, die höhere von der minderen Kunst zu unterscheiden, die ihm bei ähnlichen Aufgaben noch oft zu gute gekommen ist.' Trotzdem entspricht der Sachlage die Zurückhaltung Haupts besser, die er (nicht bloß brieflich an Müllenhoff, bei Scherer S. 67 ff., sondern auch öffentlich), Zeitschr. f. d. Altert. 5, 504 folgendermaßen begründet

hat: 'Bei dem Gedichte von Gudrun wird die höhere Kritik, auch die mit eindringendem Scharfsinne und strenger Methode ausgeübte, nach meiner festen Ansicht auf die sicheren und reinlichen Ergebnisse verzichten müssen, die Lachmann den Nibelungen abzugewinnen gewußt hat. Es ist zwar leicht zu fühlen, daß die ursprüngliche Erzählung durch viele und zum Theil widersprechende und selbst alberne Zusätze getrübt ist; es mag auch gelingen, die Abschnitte der Begebenheiten aus den verbergenden Zutaten herauszufinden, und man wird ohne Verwegenheit annehmen dürfen, daß die zusammengehörigen Gruppen der Ereignisse ursprünglich in einzelnen Liedern gesungen wurden: aber diese einzelnen Lieder in ihrer echten Gestalt aus dem überlieferten Gedichte herauszuschälen, dünkt mich noch viel weniger möglich, als selbst Lachmann es vermocht hatte, die Nibelungenlieder aus der letzten Bearbeitung der Sammlung mit Sicherheit und im einzelnen überzeugend auszusondern.' Das war auch die Ansicht Lachmanns, der nach dem schon mehrmals angezogenen Vorlesungshefte (am 4. März 1840) über die Kudrun sagte: 'Glätte und Anmut würde das Gedicht besitzen, wenn wir es in seiner ursprünglichen Gestalt hätten. Es ist auch aus der Volkspoesie entstanden, aber die einzelnen Theile lassen sich nicht mehr scheiden und nicht mehr sagen, wie viel ein letzter Bearbeiter getan hat.' Müllenhoff hielt den Beweis für die Richtigkeit seines kritischen Verfahrens durch die Wirkung für erbracht, welche die durch ihn der Masse von 1705 Strophen abgewonnenen echten 414 auf einen gebildeten Leser machen sollten. Und in der That haben mehrere Übersetzer das von Müllenhoff hergestellte Gedicht zu Grunde gelegt, Hahn hat es für sich veröffentlicht, noch Scherer hat sogar

die Charakteristik des Gedichtes in seiner Litteraturgeschichte auf die durch Müllenhoff ausgelesenen Strophen gebaut. Doch nicht auf alle hat die Herstellung gleichermaßen gewirkt. Moriz Haupt schrieb darüber (bei Scherer S. 69): 'Ich bekenne, daß ich in Ihrer Gudrun (was Sie das echte Gedicht nennen) Vieles nicht einmal verstehe; ich meine hiermit nicht einzelne Strophen, deren Lesart verwerflich ist —, sondern Zusammenhang und Klarheit der Erzählung schwindet mir oft unter den Händen, und ich glaube, auch einem Leser des dreizehnten Jahrhunderts würde es so ergangen sein.' Auch Wilmanns fand sich (Vorrede zu seiner Entwicklung der Kudrundichtung S. VI) durch den Eindruck von Müllenhoffs echtem Epos nicht überzeugt. So wird es noch Vielen ergangen sein.

Das Vorbild für Müllenhoffs Untersuchung war Lachmanns Kritik der Nibelungen. Was wider diese eingewant werden durfte (vgl. oben S. 37 f.), kann auch gegen jene gelten, und zwar um so mehr, als die Verhältnisse bei der Kudrun um so vieles ungünstiger liegen. Ist die Kudrun überhaupt ein Volksepos? Der Beweis dafür ist, soweit ich sehe, niemals stringent erbracht worden. Daß der Stoff für einen Theil des Gedichtes einer uralten Seeheldensage entstammt, daß die Strophe mit der Nibelungenstrophe zusammenhängt, daß der Stil eine gewisse Verwantschaft mit dem der Nibelungen besitzt, das sind, glaube ich, die wichtigsten Gründe, welche für die Auffassung der Kudrun als eines Volksepos geltend gemacht wurden. Die Schönheit einzelner Abschnitte und Strophen mußte diesen unvollkommenen Beweis ergänzen, unter der Voraussetzung nämlich, daß sie eben nur dem Volksepos zugetraut werden könne. Von dieser Überzeugung gieng Müllenhoff aus, durch seine Kritik sah er sie bestätigt. In einem noch engeren Sinne als bei

Lachmann bildete für ihn das Ideal eines epischen Stiles den Maßstab für die Erkenntniß des Echten. Denn Müllenhoff verlangt von der Kudrun eine noch viel knappere, gedrängtere, ja springende Darstellung, als Lachmann von den Nibelungen. Er suchte die Vorstellung von dem Stile des Gedichtes nicht aus diesem selbst zu gewinnen, er trat schon mit einer festen, wol durch seine Beschäftigung mit den Dichtungen aus der nordischen Heldensage begrenzten, Ansicht an die Kritik heran. Daß der Dichter der ältesten Theile der Kudrun vielleicht selbst verworren und weitschweifig in seiner Darstellung war (vgl. Beer in Paul-Braunes Beitr. 14, 554), hätte Müllenhoff nie geglaubt, im Zusammenhalt mit seiner Auffassung des Volksepos wäre ihm eine solche Meinung höchst unangemessen vorgekommen. Auch die Theorie von dem Erwachsen des Volksepos aus ursprünglich einzeln vorgetragenen Liedern hat Müllenhoff von der Ilias und den Nibelungen auf die Kudrun übertragen, unerachtet dessen, daß es hier an den Zeugnissen für die Geschichte der Kudrunsage, für den Bestand des Gedichtes oder älterer Überlieferungen ebenso gänzlich gebricht, als sie bei den Nibelungen reichlich vorhanden sind. Die von ihm gefundenen symmetrisch geordneten Abschnitte setzen sogar noch den mündlichen Vortrag voraus, eine musikalisch gestützte Recitation, auf die aus der Überlieferung der Kudrun nichts schließen läßt. Die Macht des romantischen Ideales der altdeutschen Volksepik über die Gemüter war aber noch so groß, daß v. Ploennies in seiner Ausgabe der Kudrun (1853) nur ganz wenig von Müllenhoff abwich, Martin bei seinen vortrefflichen Editionen (1872. 1883) vollständig an der Echtheit der von Müllenhoff ausgeschiedenen Strophen festhielt. Bei der Kudrun ist es allerdings niemals unter-

nommen worden, die Kritik durch einen durchgreifenden Nachweis von Unterschieden in Sprache und Stil zwischen den echten und unechten Theilen zu unterstützen (was auch schwerlich zu brauchbaren Ergebnissen hätte führen können); die Parallele mit den Nibelungen bildet wol für die Forscher, die zu Müllenhoffs Auffassung sich bekennen, den Hauptgrund ihrer Zustimmung.

Bartsch stellt sich die Entstehung der Kudrun folgendermaßen vor (Einleitung zu seiner Ausgabe S. X): 'An der Küste der Nordsee wurde die Sage aus dem ursprünglichen, den deutschen und nordischen Stämmen gemeinsamen Kerne im Volksliede weiter entwickelt. Wandernde Sänger trugen sie nach dem inneren Deutschland, und so kam sie nach den entgegengesetzten Grenzen unseres Vaterlandes, aus dem Nordwesten nach dem Südosten, nach Österreich, um hier unter der Hand eines begabten Dichters am Ende des 12. Jahrhunderts zu einem umfassenden Epos gestaltet zu werden.' Wie das des Genaueren zugegangen ist, setzt Bartsch Germania 10, 84 auseinander, wo er die 'Assonanzen in der Cäsur' erklärt: 'Der Dichter des Ganzen, d. h. der erste ursprüngliche Dichter, hat ohne Zweifel mündliche oder schriftliche Quellen gehabt, die er, wir können nicht beurteilen wie frei, benutzt hat. Es waren Lieder, wie deren ältere Zeugnisse gedenken, Lieder ohne Zweifel dem 12. Jh. angehörend und in der freien Reimform dieser Zeit, die sich im eigentlichen Volksliede gewiß noch länger erhalten hat als in der Kunstdichtung. Die metrische Form dieser Lieder war, nach allem zu schließen, keine andere als die uralten Reimpaare von vier Hebungen, mögen dieselben nun in fortlaufender Folge gestanden haben oder, was mir wahrscheinlicher ist, in Strophen geteilt gewesen sein. Von diesen Vorlagen könnten die

freien Inreime herrühren; an manchen Stellen lassen sich, wenn man die zweite Vershälfte, die leicht Entbehrliches enthält, nicht berücksichtigt, Reimpaare herstellen.' Die Beispiele, die Bartsch dann von diesen Versbrocken mit ingeniöser Verwegenheit vorlegt, galten ihm offenbar als sehr bedeutsam. Heute braucht nicht mehr gesagt zu werden, daß diese ganze Theorie unbewiesen und zum guten Theil, wie ich meine, auch unbeweisbar ist. Bartsch bemerkt noch (Einleitung S. XVIII): 'Im Anfang des 13. Jahrhunderts unterzog sich ein österreichischer Dichter einer teilweisen Umarbeitung, die sich vorzugsweise auf die Einführung von Reimen erstreckte, indem schon das ursprüngliche Gedicht solche in reiner und ungenauer Form gehabt hatte. Von da an aber schweigt jede Kunde.' Die ästhetische Betrachtung des Gedichtes, die Bartsch (ebenda S. XI—XVII) vorträgt, in der alle Schwierigkeiten, Unebenheiten, Verschiedenheiten der behandelten Stoffe und der Behandlung übergangen werden, ist von Wilmanns (Vorrede S. VII) mit Recht scharf zurückgewiesen worden.

Wilhelm Wilmanns nun hat in seinem, schon öfters erwähnten Buche 'Die Entwicklung der Kudrundichtung' (1873) eine neue und eindringliche Untersuchung geführt, deren Ergebnisse er (Vorrede S. VII f.) in folgenden Sätzen zusammenfaßt: '1. An vielen Stellen sind die Strophen nicht so geordnet, wie sie ihr Dichter beabsichtigte. Es gab einen Bearbeiter der Kudrun, welcher zahlreiche Zusätze verfaßte, aber ohne genügend zu bezeichnen, wohin sie gehören, und ohne selbst die Abschrift des erweiterten Werkes zu revidieren. 2. Es muß wenigstens zwei Bearbeitungen der Kudrun in echten Kudrunstrophen gegeben haben. Viele Schwierigkeiten unserer Dichtung erklären sich nur durch die Annahme

einer Kontamination. 3. Der Inhalt der ursprünglichen Dichtung beruht auf einer Kontamination dreier Sagen, der von Hilde, Herwig und Kudrun. Wenn der Dichter selbst die Kontamination vorgenommen hat, so muß er notwendig von vorn herein den ganzen Plan entworfen und auszuführen beabsichtigt haben. 4. An eine Wiederherstellung der ursprünglichen Dichtung ist gar nicht zu denken. Was man als unechte Lieder ausgegeben hat, ergibt sich an vielen Stellen als eine Kompilation von Bestandteilen sehr verschiedenen Ursprunges.' Ich vermute, daß auch diese Resultate in der Erklärung mit inbegriffen sind (vgl. oben S. 41), die Wilmanns über sein jetziges Verhältniß zu seinen älteren kritischen Arbeiten abgegeben hat und daß er jetzt auch die von ihm auf die Kudrun angewante Methode und seine Art ihrer Durchführung nicht mehr für richtig hält. Ganz brauchen aber die vier Punkte seiner Ergebnisse meines Erachtens nicht aufgegeben zu werden. Eigentlich hat sich die Polemik wider sein Buch doch nur gegen die von Wilmanns ermittelten Reste ältester Dichtungen gekehrt. So tat Martin (Zeitschr. f. d. Philol. 15, 195—204), so ich in meiner Besprechung (Jenaer Litteraturzeitung 1877, S. 461—464). Ich versuchte damals zu zeigen, daß die von Wilmanns angenommenen Bedingungen der Entstehung des Gedichtes den uns bekannten Verhältnissen der litterarischen Produktion des Mittelalters nicht entsprächen, und daß auch er als Maßstab seiner Kritik ein Ideal des epischen Stiles gebrauche, das historisch nicht bewiesen sei und vielmehr den Ausdruck der Persönlichkeit des Forschers bilde. An Punkt 4 der Resultate von Wilmanns halte ich heute fest: die Ermittelung eines echten alten Gedichtes aus dem uns überlieferten Bestande der Kudrun scheint mir unmöglich. Und Punkt 1 hat vieles Wahr-

scheinliche für mich: wie sich die teils von Wilmanns hergestellten, teils von Symons vorgeschlagenen Strophenordnungen in dessen Ausgabe lesen, scheinen mir manche davon so erheblich besser als das Überlieferte, daß ich an ihre Ursprünglichkeit glaube. Freilich verkenne ich nicht, daß die Erklärung für diese Verschiebungen von Strophen in der Handschrift noch aussteht und daß einzelne davon, wenn man sich die notwendige Entwicklung genau und real vorstellt, gar zu verwickelten Bedingungen unterworfen sind. — Friedrich Neumann sucht in einer Abhandlung 'Über die Entwickelung der Kudrundichtung' (Programm des Sophiengymnasiums zu Berlin 1888) die Widersprüche innerhalb der Kudrun zu erklären, indem er teils Kontamination der Sagen vor den Dichtungen annimmt, teils zwei selbständige Dichtungen, die sich mittelst der Arbeit eines Kontaminators durchdrungen haben. Diese gescheute Untersuchung läßt, wie ich denke, doch allzu fern gelegene Fassungen der Sage wie die Shetländische Ballade auf die Vorgeschichte des deutschen Gedichtes einwirken. Die Konstruktionen alter Sagen, von Punkten aus vorgenommen, die doch fast zufällig angesetzt werden, sind mir zu verwegen und deßgleichen die Veränderungen, welche in der Überlieferung angenommen werden müssen, um doch schließlich nur in sich haltlose Bruchstücke zu ergeben. Das sind ja alles Möglichkeiten, klug erdachte Möglichkeiten; wie sollen sie nur wahrscheinlich werden? Interpolatoren kennen wir allerorts in der Geschichte der altdeutschen Poesie, weßhalb sollte es bei der Kudrun nicht helfen dürfen, durch ihre Mitwirkung den heutigen Zustand des Gedichtes zu erklären? In der Aufdeckung einzelner Inkongruenzen ist Neumann bisweilen recht glücklich, auch hat er gewiß Recht, wenn er im § 14 (S. 21) darauf

hinweist, daß man keineswegs einem Bearbeiter, der verschiedentlich Unvereinbares stehen läßt, anderwärts mühsam gesuchte Übergänge zuschreiben dürfe. Aber sein Bau hat doch zu wenig Stützen in der tatsächlichen Überlieferung. Von dieser wird doch immer wider ausgegangen werden müssen. Von der Kudrundichtung wissen wir ja gar nichts, als was uns das Gedicht selbst sagt; es bleibt uns nichts übrig, als dieses stets von Neuem zu befragen.

Den methodisch richtigen Weg hat B. Symons in seiner vorsichtigen und förderlichen Untersuchung 'Zur Kudrun' (Paul-Braune, Beiträge 9, 1—100) beschritten. Er hat zunächst die Verteilung der Nibelungenstrophen und der Strophen mit Cäsurreimen über das ganze Gedicht hin tabellarisch festgestellt. Da hat sich ergeben, daß die Nibelungenstrophen in den ersten Partien des Gedichtes weitaus am häufigsten sind, in den Hauptteilen recht selten und nur gelegentlich sporadisch hervorbrechen. Die Strophen mit Cäsurreimen sind auch nicht gleich verteilt, ihre Hauptmasse findet sich von 451 (wo sie ganz plötzlich einsetzen) bis 1200. Die Nibelungenstrophen hält Symons für jüngere Zusätze eines Interpolators, sie sind auszuscheiden. Er gelangt zu diesem Ergebnisse, indem er zunächst gemeinsame Eigentümlichkeiten der Nibelungenstrophen in Bezug auf Metrum, Sprache und Stil aufzählt; ich kann nicht zugeben, daß dieser Nachweis gelungen ist, das Material scheint mir viel zu dürftig, die einzelnen Ansätze zweifelhaft und Einwänden zugänglich. Dann versucht er eine große Anzahl dieser Strophen als unpassend und entbehrlich zu erweisen, und das ist ihm in einer ziemlichen Reihe von Fällen gelungen. Über das Verhältniß der Nibelungenstrophen zu denen mit Cäsurreimen spricht sich Symons

S. 7 aus: 'Die Tabelle beweist aber noch etwas Weiteres. Vorausgesetzt, daß die Nibelungenstrophen und Cäsurreime beide von einem Interpolator oder Bearbeiter herrühren, so kann keinesfalls eine und dieselbe Hand beide Thätigkeiten vollführt haben. Die Nibelungenstrophen entbehren im ganzen des Cäsurreimes. Wo sich Nibelungenstrophen in den stark mit Cäsurreimen geschmückten Theilen des Gedichtes finden, stehen die mit Cäsurreim im proportionierten Verhältniß zu den echten Kudrunstrophen mit Cäsurreim. Es müssen also die Nibelungenstrophen bereits im Gedichte gewesen sein, bevor die Cäsurreime hineinkamen, denn sie können weder gleichzeitig noch jünger sein. Im ersteren Falle müßten wir mehr Nibelungenstrophen mit Cäsurreimen erwarten, im letzteren gar keine oder doch noch weniger.' Diese Argumentation ist vielleicht richtig, nicht aber ihre Voraussetzung, nämlich die genauen Proportionen zwischen Nibelungenstrophen mit Cäsurreimen und Kudrunstrophen mit Cäsurreimen. Während des Wintersemesters 1893/94 habe ich in meinem Seminar mit den Zuhörern diese Verhältnisse genau durchgerechnet und gefunden (es handelt sich mehrfach dabei um sehr kleine Zahlen), daß diese von Symons angenommene Proportion nicht vorhanden ist; damit entfallen auch die darauf gebauten Schlüsse. In einem folgenden Abschnitt sucht Symons die Frage zu lösen, in wie weit überhaupt Cäsurreime als ein Kennzeichen des späteren Ursprunges der Strophen verwertet werden dürfen. Er umschreibt zuerst genauer den Begriff der Cäsurreime und faßt ihn meines Erachtens mit Recht ziemlich weit, denn wo man noch den Endreim als solchen anerkannte, dort hat man sicher an die Genauigkeit des Cäsurreimes geringere Anforderungen gestellt. Ferner prüft er die Unterschiede zwischen der

Sprache in den Cäsurreimen, d. h. den da gebrauchten Wortformen und den sonst vorkommenden, sowie zwischen dem Wortschatze der Cäsurreime und dem des Gedichtes. Die Ergebnisse scheinen mir recht wenig zu bedeuten; bei der Überprüfung des Wortschatzes wird nicht beachtet, daß sicher eine ganze Anzahl von Worten (und auch von Formen) an die Stellung in der Cäsur gebunden ist. Dagegen messe ich den Darlegungen von Symons besonderen Wert bei, in denen er die Stellen der Überlieferung prüft, wo tatsächliche Spuren der Versuche, Cäsurreime in die Strophen einzutragen, vorhanden, die Versuche aber mißlungen sind. Diese Beobachtungen scheinen mir wichtig und aufklärend. So kann ich auch unbedenklich dem Ergebnisse dieser Betrachtung von Symons (S. 48) zustimmen: 'Der Cäsurreim darf niemals an sich als Kennzeichen des jüngeren Ursprungs der Strophe gelten, in welcher er begegnet.' Weiterhin prüft Symons die Kriterien für die Unterscheidung älterer und jüngerer Strophen. Dabei sagt er über die inneren Gründe dafür (S. 55): '— sie lassen sich, wie sie gewöhnlich geltend gemacht werden, im allgemeinen unter zwei große Kategorien bringen: Widersprüche und Unverträglichkeiten einerseits, Verschiedenheiten des Tons und nutzlose Weitschweifigkeit andererseits.' Symons ist sich selbst ganz klar darüber, wie wenig Sicherheit beide Gruppen von Kriterien gewähren. Von der zweiten weiß er (S. 56): 'die Schwierigkeit liegt, wie man längst geltend gemacht hat, in der Thatsache, daß die Gestalt der älteren Volksdichtung, von welcher alle kritischen Versuche ausgehen, eine hypothetische, nicht wirklich überlieferte ist.' Die erste Gruppe scheint ihm 'in noch viel höherem Maße die äußerste Vorsicht notwendig zu machen.' Gewiß, denn wir sind nicht darüber unter-

richtet, wie viel von den Widersprüchen und Unebenheiten in der Sage (die freilich kein abstraktes Wesen für sich bildet, sondern nur in der Gestalt von Dichtungen uns faßbar ist) schon vorkam, die neuerlich bearbeitet werden sollte. Wer sagt uns überdieß noch, was an Widersprüchen der Verfasser einer Dichtung ertrug? Der Maßstab dafür kann doch in alter Zeit anders beschaffen gewesen sein als heute, hat man ja doch damals auf einheitliche Wirkung zunächst gar nicht gerechnet: das Werk war in Theilen vorgetragen oder gelesen, da ist ein so straffer und ausgeglichener Zusammenhang, wie die Ästhetik der Gegenwart ihn begehrt, schwerlich gefordert worden. —

Es scheint aber nun an der Zeit, sich mit der Frage zu beschäftigen, ob die von mir vorgelegten Beobachtungen über die Stellen christlichen Inhaltes in der Kudrun irgend welche Bedeutung für das Problem von der Entstehung des Gedichtes besitzen, und inwiefern? Ehe die Antwort darauf festgestellt werden kann, halte ich es jedoch für nötig, noch eine Vorfrage zu beantworten: Wie alt ist die Kudrun? Selbst das läßt sich nicht einfach und bestimmt entscheiden: einmal fordert es so viele Angaben als wir Stücke verschiedenen Ursprunges in dem Gedicht unterscheiden, das Ganze, wie es uns vorliegt, mag dann noch besonders datiert werden; ferner wird es ziemlich schwierig sein, sichere Jahreszahlen als Grenzen auch nur für die Abfassung der ältesten Theile des Gedichtes zu finden. Ich wundere mich über die rasche Leichtigkeit, mit der man 1210 oder irgend ein anderes Datum meinte festlegen zu können, und fürchte, daß man sich dabei hauptsächlich von der Vorstellung einer näheren inneren Verwantschaft zwischen Nibelungen und Kudrun hat beeinflußen lassen,

die ich für trugvoll halte. Meiner Ansicht nach sollten wir uns fürs erste damit begnügen, den relativen Zeitabstand zwischen beiden Gedichten ungefähr zu bestimmen: er ist, wie ich glaube, erheblich größer, als man gemeinhin annimmt.

Man setzt in der Regel die Entstehung der Kudrunstrophe in die unmittelbare Nähe der Nibelungenstrophe, die man um 1190 oder die letzten Jahrzehnte davor aufkommen läßt. Das mag richtig sein, ist aber nicht notwendig. Die Kudrunstrophe gehört jedesfalls zu jener großen Gruppe von Strophen, die zuerst in der Lyrik verwendet, dann ins Epos übertragen wurden (vgl. oben S. 50 f.) und mit 1170 etwa bekannt werden. Manche davon stehen in der That nicht weit von den Nibelungen ab, andere (z. B. die Rabenschlachtstrophe u. s. w.) finden sich erst in viel späteren Gedichten gebraucht. Für die Abfassungszeit der Kudrun kann aus der Beziehung ihrer Strophe zur Nibelungenstrophe unmittelbar nichts geschlossen werden; die Strophe kann lange bestanden haben, bevor sie von dem Kudrundichter angewendet wurde, der Zwischenraum ist nicht abzustecken. Deßhalb ist auch der *terminus ad quem* von sehr geringem Werte, den man in der Titurelstrophe Wolframs von Eschenbach zu gewinnen meinte. Auch wenn es nachzuweisen wäre, daß die Titurelstrophe der Kudrunstrophe nachgebildet ist, wäre damit nicht geholfen, denn es braucht ja Wolfram die Strophe nicht aus dem Epos Kudrun kennen gelernt zu haben.

In diesem selbst wird die Strophe nicht in ihrer reinen Gestalt allein verwendet. In vielen Fällen sind die Cäsuren teils in den beiden ersten, theils in den beiden zweiten Versen der Strophe, teils ganz durchgereimt. Sehr lehrreich sind die von Symons (S. 38 ff.)

erörterten Fälle. Es ist leicht zu sehen, daß solche Einschaltungen, um Cäsurreime anzubringen, nur auf schriftlichem Wege bewerkstelligt werden konnten, ohne daß die Hebungen gezählt wurden, nicht mehr fürs Ohr. Somit leitet unsere Überlieferung, die Ambraser Handschrift, uns durch diese erhalten gebliebenen Versuche bis auf den Zustand des Gedichtes zurück, wo die Strophen noch mit Cäsurreimen ausgestattet wurden. Es ist sehr möglich, daß dieser Zustand mit der Vorlage aus dem Anfange des 14. Jhs. zusammenfällt, die O. v. Zingerle aus graphischen Merkmalen rekonstruierte. Aber noch mehr. Die Einfügung von Cäsurreimen ist überhaupt erst dann möglich, wenn das musikalische Gefüge der Strophe nicht mehr in seiner Ursprünglichkeit empfunden wurde. Durch die Cäsurreime treten schwere Accente an Stellen, die nicht dafür berechnet waren, als die Strophe gebildet wurde, während andererseits das Gewicht der Endreime vermindert wird. Der recitierende Vortrag der Strophe mußte bereits zurückgetreten sein, als dieß geschah. Ich will nicht gerade behaupten, daß die Cäsurreime an sich schon für die schriftliche Aufzeichnung allein bestimmt sind, sehr weit dahin ist es aber keinesfalls mehr. Durch die Cäsurreime verwandelt sich die Strophe in eine Gruppe von Kurzversen, die nur durch die Kreuzung der Reime von den höfischen Reimpaaren sich unterscheiden, der Technik also der höfischen Epen sich annähern. Als ein ähnliches Symptom fasse ich das Eindringen zweisilbiger Worte mit kurzer Pänultima in die Cäsuren auf (Bartsch, Germania 10, 74; Martin, Einl. S. XII; Symons S. 89). Will man sie noch als ein Zeichen vorschreitender Dehnung der kurzen Wurzelsilbe ansehen, so sind sie doch jedesfalls nur fürs Auge berechnet und nicht mehr für ein

feinfühliges Ohr. — Können ferner Nibelungenstrophen unter die Kudrunstrophen eingemengt werden, solange der Dichter die Strophe noch hört oder für das Gehör bildet? Die starke Nachahmung der Nibelungen in der Kudrun läßt vermuten, daß manche Nibelungenstrophen ganz unwillkürlich dem Dichter in den Sinn gekommen sein werden, der so sehr unter dem stilistischen Einflusse des Vorbildes stand. Aber doch nur bei schriftlicher Arbeit konnte das geschehen, ohne daß er es merkte oder ohne daß er dem Unterschiede Bedeutung beimaß. — Lassen sich nun diese Wahrnehmungen mit der Annahme, die Kudrun sei ganz kurze Zeit nach den Nibelungen, sei um 1210 verfaßt, irgend vereinbaren?

Sprache und Stil des Gedichtes gestatten gleichfalls kaum, es neben die Nibelungen zu stellen. So fällt beim ersten Lesen der Kudrun auf, wie viel verwickelter und verschobener der Satzbau ist als in den Nibelungen. Besonders in den Reden sind Perioden nicht selten, die aus einem Hauptsatze und zwei Nebensätzen in verschiedener Stellung bestehen. Ziemlich schwierige Konstruktionen werden gebraucht, nicht immer mit Geschick, Unklarheiten entstehen bisweilen; jedesfalls sind die Mittel der Satzverbindung gegen die Nibelungen sehr vervielfältigt. In derselben Weise unterscheiden sich die beiden Epen, wenn man ihren Stil genauer untersucht. Die Kudrun weist eine große Mannigfaltigkeit der Ausdrücke und Wendungen auf (vgl. oben S. 129), ihr gegenüber erscheinen die Nibelungen einfach und noch in einer gewissen Starrheit befangen. Alles ist weicher, voller, üppiger in der Kudrun.

Litterarische Reminiscenzen sind in der Kudrun nur wenige vorhanden und es geht kaum an, sie bestimmt anzuknüpfen. Dem Bekannten füge ich einiges

vermutete hinzu. Der kleine Hagen ist zu sieben Jahren herangewachsen, es heißt von ihm 24, 2 f.: *man sach ez dicke recken ûf ir handen trageu. im leidet bî den vrouwen und liebte bî den mannen;* und im Zusammenhange damit 25, 1 ff.: *swâ daz kint diu wâfen ûf dem hove sach (der mohte ez bekennen), dicke daz beschach, daz ez ze kleidern gerte helm unde ringe* — kann dabei an den jungen Achilleus auf Skyros gedacht worden sein? Vgl. Biterolf 2144 f. — 268 wird bei der Ausrüstung der Schiffe, auf denen Hetels Boten nach Hilde fahren sollen, gesagt: *wer mac uns daz gelouben, daz man ûz silber guot hiez die anker würken?* Hängt diese Angabe vielleicht mit dem silbernen Anker zusammen an goldenem Seil, den Gahmuret in seinem pseudonymen Wappen führt, als er auf Thaten auszieht, Parz. 14, 27: *hermîn* (die heraldische Widergabe von Silber) *anker drûf genæt, guldînin seil dran gedræt?* Vgl. Parz. 18, 5 ff. 70, 21 ff. 71, 3. Dieses selbe Wappen nimmt zu demselben Zwecke, der Pseudonymität, ein steirischer Stubenberger an, als er knapp nach der Vollendung von Wolframs Parzival ins heilige Land zieht, wie Herr Alfred von Siegenfeld gefunden hat und demnächst nachweisen wird. Hier sind die Ankerseile aus Seide 266, 1 wie 1108, 1, wo die Anker aus Glockenspeise gemacht und das Metall *mit spanischem messe gebunden,* d. h. nach dem technischen Ausdrucke, vermischt ist. — Die Berufung auf eine schriftliche Quelle ist sehr auffällig, wie sie 505, 1 stattfindet: *ez was ein michel wunder, als diu buoch uns kunt tuont, wie starc Hagene wære, daz vor im ie gestuont der Hegelinge herre.* Martin bemerkt mit Recht, daß etwas derartiges in den Nibelungen nicht vorkommt, und verweist auf *daz mære,* das 288, 4 sich findet, vgl. 22, 4. 197, 4 (617, 4). Ich lege dieser Berufung kein besonderes Gewicht bei und glaube

nicht, daß man sie als ein Zeugniß für die Entstehung des Gedichtes verwerten kann; aber als Formel ist sie, ebenso wie die Erwähnungen des *mære,* für den späteren Stil der Kudrun bezeichnend. — 1377, 4: *dô sprach einiu drunder 'der vert lachte, den lât hiure weinen';* vgl. Proverb. 14, 13. Luc. 6, 25. Jacob. 4, 9 und mein Buch 'Über Hartm. v. Aue', S. 135 f. — 1554, 3: — *die alle gîsel hiezen und wâren dô gevangen, si gewunnen bi ir vînden sider manegen tac vil langen;* vgl. Österr. Reimchr. ed. Seemüller 9971 f. Als Kudrun und Hilde sich widersehen, heißt es 1576, 1: *'daz ist iuwer tohter' sprach Irolt der degen. dô gienc si ir dar nâher. wer möhte in widerwegen mit guote diese vreude, die si dô gewunnen?* Hat auf diese Worte die predigtmäßige Vorstellung aus der Parabel vom verlorenen Sohne (Luc. 15, 11—32) eingewirkt? — 1650, 2: *ir ietwederz dem andern daz golt stiez an die hant,* vgl. F. Hofmann, Über der Verlobungs- und Trauring, bes. S. 849 ff. — 1671, 1: *der varnden kunst muoste schînen den tac. swaz iegelicher kunde, wie gerne er des phlac!* Unterscheidet sich das nicht sehr von den Formeln der Nibelungen? — 1692, 4: *ich wæn nâch arbeite got vil manegen dâ beriet;* (vgl. 48, 3 f.) eine Einschaltung von so subjektiver Farbe ist dem älteren Epos doch nicht eigen.

Diese Kleinigkeiten kommen aber gar nicht in Betracht neben den Ergebnissen der Abhandlung von Emil Kettner: Der Einfluß des Nibelungenliedes auf die Kudrun, Zeitschr. f. d. Philol. 23, 145—217. Ich habe diese vortreffliche Arbeit mehrmals genau durchgenommen, weil ich mich von dem Gewichte der Übereinstimmung zwischen den Stellen beider Epen selbst überzeugen wollte: ein in solchen Beobachtungen wolgeübter Forscher wie Kettner mochte leicht zu viel gesehen haben, dachte ich. Das ist aber durchaus nicht so, die überraschende Masse

der von ihm vorgelegten Parallelstellen schließt den Zufall völlig aus, ja sie läßt sich durch bloße Kenntniß der Nibelungen nicht erklären. Die Stellen befassen nämlich (vgl. Kettner S. 202) eine ganze Skala von Arten der Übereinstimmung. Sie beginnt mit einzelnen Ausdrücken, schreitet fort zu ganzen Wendungen, Gruppen von Worten, dehnt sich dann auf volle Sätze aus und erhebt sich zur Gleichheit von Vorgängen, Handlungen und Motiven, die dann durch das Zusammentreffen von Namen und Umständen gestützt werden. Die Sache steht demnach so, daß in der Kudrun die Nibelungen nicht bloß dem Stile nach als Muster benutzt wurden, sondern daß die Technik der dichterischen Arbeit (sogar teilweise der Erfindung) des jüngeren Epos dem älteren nachgebildet wurde. Kettner hat vollkommen Recht, wenn er (S. 203) diese 'Erscheinung als einzig in unserer klassischen Epik dastehend' bezeichnet. Daß nun die verschiedenen Klassen von Übereinstimmungen sich hauptsächlich über diejenigen Theile der Kudrun erstrecken, 'welche (Kettner S. 202 f.) typische Vorgänge beschreiben, also Bericht geben über Prinzenerziehung, Feste, Empfang, Abschied, Botschaft, Werbung, Schenken, Kampf', das nimmt ihnen gar nichts von ihrer Bedeutung; im Gegenteile, es kann gar nicht anders sein. Denn die Abschnitte zweier Gedichte, die gänzlich verschiedene Situationen behandeln, fordern auch verschiedene Stilmittel. Trotzdem finden sich auch in der Kudrun sehr merkwürdige Übertragungen von Ausdrücken und Phrasen aus Stellen der Nibelungen, die mit denen der Kudrun wenig Ähnlichkeit haben. Die vorhandenen Übereinstimmungen betreffen nun ohne irgend merklichen Unterschied alle Theile der Kudrun, solche die Müllenhoff als echt und Wilmanns als den alten Dich-

tungen angehörig bezeichnet hat, ebenso wie solche, die diesen Forschern als unecht und jünger gelten. Ich wüsste nicht, wie dieser Sachverhalt anders erklärt werden könnte, als durch die Annahme Kettners (S. 203), 'daß im wesentlichen nur ein Bearbeiter diese Fülle von sprachlichem und sachlichem Material aus dem Nibelungenliede in die Kudrun übertragen habe.' Damit ist aber auch die Möglichkeit, aus dieser Bearbeitung einen unangetasteten Bestand von alter Dichtung auszuscheiden, in eine ziemlich aussichtslose Ferne gerückt. Freilich bezeichnet Kettner selbst (S. 203) sechs Gruppen von Strophen der Kudrun, in denen sich keine Parallelen zu den Nibelungen finden, und er scheint der Ansicht zu sein (S. 206), daß diese 'verhältnißmäßig ursprünglichen' Gruppen zu Ausgangspunkten der höheren Kritik genommen werden könnten. Das glaube ich nicht, denn sie sind viel zu klein, als daß sich etwas Rechtes mit ihnen anfangen ließe; weiters betreffen sie nur zum geringsten Theile die wirklich bedeutsamen und charakteristischen Szenen der Kudrun. Eine höhere Kritik also, die sich auf sie stützte, fände den Weg sehr bald versperrt und geriete schnell an solche Stellen, die wegen ihrer Nachahmung der Nibelungen als Eigentum des Bearbeiters anerkannt werden müßten. Noch in einem anderen Punkte vermag ich Kettner nicht zuzustimmen. Er sucht sich das Verfahren des Bearbeiters vorzustellen, der 'eine Kudrundichtung vor sich hatte, die weit kürzer, vielleicht halb so lang als die uns überlieferte war' (S. 204), und meint, er sei so vorgegangen (S. 205): 'Er arbeitete, indem das Nibelungenlied aufgeschlagen vor ihm lag. Gut orientiert in demselben, fand er mit Leichtigkeit die Darstellungen aller solcher Gegenstände und Vorgänge auf, wie sie ihm die Kudrun

selbst schon bot oder auf die sie ihn führte.' In den nächsten Sätzen erläutert Kettner seine Vorstellung und gibt auch zu, daß dem Bearbeiter der Kudrun 'einzelne Stellen ins Gedächtniß kamen, die er aufnahm, ohne sich jedesmal ihrer Herkunft bewusst zu sein.' Ich glaube nun, daß wir mit der Annahme überhaupt nicht rechnen dürfen, der Bearbeiter der Kudrun habe den vor ihm liegenden Text der Nibelungen einfach aus- oder nachgeschrieben (vgl. auch Piper, Einl. S. LVIII. LXII). Eine solche Unfreiheit des Arbeitens, das doch immerhin noch als ein dichterisches angesehen werden muß, ist uns nirgend her bezeugt und paßt am allerwenigsten zu den litterarischen Zuständen des deutschen Mittelalters, in dem sonst die Beispiele so selten nicht sind, daß ein Poet ein geschätztes Vorbild auf die Sprache und den Stil seines Werkes Einfluß nehmen läßt (man denke an die 'Schulen' Hartmanns, Wolframs, Gottfrieds, an die Beziehungen zwischen einzelnen Gedichten: Grazer Marienleben und Mai und Beaflor, Walther von Rheinau und das Passional u. dgl. mehr). Es scheint mir nicht allzuschwierig, das durch Kettner ermittelte Verhältniß der Kudrun zu den Nibelungen auf andere Weise zu erklären. Der Bearbeiter der Kudrun war in ausgezeichneter Weise mit dem Texte der Nibelungen vertraut, er kannte ihn *by heart*, auswendig. Allerwärts, wo irgend eine Ähnlichkeit zwischen der Lage in der Kudrun und der in den Nibelungen vorkam, verfiel er bei der Gestaltung seines Werkes unwillkürlich auf die Darstellung des hochgehaltenen Musters, ihm schwirrten die Nibelungenverse im Ohr und drängten sich von selbst in die eigenen Strophen; es bedurfte auch nur der geringsten ideellen oder äußeren Verknüpfung der Gegenstände oder Redensarten, um sogleich die Ausdrucksweise der Nibelungen

in die Kudrun einzuführen. Solche Vertrautheit mit dem Texte der Nibelungen ist ja an sich nichts Wunderbares: was heute gelegentlich vorkommen kann, das darf jener gedächnißstärkeren Zeit unbedenklich zugemutet werden. Leichter fiele es uns jedesfalls, wenn wir annehmen dürften, der Dichter der Kudrun sei Recitator von Beruf, ein besserer Spielmann, also von jener Art gewesen, die nach der bekannten Stelle des Marner die Lust der Hörer nach Dichtungen aus der Heldensage zu befriedigen hatte. Beides, die Aufgabe, ein älteres Gedicht Kudrun umzuarbeiten und die ungemeine Kenntniß der Nibelungen, fände sich bei einer Persönlichkeit dieses Schlages sehr wol verbunden. Freilich wird sich unter diesen Umständen die Frage schwerlich umgehen lassen: war dieser Mann noch ein Bearbeiter im engeren Sinne des Wortes? Er der mit dem stilistischen Apparate seines Vorbildes, der Nibelungen, das ganze Epos Kudrun durchdrang — ist er nicht eben der Dichter der Kudrun zu nennen? Ich ziehe es vor, auf diese Frage jetzt noch nicht zu antworten. Darauf aber will ich hinweisen, daß die hier dargelegten Annahmen und die durch Kettner festgestellten Thatsachen, auf denen sie beruhen, nur unter der Voraussetzung zu verstehen sind, wenn der zeitliche Abstand zwischen Nibelungen und Kudrun größer ist, als man heute glaubt. Bis eine Dichtung so unbedingte Autorität gewinnt, wie sie die Nibelungen für den Bearbeiter der Kudrun besitzen, da muß doch eine gewisse Zeit verflossen sein, zumal in der Kudrun sich ja, gemäß den Beobachtungen Kettners, nicht etwa nur die Kenntniß einzelner Lieder und Abschnitte, sondern die des ganzen Nibelungenliedes zeigt. Das mindeste Zeitmaß, das mir dafür notwendig scheint, beträgt wol ein Menschenalter. Darum

billige ich auch nicht die Ansicht Kettners (S. 205), der Umdichter der Kudrun sei zu seiner Arbeit durch den Wunsch veranlaßt worden, 'dem Nibelungenliede etwas ganz entsprechendes an die Seite zu stellen.' Dieser Gedanke entstammt den herkömmlichen Vorstellungen über das Nachbarverhältniß von Nibelungen und Kudrun, die ich nicht für berechtigt halte. Aber gleichviel, auch die Resultate Kettners führen uns zu dem Schlusse, daß der Ursprung der uns überlieferten Kudrundichtung später anzusetzen ist, als die jetzt herrschende Ansicht zugibt.

Wir dürfen nunmehr wol auch zu den Beobachtungen über das Christentum in der Kudrun zurückkehren. Als ich sie angestellt hatte und überschaute, gewann ich zuerst den Eindruck, als ob die Kudrun erheblich weniger von christlichen Vorstellungen aufgenommen und ausgesprochen hätte als die Nibelungen. Dieser Eindruck war falsch, denn zählt man die Stellen dieses Inhaltes in beiden Gedichten (was natürlich nur in Bausch und Bogen geschehen kann; vgl. die ähnlichen Berechnungen in meinem Buche Über Hartm. v. Aue S. 46 f.) und setzt den Umfang der Epen dazu in Proportion (Nib. 2316, Kudrun 1705 Strophen), so weist die Kudrun 146 gegen die 173 der Nibelungen auf; 127 müßte sie haben, wofern das Verhältniß beider Gedichte ganz gleich stünde. Das ist nur ein sehr grobes Ergebniß, welches vielleicht recht wenig bedeutet, mindestens jedoch, daß die Intensität der religiösen Färbung in der Kudrun hinter jener der Nibelungen nicht zurückbleibt. Mein erster Eindruck war aber nicht ganz unbegründet gewesen, sondern beruhte darauf, daß die gewöhnlichen Redeformeln christlichen Verkehres (in meinen Verzeichnissen die Punkte *a—i*) in der Kudrun viel weniger oft gebraucht werden als in den Nibelungen,

wie man sich leicht überzeugen kann. Dagegen zeigt sich in der Kudrun bei den letzten meiner Formelgruppen eine Zunahme an der Zahl und besonders größere Reichlichkeit der Ausführung (z. B. die Verkündigung der Botschaft, die Klosterstiftung). Ich rechne die Stellen, in denen Kreuzfahrer und Pilgerzüge erwähnt werden, nicht strenge hierher, aber daß sie für die überlieferte Fassung der Kudrun zu der Zeit der letzten Kreuzzüge hinleiten, das ist eine Ansicht, deren ich mich nicht erwehren kann. —

Von einer ganz anderen Seite her gelangen wir zu einem ähnlichen Ergebniß. Für ein Volksepos enthält die Kudrun doch ganz merkwürdig viele Züge märchenhafter Überlieferung, die ihr kaum anders als durch die Kreuzzüge vermittelt sein kann. Im Allgemeinen darf ich darüber auf Beer's schon mehrmals citierte Abhandlung 'Zur Hildesage' verweisen, an Einiges mag hier noch kurz erinnert werden. Da ist einmal das Greifenmärchen 55 ff., nicht bloß Hagen, auch die drei Jungfrauen (119, 2. 122, 3) sind von Greifen entführt worden. Die Art und Weise, wie Hagen den Greifen tötet, ist seltsam:

93 *In sînen siten tumben grimme er was genuoc.*
dem grîfen einen vetech er von der ahsel sluoc
und verhoute an einem beine in starke unde sêre,
daz er getragen mohte von der stat sînen lîp niht mêre.

So werden gewöhnlich die Riesen im höfischen und im Spielmannsepos erschlagen, für einen Vogel ist die Todesart wunderlich (vgl. S. 113). Hagen ist übrigens stark wie 12 Männer 106, 1, wie 26 Männer 254, 3; Martin hat in der Anmerkung zur ersten Stelle (dann Zeitschr. f. d. Philol. 15, 208) schon auf die Dichtungen verwiesen, in denen dieser märchenhafte Zug noch vorkommt. — 109, 3 geraten die Leute des Grafen von Garadê an den Strand des

Greifenlandes: *daz schif begunde krachen. die bî in vuoren nâhen, sî vorhten wildiu merkint, dô si die vrouwen an dem stade sâhen;* sie können dabei kaum an etwas anderes als an die Sirenen gedacht haben. Vgl. 112, 2: *ê er diu mære ervüere, diu wîle dûhte in lanc, ob ez schrawaz wæren oder wildiu merwunder. er gesach nie mêre bî sînen zîten sô hêrlîchiu kunder;* 115, 4: *swie si sich ê versæhen, daz si wæren wilde und ungehiure.* — Die Erkennungsszene zwischen Hagen und seinen Eltern 142 ff. ist ganz märchenhaft. — 492, 2: *und wære ein berc golt* — ist ein Märchenzug, vgl. Martin zur Stelle und Zeitschr. f. d. Philol. 15, 212. — Dahin rechne ich auch 529, 3: *daz Wate arzât wære von einem wilden wîbe,* vgl. 530. 540. — Natürlich gehören dazu auch die Seeabenteuer 1125—1140 *(wazzermære* 1128, 3). Wie Irolt 1144, 1 ff. im Walde auf den höchsten Baum steigt, um auszuschauen und einen Weg zu finden, das ist auch ein Zug aus Märchen von Verirrten.

Unbedenklich darf man zu den Zeichen späteren Ursprunges des Gedichtes auch das doch unverhältnißmäßig zahlreiche (man denke an die Nibelungen) Vorkommen fremder Ortsnamen rechnen. Sie stammen teilweise aus den romanischen Sprachen: *Galeis, Galizenlant, Garade (Garadie, Garadine* und mit *K* anlautend — irisch?), *Givers, Kampalie, Kampatille, Kassiane, Matelanc, Portegale, Waleis.* Zum Theile gehören sie wol dem Orient an: *Abakie (Abakine), Abalie, Alzabe, Amile, Arabe (Arabie), Baljan* (ist der Name eines vornehmen Pullanen — Baljan von Ibelin —, der am Ende des 12. Jhs. im h. Lande sehr einflußreich war, 1186 Jerusalem gegen Saladin verteidigte und 1187 übergab, vgl. Wilken, Gesch. d. Kreuzz. 3, 2, 300 ff.), *Gustrate, Ikaria* (wol die Insel im ägäischen Meer), *India.* Auch die Normandie wird durch Namen mit fremden Endungen bezeichnet: *Normandie, Normandi,*

Ormanîe, Ormandîe, Ormandîn, Ormanîn, Ormanîne. D
Verschiedenheit der gebrauchten Namensformen erinne
an die mannigfachen Mißbildungen, die deutsche Pilg
in den Beschreibungen ihrer Reisen den italienisch
und syrischen Namen angedeihen ließen. Wenn m
übrigens sieht, daß die von Dänemark 221 f. mit Po
tugal kämpfen, dann schätzt man die geographisc
Kenntniß der jetzigen Gestalt der Kudrun doch rec
niedrig ein.

Dahin wird man auch einbeziehen dürfen, was v
den Zuständen der ritterlichen Gesellschaft in das G
dicht eingegangen ist, unvergleichlich mehr als bei d
Nibelungen. Nur Einiges sei erwähnt. Die Aufzählu
kostbarer Kleiderstoffe wird man freilich nicht wicht
nehmen, sie findet sich in den Anfängen des höfischen Ep
und ist auch schon in die Nibelungen eingedrungen: 3
phelle, sigelâte, purpur, baldekîn, sabene; diese werden no
später einigemale genannt, als sie von Kudrun und Hil
burg am Strande gewaschen werden. Die *rocke ûz Ca*
palîe 332, 2 sind wol nur aus dem leichten Wollst
camelin oder *camelot* (Alwin Schultz, Höf. Leben 2, 267
vgl. Du Cange 2, 58 *Campania.* Das goldene Netz n
Edelsteinen 1683 f. wird wol aus der späteren höfisch
Epik stammen (vgl. Strickers Daniel von Blumentha
Die Schilderungen höfischer Kleiderpracht, z. B. 302.
482. 1326. 7. 1616 zeigen nichts Besonderes. Dageg
ist der *schœne huot*, unter dem Hilde 480, 1 geht, als d
Hegelingen empfangen werden, schon dem späteren hö
schen Stile zuzurechnen, vgl. Weinhold, Deutsche Fraue
2, 332 f. Daß Wate den Bart mit Borten bewunden trä
(341, 3. 355, 3), ist nicht bloß dem älteren Norden eige
sondern kommt auch in höfischen Epen vor, vgl. Marti
Anm. und Schultz 1, 215 f. Auch die *nuschen unde bou*

251, 3 wird man keineswegs dem germanischen Altertum zuschreiben dürfen; die Venetianer und Genuesen erzeugten nicht bloß solch feinen Schmuck, sondern verhandelten ihn auch als Kaufleute in Syrien, ferner daheim an zurückkehrende Kreuzfahrer und Pilger. Das Briefschreiben (592, 2. 597, 2. 599, 4. 607, 1) gehört sicher dem späteren Stil an. Auch die ziemlich eingehende Art, in der vom Lehenswesen gesprochen wird, darf man so auffassen und wol die Verlobung durch den Ring (665. 1650), vgl. Weinhold 1, 343 f. Ritterspiele und Turniere lasse ich unbesprochen. Die höfische Regel 537, 1 (vgl. Martins Anm. und Zeitschr. f. d. Philol. 15, 212), daß je zwei Ritter eine Dame führen, findet sich besonders in späteren Gedichten. Auch die musikalischen Instrumente 49. 1572, die arabische (1588, 4) und die Melodie von Amilê gehören gewiß jüngerer Überlieferung an. Einige Stellen aber gibt es, die nicht wol geschrieben sein können, bevor nicht höfisches Epos und höfische Lyrik ihren Höhepunkt überschritten hatten. Dahin zähle ich z. B. 224: *die helde giengen sitzen in einen palas wît. mît tumplîchen witzen begunden reden sît von edeler vrouwen minnen Hôrant unde Fruote. der künic hôrte ez gerne. dar umbe gap er in miete guote.* 487, 2: *bî dem Hagenen kinde sâzen si ze tal an die liehten bluomen under guoten sîden;* 624, 1: *der sîn herze gerte, die hete er nû gesehen. tougen ougen blicke der was dâ vil geschehen* — u. a. m. aus Kudruns Geschichte. Der Rat, den Herwig bekommt 667, 1: *daz er si lieze dâ, daz er mit schœnen wîben vertribe anders wâ die zît und sîne stunde dar nâch in einem jâre* ist aus Hartmanns 2. Büchlein und seinen Liedern in unerfreulicher Erinnerung.

Ein paar andere Dinge seien hieher gestellt. Der kurze Bericht im Eingange des Gedichtes über die

Schicksale von Hagens Eltern entspricht dem späteren Geschmacke, der z. B. die Genealogie in Dietrichs Flucht hervorgerufen hat. Daß Hagen die Leute des Grafen bei den Haaren packt und ins Meer wirft, ist ein Zug von spielmannsmäßiger Roheit 135 f., vgl. 167, 1 ff. und 960 ff. Die Strophen 194—6 handeln von der Bestrafung, die über Landfriedensbrecher verhängt wird; daß ihre Burgen zerstört, sie selbst enthauptet werden, gehört wol auch erst dem Ende des 13. oder dem Anfang des 14. Jhs. an; vgl. Hetels Wirksamkeit 569. Hagen verwahrt 198 keine Tochter, wie orientalische Herrscher tun (auch im Hugdietrich) und wie manche Legenden, z. B. St. Barbara, erzählen. 201 ff. auch diese Behandlung der abgewiesenen Freier ist orientalisch und gehört in den Bereich der Spielmannsdichtung. Dorthin fällt wol auch der Raubzug des Mohrenkönigs 668 ff. Zu *mort* (Martin, Zeitschr. f. d. Philol. 15, 216) vgl. Brunner, Deutsche Rechtsgesch. 2, 627—9. Du Cange 5, 524 ff., besonders unter *murdrum*, wo eine Stelle aus den Assissen von Jerusalem Cap. 77 beigebracht wird, die definiert: *murtre est quant home est tué de nuit* —. Daß ein heidnischer Mohrenkönig Bundesgenosse christlicher Fürsten wird 874 ff., 1120 ff. und sich einer christlichen Königstochter vermählt, das ist wol erst unter der Einwirkung der Kreuzzüge denkbar; 1240 schließt Sultan Ismail von Damaskus ein Bündniß mit den Christen gegen seinen Neffen Ejub, den Sultan von Ägypten, gemeinsam erleiden sie eine Niederlage bei Askalon, 1243 wird das Bündniß erneuert und endet erst mit der unglücklichen Schlacht bei Gaza am 18. Oktober 1244. — Dem etwas pedantischen Sinne des Aufbauers der Kudrundichtung paßt es, Kudruns Demütigungen in drei Stufen sich vollziehen zu lassen (vgl. Beer, Paul-Braune Beitr. 14, 562 f.): erstens, heizen; zweitens, feuern, kehren und

mit ihren Haaren Schemmel und Bänke wischen; drittens, Wäsche spülen im Meer. Daß somit das Waschen der Wäsche als die erniedrigendste aller Hausarbeiten gilt, ist eigentlich nicht eine alte germanische Anschauung, vgl. Weinhold, Deutsche Frauen [2] 2, 76 f.; wol aber wirft es ein deutliches Licht auf die Verachtung dieser Thätigkeit während der Kreuzzüge, wenn wir erfahren, daß König Heinrich II. von England in seinem Ausschreiben vor dem vierten Kreuzzug 1188 gebietet, es solle Niemandem gestattet sein, Weiber mit sich zu nehmen, es sei denn eine zn Fuß gehende Wäscherin, welche durchaus keinen Verdacht errege, vgl. Wilken, Gesch. der Kreuzz. 4, 21. Das Gebot widerholt dann König Richard beim Aufbruche von Accon nach Askalon, vgl. Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzz., S. 125, die Belege S. 528. (*lotrices* als schlechtestes Gesindel bei Rockinger, Briefst. u. Formelb. 426. 503.) — Zu der Mißbilligung, die 1538, 2 darüber ausgesprochen wird, daß die Leichen der gefallenen Feinde ins Wasser geworfen werden, vgl. was aus deutschen Pilgerschriften berichtet wird, Röhricht und Meisner, Deutsche Pilgerreisen (1880) S. 18 f. und Anm.; Röhricht, Deutsche Pilgerreisen (1889) S. 18 und Anm. Die Scheu davor hängt wol auch mit dem Gebrauche zusammen, die Leichen von Selbstmördern ins Wasser zu werfen. Nach Lütolfs Angabe (Germania 17, 215) hat noch 1252 Erzbischof Arnold von Trier die getöteten Soldaten des Königs Wilhelm von Holland ins Wasser werfen lassen.

Nicht außer Zusammenhang mit dem bisher vorgebrachten steht es, wenn die Vorstellungen, die das Gedicht Kudrun von den Landschaften am Meere hat, gar nicht mit den Verhältnissen der Nordseeküste stimmen wollen, dagegen sehr zu der Küste Syriens, ja schon Italiens und der großen Inseln im Osten des Mittel-

meeres (z. B. Kypros) passen. Die *steinwende* der Greifeninsel 85, 2 zähle ich allerdings nicht hierher. Dagegen wird sehr auffallend Sigebants Burg beschrieben, wie Hagen sie vom Meere aus erblickt 138:

Dô er begunde nâhen in sînes vater lant
(die vil wîten bürge hete er ê bekant),
einen palas hôhen kôs er bî dem vluote.
driu hundert türne sach er dâ vil veste unde guote.

Hoch steigt die stattliche Burg aus dem Meer auf, weithin sichtbar. Ganz ähnlich ist Hetels Burg beschaffen 750:

Wol inner zwelf mîlen kam Hartmuotes her
in den selben wîlen ab dem tiefen mer
ze Hegelinge lande die mâze wol sô nâhen,
daz si palas unde türne in der schœnen Hilde bürge sâhen.

Vgl. noch 464 und die Erstürmung 779 ff. Auch König Ludwigs Burg gewährt vom weitem einen stolzen Anblick 956, 1 ff. Man steigt von ihr herab 968, 1: '*vrouwe, ir sult sîn vor der bürge nidene*'; 969, 1: '*ouch sult ir mit iu vüeren hin nider zuo der vluot magede unde vrouwen unde ouch ritter guot, dâ man die ellenden in der habe vinde.*' Nach 1141, 1 f. liegt sie auf einem *houc* oder Berge, im Walde sieht Irolt von der Spitze des höchsten Baumes 1145, 3: *wol siben palas rîche und einen sal vil wîten.* Dazu stimmt die Lage, welche die Verteidigung der Burg 1384 ff. voraussetzt. Es gibt nun an der ganzen Nordseeküste und in den Ländern, die nach der Geographie des Gedichtes dafür in Betracht kommen, keine so steil aufsteigenden Küsten, Felsen mit Burgen gekrönt. Aber sehr wol an der Küste von Syrien, auf Kypros u. s. w. vgl. besonders Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzz. S. 103. Dort haben die Kreuzfahrer, die geistlichen Ritterorden jene gewaltigen Schlösser gebaut, in Nachahmung der byzantinischen und arabischen Baukunst, die dann für die Militärarchitektur des Abendlandes so wichtig wurden.

Wie die Burg Ludwigs und Hartmuots 4000 Mann Besatzung hat (1229, 3. 1390, 1. 1411 und Martins Anm.), so lagen in der riesigen Johanniterburg Margat 1000, im Kurdenschloß 2000, an der Jakobsfurt 1000 Mann ständig durch das Jahr, vgl. Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzz. 248 f. 195 ff. Der Wartturm am Strome 720, 1 f. ist kaum auf eine Gegend genauer zu beziehen. Der Sturm auf die Normannenburg 1384 ff. 1391 (vier Thore). 1496, mit ihren festen Steinmauern 1394. 6 geht vor sich wie die Belagerung eines Frankenschlosses im h. Lande. Gerlint rät Armbrustschützen in die Fenster zu stellen (vgl, Prutz S. 183. 191), ferner 1385, 1: *antwerc diu besten heizet seilen wol gegen disen gesten,* d. h. Maschinen sollen den Belagerungswerken entgegengeschoben werden, um sie zu zerstören (Prutz 205 ff.). Die Steine, welche sie durch Frauen mittelst ihrer Ärmel *(stûchen)* den Belagerten will zutragen lassen (nicht etwa aus den Ärmeln werfen!) 1385, 4, das sind wol die *lâzsteine* von 790, 4. 1454, 4, die von *lasio,* ital. laccio abzuleiten sein werden (= laqueus?), Steine also, die mit Stricken, Schleudern auf die Belagerer geworfen werden, vgl. Du Cange 5, 33.

Die Vorstellung somit, welche das Gedicht von der Landschaft und den Königsburgen hat, scheint den Mittelmeerländern, besonders Palästina, Syrien, Kypros entnommen, durchaus nicht den deutschen Ländern an der Nordsee. Dazu stimmt noch Anderes. Der *wilde walt* 38, 2 auf der Greifeninsel und 1141 ff. vor der Normannenburg ist gar nicht merkwürdig, auch die Frage wie Hagen und die Jungfrauen 82 ff. in einer nordischen Landschaft sich ernähren, braucht nicht aufgeworfen zu werden. Daß ein frischer kalter Brunnen (1143, 3) für deutsche Küsten nichts gerade Merkwürdiges ist, wol aber für kleinasiatische, auch darauf lege ich wenig Gewicht.

Cedern und Cypressen kennt zwar die Bibel reichlich, doch braucht der *zêderboum* 26, 3, unter dem Sigebant und Uote sitzen, nicht von dort entlehnt zu sein, sondern mag aus der Kenntniß der Kreuzfahrer stammen. Jedesfalls bezeugt der Rat Fruotes an Hetel 249, 1: '*her künic, ir sult heizen bereiten ûf die vluot ein schif von ziperboumen veste unde guot*' Vertrautheit mit der besonderen Art dieses unzerstörbaren Holzes, aus dem zwar nicht Noah seine Arche, wol aber Alexander der Große seine Euphratflotte baute (vgl. Hehn, Kulturpfl. u. Hausth., 2. Aufl. S. 241—248, bes. 243 f.). — Von nordischen Thieren kommen in der Kudrun vor außer Pferden (dänische 552, 2; *kastelân* 303, 1) und Falken der Schwan im Vergleich 1372, 1: *wîzer danne ein swan.* Dem ist aber so wenig Wert beizumessen als den Vergleichen mit dem Panther 98, 3, dem Leoparden 361, 2. Der Löwe 102, 2 gehört in die Szenerie des Greifenmärchens. Auch die *olbende* werden 541, 3 nur vergleichsweise angeführt. Das vielbesprochene *gabilûn* 101, 1 lehrt nichts. 1096, 3 *bî einem breiten phlûme* (vgl. 720, 2), *der was vogele rîche,* diese Angabe gestattet keine genauere Beziehung auf ein bestimmtes Land, denn sie wird auf Elbe, Weser Rhein u. s. w. ebenso zutreffen, wie auf die Donau und den Jordan oder die Niederungen italienischer Flüsse.

Einen sehr breiten Raum nimmt in der Erzählung der 'Kudrun' das Seewesen ein. Dabei ist nun manches Eigentümliche anzumerken, das aber einer Übersicht der Stellen im Allgemeinen eingegliedert werden muß, damit es richtig beurteilt werde. Dabei hebe ich nur solche Punkte besonders hervor, die bei Oskar Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun (1894) in dem Abschnitte über das Schiffswesen S. 527—541 weniger berücksichtigt worden sind. — Von

den Namen der Fahrzeuge sind nur *schif* und *kiel* deutschen Ursprunges. Hartung hat schon (S. 531) bemerkt, daß *kiel* mehrmals auch in besonderem Sinne zur Bezeichnung eines großen, starken Schiffes gebraucht wird. *galîe* (afr. galie, mlat. galea, galia) sind große Kriegsschiffe, vgl. Du Cange 4, 13 f. Jal, Glossaire Nautique S. 757 erwähnt eine *galie* des Grafen von Jaffa, die mit 300 Ruderern bemannt war; in der Kudrun 276, 1. 450, 2. Kleiner ist die *galeide* (261, 3. 490, 3. 1073, 1. 1657, 2), meistens formelhaft mit *kocken* verbunden; vgl. das Citat bei Du Cange 4, 13 aus Albert von Aix, Hist. de Jérus lib. 9, cap. 23: *duae naves, quarum altera minor, quam Galeidam vocant.* Die *kocke* ist ein großes Frachtschiff (257, 1. 439, 3. 449, 4. 494, 1. 843, 4. 854, 2. 896, 4. 1072, 3. 1102, 2, 1123, 2. 1567, 3. 1572, 1. 1596, 1), das Rosse, Zehrung und Kriegszeug zu tragen hat. Die Zeugnisse für *cocca, coccha* bei Du Cange 2, 383 sind alle erst aus dem 14. Jh., aber *kocken* kommen schon in Wolframs Parzival und in historischen Werken aus dem Anfange des 13. Jhs. vor, vgl. Jal, Gloss. Naut. 516 ff., der ihr Aufkommen im Mittelmeere in dieselbe Zeit verlegt. *barke* (mlat. barca) ist ein Boot, mit dem man von den großen Schiffen ans Land fährt 112, 1. 1207, 2. 1212, 1; vgl. Jal S. 242 f., wo ausführlich über die Dimensionen der *barca* gehandelt ist und gesagt wird, daß sie im Mittelalter so ausgesehen habe wie heute und zum schnellen Einsteigen und raschen Fahren bestimmt gewesen sei. — Die Balken, aus denen das Schiff gefügt war, muß der Dichter der Kudrun mit *trâm* bezeichnet haben, ein Wort, das ich für bairisch halte, vgl. Schmeller 1², 662 und das heute noch in den bair.-österr. Mundarten lebt. Demselben Dialekte scheint *dil,* Diele anzugehören (Schmeller 1², 500), das Brett, Bretterlage, dann hauptsächlich das Verdeck eines Schiffes

bezeichnet, vgl. auch Lexer 1, 432. Die Kudrunstellen sind 255, 1: *decken man uns sol unser schiff mit dillen;* 269, 1: *gedillet und getrâmet diu schif man dô vant gên weter und gen strîte;* von diesem Zusatze wird das üble Wetter auf *gedillet* sich beziehen, weil man unter dem Verdeck davor geschützt ist, *getrâmet* auf die Erhöhung des Bordes der Schiffswand, hinter der man gedeckt fechten kann. Die Prachtausstattung der Schiffe Hetels 264—269 ist vielleicht venetianischen und fürstlichen Galeeren auf dem Mittelmeere (auch der Bucentoro kann hieher gehören) nachgebildet. Nebenbei: die Angabe 275, 3, einer echten Strophe: *die helde sâhen selbe ir schif diu wâren rîche* ist doch wol nur möglich, wenn die Beschreibung 264 ff. vorangieng. Auch der technische Ausdruck 264, 4 (vgl. 249, 4): *die wende zuo den stœzen wurden wol mit silber gebunden* könnte bairisch sein. — Die Schiffe werden mit Lebensmitteln versehen, *spîse* schlechtweg ist die Bezeichnung für den Proviant, vgl. 250, 1. 435, 4. 439, 3. 596, 3 Anm. 668, 3. 838, 4. 842, 3. 1073, 3. 1123, 3 und besonders 1131, 1: *ezzen wir die spîse. ob uns gelinge wol, sô sul wir vazzen vol unser schif diu guoten mit edelem gesteine.* — Die Einschiffung wird beschrieben 277; nach 808, 1: *Hartmuot sich do schifte snelle in drîen tagen wider ûf die kiele* gilt das Einschiffen des Heeres binnen drei Tagen als rasch, was gemäß den Erlebnissen der Kreuzfahrer und Pilger in Venedig und anderwärts gewiß richtig ist. 110. 111 werden *herre* und *schifman* unterschieden wie ital. padrone und marinaro. König Ludwig schließt 745, 1—746, 1 einen förmlichen Kontrakt, wornach *die guoten schifliute* es übernehmen, sein Heer zu transportieren, ganz wie die deutschen Kreuzfahrer und Pilger in Venedig und anderwärts, vgl. Prutz a. a. O. S. 101; Röhricht, Deutsche Pilgerreisen (1889) S. 14

und Belege. — 280, 4 *die ze arbeite kunden, die tumben si dô lôsten,* hängt nicht mit 278, 4 zusammen, sondern bezieht sich nur darauf, daß ältere Matrosen die jüngeren abrichteten, was Kreuzfahrer und Pilger jedesmal bei der Überfahrt sehen konnten. — 286, 3: *die dâ bî in vuoren, mit gestabeten eiden ze behaltenne si dô alle swuoren;* dieser Satz bezieht sich wol auf nichts Anderes als auf den Schwur, welchen der Padrone und die Schiffsmannschaft vor der Einschiffung zu leisten hatten und wodurch sie sich verpflichteten, die Kreuzfahrer oder Pilger wolbehalten ins h. Land zu bringen, vgl. Röhricht (u. Meisner), Deutsche Pilgerreisen, 1. Ausg. S. 13 f., 2. Ausg. S. 14 f. und Anm. — 280, 1: *Fruote der küene der kameren dô phlac,* das könnte in diesem Zusammenhange sehr gut auch bedeuten, daß Frute die Obsorge für die Verpflegung der Seefahrer hat, er wäre also *Maëstro de raciones* oder *Maëstro penese,* Jal S. 952. — Die Wasserstraßen werden mehrfach erwähnt (87, 3. 317, 3. 592, 4. 745, 2 f. 836, 3 f.) und daß man sie kennt, eine Vorstellung, die wol auf einem vielbefahrenen Gewässer wie das Mittelmeer am leichtesten sich bildet. — Für schnelles Fahren erscheint der Ausdruck *wagen,* sowol auf Schiffe als auf Segel bezogen: 493, 2. 809, 2. 853, 1. 1359, 1. Wie 1364, 1 und 1367, 4 zeigen, ist vor allem an die schwankende Bewegung der Segel im Winde gedacht, vgl. Schmeller 2^2, 866. — Merkwürdig ist Folgendes: als der gute Wind gilt in der Kudrun der Westwind; 13, 2: *dâ si der westerwint von des meres ünde wæjen ab begunde.* 1134, 4: *dô kom in ein westerwint, dô was in ir arbeit gar zerunnen.* 1139, 3: ruft Horant, nachdem die Seeunfälle überstanden sind: *der luft schadet hie niemen, ez sint westerwinde,* vgl. 1132, 4. Der wird es wol auch sein, von dem es 1119, 1 heißt: *in kam ein rehter wint.* Vielleicht ist er auch, wie Bartsch

meinte, unter dem *âbentwint* verstanden, der 493, 2 vorkommt: *ez hete ein âbentwint ze Wâleis in die marke gevüeret vil der helde.* Gut ist auch der Nordwind 285, 1: *dô kam in daz ze heile, daz ein nortwint den helden nâch ir willen ir segele ruorte sint.* Schlecht ist der Südwind 1125, 1: *in kômen sunderwinde, die sluogen ûf dem sê daz edele ingesinde (dâ von wart in wê), dâ si mit tûsent seilen den grunt niht hæten vunden.* Mindestens zweimal passen diese Angaben gar nicht zu der Lage der Länder 13, 2 und 493, 2, wahrscheinlich auch 1134, 4 und 1139, 3; selbst 285, 1 ist unsicher. Das haben die Erklärer auch gesehen und suchen sich darüber hinauszuhelfen durch die Annahme, die geographischen Verhältnisse seien unklar, während sie an anderen Stellen die Genauigkeit der Kenntniß, ja sogar der historisch-politischen Geographie voraussetzen. In der That herrscht aber so ziemlich in der ganzen Kudrun eine unlösbare Verwirrung in den Vorstellungen über die wechselseitige Lage der Länder, in denen die Ereignisse spielen; es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte: finden sich richtige Angaben, so sind sie nur zufällig richtig. Da ist es denn beachtenswert, daß die angeführten Windrichtungen in der Kudrun so aufgefaßt sind, wie sie Schiffern vorkommen, die von den italienischen Seestädten nach der Levante wollen: West- und Nordwinde sind gut, Südwind ist schlecht. — Am schlimmsten aber ist die Windstille. Von ihr heißt es 1132: *Dô sprach von Tenen Fruote 'ê mir diu galînê an mînen vartgenôzen tæte hie sô wê, ich swüere tûsent eide, deich nimmer guot gewünne: daz ich vor disem berge mit guoten winden ûzer nôt entrünne'.* Das ἅπαξ λεγόμενον *galine* stammt aus gr. γαλήνη. Darüber schreibt mir Gustav Meyer freundlichst: 'Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Byzantiner im 12./13. Jahrhundert

das alte γαλήνη sowie die heutigen Griechen aussprachen, nämlich *galini,* mit anlautendem stimmhaften gutturalen Spiranten und *i* für η. Die Form der Kudrun beruht also gewiß auf griechischer Aussprache.' Der Dichter der Kudrun wird sie daher wahrscheinlich aus dem Schiffsverkehr im mittelländischen Meere gekannt haben. Dort war auch die beste Gelegenheit, die Sache aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Denn während, wie mich mein Kollege Eduard Richter gütigst belehrt, die Windstillen in der Nordsee und an den Küsten des Atlantischen Ozeans verhältnißmäßig selten sind und von kurzer Dauer, treten sie im Mittelmeer (Gegend der Passate, Nähe der Wendekreise) häufig ein. Prutz rechnet sie in seiner Kulturgeschichte der Kreuzzüge S. 103 zu den regelmäßigen Hindernissen der Fahrt: 'Natürlich konnte die Reise auch bedeutend länger (als vier Wochen) dauern, wenn widriger Wind oder gar heftige Stürme eintraten. Im Allgemeinen aber fielen die Passagien ja in eine Zeit, wo man sich dessen weniger zu versehen hatte. Allerdings sollen die Genuesen die Reise im Winter zu machen vorgezogen haben, namentlich auch, weil der Proviant sich da besser hielt und man nicht eine Verzögerung der Fahrt durch Windstillen zu fürchten hatte.' Die *galine* in der Kudrun währt vier Tage (1133, 2: *dô diu schif dâ stuonden vaste an einer stet vier tage lange ich wæne und dannoch mêre, daz si nimmer dannen kœmen, des vorhten die Hegelinge sêre),* 'eine Bonatzen oder Calmen nach Cephalonia' dauert auf der Fahrt Ottheinrich des Pfalzgrafen bei Rhein (1521) von Dienstag bis Sonntag, vgl. Röhricht-Meisner, Deutsche Pilgerreisen (1880) S. 397. Vgl. Jal, Gloss. Naut. unter: calma, bonanza, bonaccia, dead calm etc. Ich denke, nach dem Gesagten ist es nicht zweifelhaft, daß die Vorstellung des Kudrundichters

von einer Windstille den Seefahrten des Mittelmeeres abgenommen ist. Ich bemerke noch, daß der Nebel (*genibele* 1134, 1) sehr wol zu der Windstille paßt, es verbindet sich nämlich starke Dunstentwicklung mit der Windstille bei großer Hitze. Vielleicht geht darauf die Vermengung von γαλήνη mit *calma*, *καῦμα*, zurück. Vgl. Schade, Altd. Wtb.[2] unter *hei* S. 378. — Die Fahrt der Hegelingen in das Land Hagens dauert 36 Tage 286, 1 f., die der Hildenflotte zur Befreiung Kudruns schwerlich mehr als 40 Tage (vgl. oben S. 114), Zeiträume, die denen der Palästinafahrten genau entsprechen, vgl. Prutz a. a. O., S. 103, sechs bis acht Wochen bei Röhricht, Deutsche Pilgerreisen (1889) S. 17. — Die Rachefahrt in der Kudrun findet just zu der Zeit statt (vgl. S. 120 f. 124), wo die große Frühjahrsfahrt der Kreuzfahrer und Pilger ('Ostermeerfahrt' oder 'große Meerfahrt') unternommen wurde, vgl. Wilken, Gesch. d. Kreuzz. 7, 353 ff. Prutz, die Citate S. 520 ff. und Röhricht an verschiedenen Stellen; man wollte die hohe Osterzeit schon im heiligen Lande feiern. Unter den Gefahren der Seereise sind die *gruntwelle* (Plur. 85, 3. besonders 261, 4. 1137) sehr wichtig. Ich halte sie für nichts anderes als das *selpwege* in Hartmanns von Aue 1. Büchlein 361 (vgl. mein Buch über Hartmann S. 464 f.) und füge die Erklärung bei, die Wilhelm von Conches, De Philosophia Mundi, Lib. 3, Cap. 11 (Migne, Patrol. Lat. 172, 79 AB) gibt unter der Überschrift: *Quare in sola aestate contingant fulmina. Hic subjiciet aliquis: cum in omni tempore anni fumus humidus, ut praediximus, ascendat, quare in omni non contingunt fulmina et tonitrua? cui dicimus: cum ab fumo humido ascendente habent esse, non fiunt tamen inde donec ad summum pervenerint aeris, quod per simile maris potest probari. cum enim mare ex fumo ascendente in fundo commovetur,*

ex spissitudine non potest huc vel illuc impelli. sed cum usque ad summum commotio illa pervenerit, illuc et illuc undae impelluntur fitque tempestas. quod vero tempestas a fundo incipiat, per hoc potest probari, quod phocas undas agitantes ante tempestatem videmus, unde Plinius ait: 'nautae sunt dormitoriae, quae in fundo maris dormiunt', fumo tamen, ut praediximus, fundum maris commovente, excitati ad summum ascendunt. quod videntes nautae, experimento certi etsi de physica incerti, tempestatem futuram praedicunt, quippe jam incipit tempestas in fundo. simile vero est in aere. —

Daß die Bezeichnung des Mastkorbes *keibe* 1140, 1, in den Horant steigt, um auszuschauen, aus dem ital. gabbia, lat. cavea stammt, weiß man lange. Jal erklärt im Glossaire Nautique S. 729 unter *gabia:* La forme de la Gabie qui nous est donnée par les peintures du Moyen Age où sont représentées des galères, est souvent celle d'une sorte de cage en barrots de bois, ressemblant un peu à une hotte de vendangeur, accrochée à la tête du mât, du côté de la poupe.' Er bildet dann einen solchen alten Mastkorb ab und fügt Zeugnisse für das Wort bei, deren ältestes aus dem Jahr 1268 stammt. — 853, 1 ist *marnære* wol der Leiter der Flotte, der Kapitän des ersten Schiffes; 1138, 1 braucht *ein marnære* nur überhaupt einen Seemann zu bezeichnen: lat. marinarius, ital. marinaro wird von Du Cange 5, 280 und besonders von Jal a. a. O. S. 973 in mittelalterlichen Schriften einfach ein Mann genannt, der auf dem Schiff zu tun hat, das kann auch ein gemeiner Matrose sein. — Nach dem Landen werden Zelte aufgespannt 467, 1. 980, 3. 1592, 2; so tun auch die Kreuzfahrer, vgl. Prutz, Kulturg. d. Kreuzz. S. 103 ff. — Lehrreich ist die Stelle, in der über die Landung berichtet wird, welche Hetels Mannen im Lande Hagens

vornehmen, Str. 291 ff. Der Stadtrichter 293 (vgl. Martins Anm.) verfährt ganz so wie ein italienischer podestà, oder besser, wie der *bailo* einer syrischen Hafenstadt im Zeitalter der Kreuzzüge, vgl. Prutz a. a. O. S. 376 ff. Abgaben müssen für die Waaren geleistet werden nach Maßgabe ihres Wertes, 297 ff., dafür genießen die Fremden Frieden und Geleite, vgl. Prutz S. 354 ff. 334 ff., besonders 349 ff., die Reisenden werden von den Bürgern in Quartier genommen 319 f. — Beim Ausschiffen denkt man zuerst begreiflicher Weise an die Pferde 848, 3; sie müssen wider geübt werden, wenn sie steif geworden sind 1146. 8; können sie nicht mehr springen, so werden sie getötet 1149. Dasselbe geschah häufig in den Kreuzzügen, vgl. z. B. Wilken, Gesch. d. Kreuzz. 4, 205 f. von der Fahrt König Richards von England, wo aus Gaufred Vinisauf 2, 33 die Stelle angezogen wird: *verum quia equi nostri vexatione maxima per unum mensem semper stando plurimum fuerunt turbati, equis nostris parcentes modestius insecuti sunt.* — Den Strand bezeichnet 27 mal das oberdeutsche Wort *sant* (15 mal darunter im Reime des ersten Verses), sonst wird *zuo, an, von, ûf dem stade* 10 mal gesagt (6 mal im ersten Vers). Einige male steht *griez* für Ufer, in dieser Bedeutung wol bairisch-österreichisch, vgl. Schmeller[2] 1, 1012. — Gewiß ist das von *wert* (vgl. Schmeller[2] 2, 988 f.) 515, 1. 809, 4. 1394, 2, das einen 'erhöhten Grund im Wasser eines Flusses oder Sees', dann schlechtweg eine Insel bedeutet. — Vielleicht darf man auch das rätselhafte *muoder* hierher rechnen, das in den Worten der Engelsbotschaft an Kudrun vorkommt, 1174, 2 f.: *Ortwîn unde Herwîc die sint wol gesunt. die sach ich in den ünden ûf des meres muoder: die ellenthaften degene zugen vil gelîche an einem ruoder.* Just zur rechten Stunde zeigt mir Steinmeyer eine jüngst von

ihm gefundene Glosse aus einer Hds. des oberbairischen Klosters Scheftlarn clm. 17210 f. 30[a]: Alveum est ubi incursu fluminis maxima pars aque convenit. i. haha muodar (zu Orosius. P. 95, 9 Zangemeister). Es ist also = aequor, die ausgegossene breite Fläche Wassers.

Ziehe ich nun die Summe von allen den Beobachtungen über das Christentum in der Kudrun, über die Vorstellungen von Landschaft, Lebensverhältnissen, Kriegs- und Seewesen, mit denen das Gedicht ausgestattet ist, so fürchte ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte: die Kudrun zeigt erstens nicht, wie zu erwarten wäre, eine Anzahl von Ausdrücken und Bezeichnungen, die an der niederdeutschen Sage haftend mit ihr nach Oberdeutschland gekommen wären; es ist gar keine Spur einer Anschauung der Gegenden vorhanden, in denen die erzählten Ereignisse vor sich gehen; die zahlreichen Darstellungen aus dem Gebiete der Schiffahrt entbehren fast gänzlich der deutschen Terminologie. Dagegen bezieht sich alles Beschreibende auf die Anschauung der Mittelmeerländer, Landschaft, Zustände, Beschaffenheit des Meeres; die wichtigsten Ausdrücke dafür schöpfen aus der Seemannssprache der Levantefahrer. Das Kostüm, um Alles zusammenzufassen, der Kudrun ist das der späteren, der letzten Kreuzzüge.

Bemerkenswert erscheint dabei noch Eines: die Vorstellungen über Schiffbau und Anderes ergänzen sich, wenn ich mich nicht täusche, aus dem Wortschatze der bairisch-österreichischen Mundart. Das darf wol mit zu einem Schlusse auf die Heimat des Gedichtes benutzt werden, als welche man längst mit vielen Gründen das Gebiet dieses Dialektes anzusehen sich gewöhnt hat. Früher galt die Steiermark als der Sprengel des Bairisch-Österreichischen, dem die Kudrun mit besonderer Vorliebe

zugesprochen ward (vgl. Fécamp, Le Poème de Gudrun S. 216); Scherer hat zuerst (Quellen und Forschungen 7, 63 f.) auf Baiern hingewiesen. Aber Scherer hat dort meines Erachtens kaum etwas Positives für seine Vermutung beigebracht und hat Nichts von dem entkräftet, was bis dahin zu Gunsten der Steiermark war geltend gemacht worden. Dazu rechne ich insbesondere die merkwürdigen Übereinstimmungen zwischen Kudrun und Biterolf in der Sagenkenntniß und Sprache, Biterolf und Dietleib aber gehört nach Steiermark. Zwar hat man auch dieses Gedicht aus der Steiermark nach Niederösterreich schieben wollen, aber, wie ich anderwärts zeigen werde, mit wenig guten Gründen. Und so bleibe ich vorläufig bei der Steiermark als Heimat der Kudrun. Um zu erfahren, wie festgewurzelt in diesem Lande die Vertrautheit mit der deutschen Heldensage war, dazu braucht man nur die Namenlisten in den Totenbüchern des Klosters St. Lambrecht aus dem 12. und 13. Jahrhundert durchzusehen, vgl. Zeitschr. f. d. Altert. 20, 192. Über die historische und litterarische Bedeutung der Steiermark im 13. Jahrh. vgl. meinen Aufsatz Über Ulrich von Lichtenstein in Bettelheims Biographischen Blättern (1896).

Den Angaben der Kudrun über klimatische Verhältnisse (vgl. oben S. 122) messe ich geringen Wert für diese Frage bei (Frühlingsschnee 1196, 4. 1202, 4. 1204, 3. 1217, 4. 1218, 4. 1219, 1). Auch die Stelle 861, 2 f., wo die Dichte der Pfeilschüsse mit Schnee verglichen wird (*nâch winden von den alben sach man nie snê gân sô dicke sô dâ dræten die schüzze von den henden),* gilt mir nicht viel, denn die Alpen konnte jeder deutche Italienfahrer ausreichend kennen. Allerdings mit der Stelle im Annoliede 440 (vgl. die Anm. in Roedigers trefflicher Ausgabe von 1895): *alsi der snê vellit uffin albin* darf die der Kudrun nicht

auf eine Linie gebracht werden: dort ist nur von dem dichten fallenden Schnee die Rede, hier von den Massen feinen Schnees, die der Wind von den Alpen herabweht und die die Luft verfinstern; die Anschauung ist hier specieller. — Auf ein Moment hingegen möchte ich noch aufmerksam machen. Bei der Klosterstiftung auf dem Wülpensande heißt es von dem geistlichen Hause 917, 4: *sît wart ez alsô rîche, daz dar dienten wol driu hundert huoben.* Der Verfasser von 950, 4, der den Namen des Klosters nannte, hatte nicht die leiseste Vorstellung von dem Lokal der alten Sage, er erzählte aus seinem eigenen Gesichtskreise heraus. Ihm galt ein Kloster als reich, dem dreihundert Huben dienstpflichtig waren. Sind 300 Huben viel? Je nachdem. In einem Lande wie Baiern, dessen vornehmste Klöster (Tegernsee, Benediktbeuren und viele andere) Tausende von Huben Grundbesitz innehatten, dessen ärmere Klöster wenigstens Hunderte von Huben ihr Eigen nannten, dort bedeuten 300 Huben nichts oder sehr wenig. Auch in Ober- und Nieder-Österreich und Salzburg sind 300 Huben für ein geistliches Haus gar nicht viel. Gewiß aber für Steiermark, Tirol und Kärnten, den anderen Gebieten bairisch-österreichischer Mundart, die uns übrig bleiben. Und wenn noch Anderes für Steiermark spricht, so wird man sich vielleicht auch weiterhin die Kudrun in diesem Lande entstanden denken dürfen.

Darum halte ich für sehr beachtenswert, was mir Herr Alfred von Siegenfeld über die Wappenbeschreibungen Str. 1368. 71. 73 mitteilt: 'Darin ist nicht Alles klar. Der König von Morland wird wol eher ein schwarzes Haupt in Gold statt umgekehrt geführt haben. Daß *brûn* geschrieben wird, zeigt, daß sich der Bearbeiter unter Morland ein Negerreich dachte. Übrigens stellen die Dichtungen und

auch die ältesten Wappenrollen die fabelhaften Wappen, orientalischer und überhaupt exotischer Länder und Personen mit besonderer Vorliebe *missevar,* d. h. in heraldisch nicht gebräuchlichen Farben und Farbenzusammenstellungen dar, z. B. blau und grün, violett und rot, oder verwenden wenigstens braun, grau, violett, orangegelb, also dem heraldischen Auge ganz unmöglich erscheinende Farben. [Vgl. Eduard Freih. v. Sacken, Katechismus der Heraldik, 5. Aufl. 1893, S. 13 ff.] Str. 1371 sind *sparren* und *örter* heraldische Wappenbilder [vgl. v. Sacken a. a. O. S. 34. 41 ff.]. Sie können beide mannigfach kombiniert werden, zumal ja jeder Sparren ein Ort umschließt. Ein sehr schönes Beispiel von Örtern als redendem Wappen habe ich auf Tafel 3 meiner Abbildungen zum 'Steirischen Uradel' im Siegel des Hartnid von Ort aus dem Jahre 1222 mitgeteilt. Dort gibt es auch (vgl. Str. 1373) Tafel 1. 4. 8. 10. 11. 14 unter 'Wildon' Wappen mit Seeblättern. (Das historische Wappen der Grafschaft Seeland ist ganz anders.) Ist die Kudrun in Steiermark verfaßt, dann darf es nicht mehr als Zufall gelten, daß *örter* als redendes Wappen erwähnt werden und daß ein Banner mit Seeblättern vorkommt. In den österreichischen Alpenländern ist nämlich der von mir erwähnte Fall 'Ort' der einzige, in welchem das gleichnamige Wappenbild als redendes erscheint und die Wildoner sind die Einzigen, in deren Wappen *sêbleter swebent.* Beide Familien gehören im 13. Jh. zu den führenden Häusern in Steiermark. Die Ort sind bald nach 1260 ausgestorben, während die Wildoner, den Glanz ihres Hauses überlebend, unter anderem Namen (v. Tirnstein) bis zum Ende des 15. Jhs. in Niederösterreich ausdauerten. Mittelsteiermark bildete ihren Schwerpunkt, die Wildoner saßen auf Riegersburg, Gleichenberg, Wil-

don und Stainz, die Orter im Raabviertel, ihr Letzter war Marschall von Steier. Beider Wappenbilder sind recht selten (bei 'Ort' die Mehrzahl), so daß ihr zusammentreffen auffällt. Das wäre also wider die Praxis, wie sie Wolfram von Eschenbach, Heinrich v. d. Türlin, der Pleier u. A. übten.' —

Welcher Ansicht ich über die Zeit der Abfassung des Gedichtes bin, wird auch schon aus den vorgebrachten Mitteilungen zu entnehmen sein. Die Geschichte der Strophe, das Verhältniß zu den Nibelungen, die ganze Art der Erzählung, Motive und Umstände der Darstellung machen es mir klar, daß der jetzige Ansatz, der die Kudrun zunächst den Nibelungen stellt, das Gedicht zu alt macht. Ich vermute seine Entstehung nicht früher als zwischen 1230 und 1240 und zwar, wie sich von selbst versteht, auch der ältesten Theile des Gedichtes, ohne Rücksicht auf die nur in wenigen Fällen zuverlässig auszuscheidenden späteren Zusätze. Ein Dichter, der auf die Gestaltung einer der Hauptszenen seines Werkes, die Botschaft an Kudrun, den englischen Gruß hat poetisierend einwirken lassen können, der ist schon über den Stil der klassischen Heldendichtung hinausgewachsen, er empfindet nicht mehr fein genug, um den innerlichsten Widerspruch zwischen dem Inhalt und seiner Darstellung wahrzunehmen. Aber auch die Kudrunsage selbst, wie das Gedicht sie enthält, weist uns in diese Zeit. Ziehen wir die alte Hildensage von der Kudrun ab, so erübrigt als Rest hauptsächlich Kudruns langjähriges Leiden bei der bösen Gerlint. Eine leidende Frau in den Mittelpunkt einer großen Erzählung zu stellen, das vermochte nur ein Dichter, dessen Zeitalter die Höhe der höfischen Poesie, Epik und Lyrik, bereits zurück gelegt hatte. — Das erwähnte Berliner Kollegien-

heft von 1840 sagt nur: 'Nach Lachmann gehört das Gedicht in die fünfziger Jahre.'

Darf man denn die Kudrun überhaupt noch ein Volksepos im engeren Sinne des Wortes nennen? Wäre der Stil des Gedichtes ursprünglich, dann ja. Er ist es aber nicht, er ist zum großen Theile dem der Nibelungen nachgebildet, vielfach dem späterer Werke aus der Heldendichtung verwant; wie viel davon mit dem höfischen Epos sich berührt, hat bisher Niemand untersucht. Ich will nicht bereits Gesagtes widerholen, sondern spreche meine Ansicht nunmehr kurz dahin aus: Die Kudrun ist kein Volksepos in dem Sinne wie es die Nibelungen sind, es darf auch diesen, unerachtet seiner einzelnen Schönheiten, nicht an die Seite gestellt werden, es ist ein Spielmannsgedicht wie Ortnit und die Wolfdietriche, es gehört in eine Reihe mit diesen und zu der Tradition, deren wichtigste Glieder durch Herzog Ernst, Rother, Orendel, Oswald, Salman und Morolf gebildet werden.

Wie ich glaube, ist die litterarhistorische Beurteilung der Kudrun in verhängnißvoller Weise durch den Vergleich mit der Odyssee beeinflußt worden. Nun stehen, wie die heutige Forschung lehrt, Ilias und Odyssee gar nicht in der bisher angenommenen Weise nebeneinander. Adolf Bauer schreibt mir darüber Folgendes: 'Der Hauptgrund, weshalb man — von rein ästhetischen Erwägungen und einzelnen sprachlichen Beobachtungen an der überlieferten Fassung der Odyssee abgesehen, — diese für wesentlich jünger als die Ilias gehalten hat, ist in den erweiterten geographischen Kenntnissen gelegen, von denen sie Zeugnis gibt. Da in der Odyssee der Westen des Mittelmeeres bekannt ist, so folgerte man daraus die spätere Entstehung und Bearbeitung der Odysseus-

sage, solange man die Erzählungen von des Odysseus Heimkehr als zur ursprünglichen Sage gehörig betrachtet hat.

Allein dieses Argument muß jetzt schon deßhalb als unbeweisend gelten, weil die Funde mykenischen Stiles auf Sicilien — mag man ihr Vorkommen auf der Insel als Beweis für den phönikischen Handel mit mykenischer Waare oder als Beweis directen Exportes der Mykeneer selbst betrachten — doch zweifellos eine Verbindung zwischen Hellas und Sicilien schon in der frühesten für uns überhaupt erkennbaren griechischen Culturperiode beweisen.

Nun hat aber überdies v. Wilamowitz in den Homerischen Untersuchungen S. 165 ff., schon bevor diese Funde gemacht waren, den Nachweis erbracht, daß die Lokalisierung der Odysseusfahrten im Westen eine jüngere Zuthat ist, und mit μ. 3 in Widerspruch steht, wonach dieselben ursprünglich vielmehr am schwarzen Meer oder doch im Ostbecken des Mittelmeeres lokalisiert gewesen sind. Der „erweiterte geographische Horizont“ der Odyssee gehört also erst einer späteren Bearbeitung an.

E. Meyer ist mit Svoronos der Ansicht, daß Odysseus ursprünglich ein Beiname des Poseidon gewesen sei und daß dieser Gott ebenso wie Penelope in Arkadien heimisch ist. Die Odysseussage ist demnach aus dem Poseidonkult erwachsen, Odysseus ist ein Naturgott, der in die Unterwelt hinabsteigt (Kern der Nekyia), in die Gewalt zauberischer Mächte geräth (Phaeaken, Kirke u. s. w.). Ursprünglich stirbt er, später wird er nur entrückt und kehrt wieder. Wie diese arkadische Sage bei den kleinasiatischen Aeolern und Jonern heimisch werden, und bei diesen Odysseus zum Typus des vielgewandten joni-

schen Mannes hat werden können, läßt sich nicht nachweisen, aber eine Analogie dazu bietet die Aufnahme des peloponnesischen Helenamythos in die Sage vom troiischen Kriege. Auch daran, daß von einem arkadischen Gotte die Sage erzählt wurde, er sei übers Meer entrückt worden, ist kein Anstoß zu nehmen. Die Arkader sind erst durch die dorische Wanderung ein Binnenvolk geworden, vor derselben sind sie ein seefahrender Stamm gewesen, wie die Thatsache beweist, daß in mykenischer Zeit Kypros von ihnen besiedelt worden ist, was sich aus der Verwandtschaft des arkadischen und kyprischen Dialektes ergibt.

Für das älteste Stück der Odyssee hält man daher jetzt den Kern der Nekyia, also eine Hadesfahrt des Odysseus und meint, daß die Erzählung von seiner Heimkehr zu seiner Gattin, also Kirchhoffs „alter Nostos" erst der späteren Ausgestaltung der alten Sage angehört, da diese Erzählung von seiner Rückkehr sich im Widerspruch zu dem Inhalt der ältesten Nekyia befinde.

Für die hohe Alterthümlichkeit der Gestalt des Odysseus spricht ferner der Bogen, ob man nun darin mit Seeck ein dem Mythos angehöriges Attribut oder die irdische Waffe des Helden erkennt.

Endlich hat sich jetzt E. Meyer dahin ausgesprochen, daß die Sage von den Argonauten und vom Kampf um Theben mindestens ebenso früh ausgebildet und in Liedern besungen worden sei wie die troische und die Odysseussage. Die Abfassung der meisten der jetzigen Ilias wie Odyssee zu Grunde liegenden Dichtungen, die aber alle schon einem älteren Zusammenhang angehören, setzt dieser Forscher in die Zeit swischen 950 und 750 v. Chr., hält jedoch den ältesten Hauptbestandteil der Ilias (A und B) doch für älter als den Hauptteil der jetzigen Odyssee. Die

Schlußredaktion der letzteren kennt in Sicilien bereits Sikaner und Sikeler. Dies verweist die Schlußredaktion in die Zeit der Seefahrten der Euböer nach dem Westen, die nun hier die in der Odyssee besungenen Örtlichkeiten wiederzufinden meinten, somit gehört die Schlußredaktion der Odyssee ins siebente, vielleicht sogar erst in die ersten Jahrzehnte des sechsten Jahrhundertes.

Die vorliegende dichterische Fassung der mit der troischen in Zusammenhang gebrachten Sage von Odysseus kann also als etwas jünger gelten, nicht aber diese selbst; im Gegensatz zu diesen Darlegungen ist aber z. B. Cauer der Ansicht, daß beide Sagenstoffe auch in ihrer Entstehung durch einen beträchtlichen Zeitraum getrennt sind.'

Die Nibelungen für die deutsche Ilias zu erklären und dann die Kudrun als Odyssee ihr an die Seite zu stellen, ist somit schon an sich unrichtig. Daß Wilhelm Scherer daran nachdrücklich festhielt, erklärt sich wol aus einer seiner Lieblingsansichten, nach der in regelmäßigem Wechsel von Gruppen der Jahrhunderte, die rhythmisch steigen und sinken, die Höhepunkte menschlichen Wirkens, nicht bloß der Deutschen, sich widerholen. Ich habe niemals vermocht, mich zu dieser Meinung zu bekennen. Sie widerspricht meiner Grundvorstellung von geschichtlichem Werden. So einfach und mechanisch vollzieht sich der Prozeß menschlicher Historie nicht. Scherers Ansicht beruht auf Spekulation, sie ergibt sich nicht aus Schlüssen, die auf Thatsachen gebaut wären. Darum kann sie auch nicht die Auffassung stützen, welche in Nibelungen und Kudrun zwei gleich berechtigte Kunstwerke des deutschen Volksgeistes erkennt, die sich als männlich und weiblich ergänzen. Die Kudrun, isoliert in jedem Betrachte, wie

sie vor uns liegt, bleibt nach wie vor ein schönes Werk, dessen Einzelnheiten wir mit Freude genießen mögen, sie gehört jedoch nach Inhalt und Form einem anders gearteten späteren Bereiche deutscher Poesie an als die Nibelungen, sie ist nicht deren Schwester, höchstens Nichte oder Enkelin.

IV.

ALPHART.

14

Die religiösen Formeln, die das Gedicht 'Alpharts Tod' enthält, welches ich nach der Ausgabe von Ernst Martin anführe (Deutsches Heldenbuch, zweiter Theil, Berlin 1866), stelle ich im Folgenden in bekannter Anordnung zusammen. Es finden sich:

a. Grußformeln 398, 3: *wis got wilkomen, Hildebrant, lieber ôheim mîn* — Wolfhart; 400, 1: *wis got wilkomen; Hildebrant, lieber meister mîn* — Dietrich; 401, 1: *wis got wilkomen, Eckehart, dû vil werder man* — Dietrich.

b. Abschiedsformeln in direkter Rede 26, 3: *got lâz iuch mit vreuden leben* — Heime zu Dietrich; 105, 2: *der rîche Crist von himele der sol iuwer phlegen* — Alphart, 110, 4: *nû gnâd dir Crist der rîche! ez mac niht anders gesîn* — Alphart. — Dieselbe Formel wird als bloßer Wunsch ausgesprochen von Hildebrand 137, 1: *sô gnâd dir Crist der rîche! sprach meister Hildebrant.* — Die Formel wird ins Erzählende umgesetzt 118, 4: *si bâten Crist den rîchen daz er des recken wolte phlegen* — die Ritter. Dazu gehört 113, 2: *dô segent ime nâch diu herzogîn vrou Uote mit ir snêwîzen hant;* 117, 4: *nâch im manic schœne vrouwe segente, diu im heiles bat.* Hierher zähle ich noch den Ausdruck von Wünschen 250, 1: *daz enwelle got von himele! alsô sprach Alphart;* 427, 1: *daz enwelle got von himele! sprach Wolfhart der degen.*

c. Dank wird abgestattet 48, 4: *got lône iu aller triuwen die ir mir hât getân* sagt Heime zu seinen Geleitsmännern; 87, 1: *nû lône iu got von himele!* Dietrich zu

seinen Helden; 333, 4: *des lôn dir got von himele! sprach Hildebrant der degen* zu Nitger.

d. Gott wird angerufen, am einfachsten in den Fällen 84, 4: *durch got sô sît gemant,* Dietrich zu seinen Helden, und ebenso 430, 1: *durch got nû sît gemant;* 403, 4: *vergip im sîne schulde durch got, dû werder man,* Hildebrand zu Dietrich. — Reichlicher 210, 1: *er sprach 'got von himele, wie ist dem herzen mîn?'* Witege; 288, 1: *er sprach 'got von himele, waz hân ich getân?'* Witege; 190, 3: *rîcher got von himele, war ist in hin sô gâch?* Alphart. — 387, 2: *got müeze unser walten! uns læt tâlanc nieman în,* Hildebrand. — Beteuernd 225, 4: *ob ich iu daz vertrüege, sô hieze ich weizgot niht ein man,* Witege; 303, 1: *weizgot wie jæmerlîchen er durch daz bluot sach!* Alphart. — 316, 2: *'nû wizze ez Crist der rîche, ich hân anders nieman mêr'* — Herzog Nitger. — Gottes Hilfe wird herangewünscht 14, 3: *daz müeze got erbarmen,* der Bruch des Gottesrechtes durch Witege und Heime; 231, 3: *daz müeze got erbarmen, daz ich ie wart geborn,* Witege.

e. Gottes Eingreifen wird zur Bedingung gemacht. 71, 3: *wolte got von himele, daz ich in solte bestân!* Dietrich; 178, 3: *er sprach 'wolt got von himele, hæte ich tûsent man —,'* Alphart; 238, 4: *wolte got von himele, wær ich bî mînem hêrrn beliben* — Witege; 155, 2: *wil mir got nû helfen, iwer tûsent sige ich an,* Alphart. 110, 2: *wil sîn got geruochen, ich wil der warte phlegen,* Alphart; 222, 4: *und wolt sîn got geruochen, ich wolt noch hiute der warte phlegen,* Alphart; 259, 2: *wil sîn got geruochen alhie ûf dirre wart, sô muget ir mich niht scheiden von ritterlîcher wer,* Alphart. — 161, 4: *swem got des heiles gunne, der vüere den sic an der hant!* Alphart; wörtlich gleich 226, 1 f. und 266, 1 f.: *dô sprach ûz vrîem muote Alphart der junge degen 'swem got des heiles gunne, der mac wol geleben,'* Alphart; 233, 3:

'wir sullen ûf der heide teilen den solt mit strît, wem es got gunne. der danne vellet der lît.' — 346, 4: *gêt ez nâch gotes heile, êrste hebet sich ein strît,* Hildebrand. — 226, 4: *ez entuo Crist von himele, der alliu dinc volenden mac,* Alphart; 285, 2: *ez entuo got ein wunder, dû wirst strîtes hie gewert,* Witege. — Gott wird als Lehens- und Schutzherr des Lebens gedacht, obgleich nicht genannt 93, 4: *ir komen ist mir niht swære, wand ich den lîp ze lêhen hân,* Alphart. Vgl. in Rulman Merswins Buch von den zwei Mannen (ed. Lauchert 1896) die Stimme Gottes 7, 10: *so bin ich ein herre, dez alle dinc sint, vnd och alles geischliches gůt, vnd och alles lipliches gůt von mir zů lehen get. — und wil och selber din lehensherre sin* etc.

f. Das Vertrauen auf Gott wird ausgesprochen, dreimal, nur von Alphart 92, 3: *gote ich wol getrûwe, daz iender lebe ein man, der mir alterseine ze strîte müge gesigen an;* 107, 4: *gote ich wol getrûwe, dar nâch dem starken ellen mîn;* 266, 3: *welt ir strîtes êre an mir beide begân, sô stên ich niht alleine, ich wil den ze helfe hân, der allez reht erkennet und im ouch bî gestât. jâ getrûwe ich got dem guoten, daz er mich niht enlât.*

g. Die Seele wird in christlichem Sinne erwähnt 152, 4: *in einer kurzen wîle von im diu sêle gescheiden was,* Herzog Wülfing; 219, 4: *ich gebe dir des mîn triuwe, ez wirt der sêle dort vil leit,* sagt Alphart zu Witege.

h. Der Teufel wird genannt, um einen besonders gefährlichen Feind zu bezeichnen 159, 2: *und wærestû der tiuvel, ich wolt dich ouch bestân,* Gerbart zu Alphart; 165, 4: *ez ist niht ein ritter, ez ist ein tiuvel her gesant,* über Alphart; 238, 2: *od welhen übelen tiuvel hân ich hie bestân!* Witege über Alphart. — Der Teufel selbst ist gemeint 176, 2: *der tiuvel ûz der helle vuorte si bêde dar,* nämlich Witege und Heime.

i. Für den Tod gelten christliche Vorstellungen 158, 4: *ez ist umb dich ergangen, dir nâhet schier dîn jungster tac,* sagt Alphart zu Gerbart; 226, 3: *uns zwên nieman scheide dan eines jungster tac,* Alphart zu Witege; 168, 1 = 173, 1 *ez was ir urteile und ir leste zît,* von den Helden, die durch Alphart fallen.

k. Einrichtungen der christlichen Kirche werden erwähnt. 221, 2 sagt Witege zu Alphart: *wie lange ûf dirre heide sol ich ze bîhte stân?* Dazu gehört noch 225, 2 f., wo Witege sich beklagt: *mit alsô scharphen worten wart ich gestrâfet nie bî allen mînen zîten, sît ich mîn leben gewan,* denn damit ist die Strafrede des Priesters in der Beichte gemeint, dem Alphart vorher verglichen wurde; ähnlich sagt Heime zu Dietrich 11, 1 f.: *ich hetez billîch vermiten, daz ich durch solhe strâfe wær gein Berne geriten.* Über die Stelle der Kudrun, wo Ludwig sich vor dem Kampfe mit Herwig ähnlich ausdrückt, vgl. oben S. 148 f. — Die Gemeinschaft der Christen 244, 2 in den Worten Alpharts: *alsô hânt mîne vriunde alle her getân, daz man si wîten prîset in der Cristenheit.* — Die Angaben über das Begräbniß der Helden 461 f. enthalten nichts ausdrücklich Christliches. — Dagegen vertritt der Mönch Ilsam das Klosterwesen (320, 1: *Dô gie ûz dem clôster Hûc von Tenemarc).* Von ihm heißt es 319: *'Nû hân ich niht sîner hulde,' sprach der münich Ilsam. 'vergæbe er mir mîn schulde, der hôchgelobte man, sô bræhte ich im ze helfe einlif hundert man, die über den liehten ringen trüegen swarze kutten an.* Und 402: *Dannoch lac verborgen der münich Ilsam mit harte grôzen sorgen, biz man im hulde gewan, er und sîne clôsterman, eilf hundert wolgetân, die über den liehten ringen truogen swarze kutten an.* Und 459: *Do hiez der münich Ilsam blâsen sîn herhorn: dô hete er der sînen dô keinen verlorn, dô samnet er der sînen dâ eilf hundert man, die*

über den liehten ringen truogen swarze kutten an. Er wird noch erwähnt 403, 3. 408, 3. 409, 4. 435, 1. 448, 3. Die schwarzen Kutten weisen darauf hin, daß man sich Ilsam und seine Genossen als Benediktiner vorstellte; die Zahl 1100 steht vielleicht mit legendarischen Überlieferungen in Verbindung. Interessant ist die Strophe 435: *Dô streit vermezzentlîche der münich Ilsam. dô sprach der keiser rîche 'waz hân ich dem getân? daz ich clôsterliuten ie sô getriuwe was! si singent übele dœne und vellent manegen in daz gras.'* Denn sie legt die Frage nahe, von welchem deutschen Herrscher die späte Volksüberlieferung ihre Vorstellung eines Kaiser Ermenrich abgenommen haben mag, der den Mönchen wolgesinnt war und mit mächtigen Feinden (Vasallen?) zu kämpfen hatte? An eine lange Reihe von Persönlichkeiten darf da gedacht werden; ich halte es sogar nicht für unmöglich, daß noch Ludwig der Bayer oder Karl IV. in Betracht kommen mögen. Aber wer wird darüber entscheiden? — Daß die üblen Töne der Mönche ebenso bildlich auf ihren Chorgesang sich beziehen wie Volkers Schwerthiebe mit seinem Geigenspiel verglichen werden, braucht keine besondere Anmerkung.

l. Die Sittlichkeit erscheint als Ausfluß von Gottes Gerechtigkeit, wenn es *gotes reht* ist, das Witege und Heime durch tückischen Treubruch verletzen 14, 1: *Witege unde Heime die brâchen gotes reht, die beiden hergesellen; hie vor dô was ez sleht. daz müeze got erbarmen daz ez ie geschach, daz man an eim jungen ritter daz gotes reht ie gebrach;* 279, 1: *'welt ir mich ermorden als einen armen cnecht, Witege unde Heime, ir brechet gotes reht,'* sagt Alphart. Vgl. dazu den Verweis, den er 216—220 Witegen erteilt. — Einigemale wird die Erfahrung des Kriegslebens in Sentenzen zusammengefaßt, z. B. 98. 219. 227, 1. 233, 4. — 317, 3. 379, 1 f. —

Bevor ich daran gehe, festzustellen, ob irgendwelche für die Beurteilung des Gedichtes 'Alpharts Tod' oder für die Geschichte seiner Entstehung wichtige Schlüsse aus den hier vorgebrachten Beobachtungen gezogen werden können, muß ich Einiges über die Stellung vorausschicken, die dem kleinen Epos in der altdeutschen Litteratur zur Zeit angewiesen wird. Bekanntlich hat Ernst Martin in seiner kritischen Ausgabe das Gedicht 'in die beste Zeit des epischen Volksliedes, in die nächsten Jahre vor oder nach 1200' (Einl. S. XXX) gesetzt. Er bezieht diese Annahme allerdings nur auf die von ihm als echt erkannten Strophen, die ungefähr ein Drittel des überlieferten Bestandes ausmachen; welcher Zeit die Zusätze angehören, darüber spricht er sich nicht bestimmt aus. Er folgte darin Anregungen, die schon durch Lachmann (Kl. Schr. 1, 290 f.) und W. Grimm (HS. S. 236 Anm.) gegeben worden waren? Martins Kritik des Alphart hat vielfach Zustimmung, aber auch Widerspruch gefunden: man darf im Allgemeinen sagen, daß die Anhänger von Lachmanns Liedertheorie auch die Anwendung der Lachmann'schen Kriterien auf die Überlieferung des Alphart billigten, indeß die Gegner der Nibelungenlieder ihrerseits auch die Athetesen im Alphart beanständeten. Bartsch setzt (Unters. über d. Nibel. 1865, S. 354) den Alphart noch ins 12. Jh., der Bearbeiter habe 'manche Strophen im Wesentlichen unentstellt überliefert'. Gervinus findet in der einzigen späteren Handschrift des Gedichtes die Überarbeitung eines alten Liedes, hält die Strophen 306—467 für eine hohle Hinzudichtung, zweifelt jedoch an der Sicherheit 'der vorhergehenden Einschiebungen, bei deren Ausscheidung auch die bekannten Lachmann'schen Kriterien der Unechtheit nicht überall zutreffen' (1^5, 229 f.). Koberstein

(1^{5}, 202; 1872) schreibt den Alphart noch der besseren Zeit zu und meint, seine Grundlage reiche sicher noch ins zwölfte Jahrhundert zurück: 'in der Überarbeitung sind zu dem altepischen Kerne so viele Interpolationen von ganz abweichendem Charakter und Stile gekommen, daß man, auch wenn man diese losschält, nicht dahin gelangen kann, die reine Gestalt der ursprünglichen Dichtung zu genießen.' Eine Abhandlung von Richard von Muth 'Zur Kritik des Alphart' (Zeitschr. f. d. Philol. 8, 205—213) steht prinzipiell auf dem selben Standpunkte wie Martin, faßt nur Einzelnheiten in der Kritik anders auf und geht insoferne weiter, als sie auch dem zweiten Theile des Gedichtes, der 'Fortsetzung' ältere echte Strophen abzugewinnen sich bemüht. Des Verfassers Art, neue Strophen aus den überlieferten zu bilden, steht an Verwegenheit den von ihm angenommenen Bearbeitern nicht nach. Wackernagel sagt in der zweiten Auflage seiner Litteraturgeschichte (besorgt durch Martin 1879, 1, 271 f.): 'An die Spitze der strophischen Dichtungen möchte dem Alter und dem Werte nach, der vielleicht noch erhöht wird durch mannigfache Abweichung von der sonstigen Sage, Alpharts Tod zu stellen sein; leider nur ist uns diese in so verwahrloster Form überliefert, daß einstweilen schwer zu entscheiden ist, ob auch hier wie in den Nibelungen einzelne Lieder zu einem Ganzen zusammengefügt oder bloß von dem Schreiber verschiedene Texte des Gedichtes durch einander seien geworfen worden [die Thesen Lachmanns und Wilhelm Grimms], und ob die Strophenform, welche die des Nibelungenliedes sein soll, auch so rein behandelt sei als in den Nibelungen.' Gegen Martins Ergebnisse wante sich Friedrich Neumann in einer Abhandlung 'Untersuchung über Alpharts Tod (Str. 1—305)' in Bartschens Germania 25, 300—319.

Wie schon die Überschrift anzeigt, befaßt sich diese Studie nur mit der Partie des Gedichtes vor der großen Lücke in der Handschrift. Der Verfasser geht zuerst Martins echte Strophen durch und erklärt sich an verschiedenen Stellen durch den Zusammenhang unbefriedigt. Dann versucht er sich selbst an der Überlieferung, indem er die Ansicht Wilhelm Grimms, daß hier eine Mischung zweier Handschriften eingetreten sei, zu grunde legt, und gelangt (S. 307) zu dem Resultalt, der überlieferte Text sei 'durch Contamination dreier Texte entstanden, zweier älterer, *a* und *b*, und eines jüngeren *c*, mit durchgeführtem Cäsurreim.' Die Untersuchung bewegt sich sprunghaft und willkürlich, der Verfasser strebt gar nicht darnach, eine bestimmte Vorstellung von den verschiedenen angenommenen Texten zu gewinnen, er läßt (S. 318) die Möglichkeit zu, daß der letzte Contaminator im 14. oder 15. Jahrhundert gelebt habe, rechnet 'viele von den handgreiflichen Verunstaltungen des Textes dem letzten Abschreiber zu' und gelangt am Ende seiner ziemlich unklaren Darlegungen zu dem Satze (S. 319): 'der Text muß bleiben wie er ist.' Scherer hat sich in seiner Litteraturgeschichte (1883) S. 126 f. offenbar durchaus den Resultaten Martins angeschlossen, denn seine kurze Inhaltsangabe berücksichtigt nur Martins echte Strophen. Er legt besonderen Wert darauf, daß das Gedicht durchaus auf directe sittliche Wirkung gestellt sei: 'die Grundbegriffe der Ehre und Treue werden in dem Liede eingeschärft, das sich durch sorgfältige Motivierung aus den wol contrastierten Charakteren und durch ausführlich ruhige Darstellung mit den besseren Partien des Nibelungenepos vergleicht.' Es stimmt damit überein, wenn er an anderer Stelle (S. 258) Alpharts Tod mit den Nibelungen und der Kudrun als Gedichte

ansieht, in denen um 1200 die Epik der Spielleute ihre Vollendung erreicht habe. — Ganz ähnlich klingt das Lob, welches Gödeke in der zweiten Auflage seines Grundrisses (1884, aber Alles wörtlich herübergenommen aus der Ausgabe von 1854 S. 64 f.) S. 241 f. dem Gedichte spendet: 'Der treue Kampfmut des jungen Helden und die boshafte Tücke Wittichs sind in wahrhaft dichterischer Weise konstrastiert, und im ganzen Bereich der deutschen Heldensage steht nur Siegfrieds Tod von Hagens Hand über diesem rührenden Theile des Gedichtes.' Gödeken ganz eigentümlich ist hingegen die Ansicht, Alphart sei aus dem Niederdeutschen umgeschrieben. Er bringt dafür vor: das ganze Gedicht enthalte keinen Reim, der nicht auch niederdeutsch sein könne; die vorhandenen Reimungenauigkeiten seien für das Mittelhochdeutsche, selbst des 14. Jhs., zu hart, 'niederdeutsche Gedichte waren mit dem bloßen Anklange leichter zufrieden'; einzelne Züge stimmten mit der Thidrekssaga, auch Alpharts Verlobte Amelgart weise auf Niederdeutschland, denn Hildebrand habe sie aus Schweden geholt.' Gödeke hat sich also durch Pfeiffers Einwände (in der Besprechung des Grundrisses, Germania 2, 502) auch später nicht irre machen lassen (in den Nachträgen S. 1154, die 1862 erschienen sind, erwähnt er sie auch nicht). Pfeiffer kennt dort keine niederdeutschen Gedichte mit solchen Reimen, wie sie Alphart bietet, er verweist als Beispiel solcher Ungenauigkeiten auf den 'geistlichen Streit', welches Gedicht, 'wie Alpharts Tod, im 14. Jahrhundert und im Elsaß gedichtet sein werde.' Gödeke's Meinung enthält ja an sich nichts Unmögliches, denn die Thidrekssaga bezeugt den Bestand niederdeutscher Dichtungen aus der Heldensage für das 13. Jh., allein bei dem Alphart gebricht es doch an allen unmittelbaren Zeugnissen,

und seine Einstimmungen mit der Thidrekssaga sind sehr viel weniger wichtig als die zwischen dieser und den Nibelungen. Die vermuteten Spuren des Niederdeutschen in der Überlieferung des Alphart sind von Martin teils auf die lokalen Eigentümlichkeiten des Schreibers ('aus der Gegend des Mittelrheins, etwa zwischen Straßburg und Mainz', Einl. S. X) zurückgeführt, teils als bairisch-österreichisch (Einl. S. XXX) erwiesen, teils überhaupt getilgt (ebenda) worden. — Ganz an Martin schließt sich Rudolf Löhner in seinem Aufsatze: 'Beiträge zu Alpharts Tod' (Programm des deutschen Gymnasiums zu Kremsier in Mähren, 1885). Er sucht durch Analyse des Inhaltes und der Komposition, durch stilistische Beobachtungen (die sich übrigens S. 12 ff. unwillkürlich gegen Martin kehren) und Betrachtung der Charaktere Martins Kritik zu stützen, nur in ganz wenigen unwesentlichen Punkten weicht er von ihm ab. — Eine sehr davon verschiedene Auffassung trägt Vogt in Pauls Grundriß (1893 erschienen) 2, 321 vor: 'Auch sonst verrät das Buch von Alpharts Tod die Einwirkung des Nibelungenliedes, dessen Strophenform hier in noch etwas weniger veränderter Gestalt als in den Rosengärten angewant wird; die Darstellung jedoch zeigt wieder den Übergang in die formelhafte, aber lebendige und grelle Darstellung der Spielmannsdichtung. Auch diejenigen Theile des Gedichtes, welche der Herausgeber aus der vielfach verworrenen und widerspruchsvollen Überlieferung unter Beseitigung erheblicher Erweiterungen als den alten Kern auszusondern sucht, und welche den tragischen Untergang des Helden zu rührender Darstellung bringen, stehen jener Manier viel näher als das Nibelungenlied: sie in die beste Zeit des epischen Volksliedes, in die nächsten Jahre vor oder nach 1200 zu setzen, wie ge-

meinhin angenommen wird, bietet weder ihr Inhalt noch ihr Stil, noch ihre sprachlichen und metrischen Formen Veranlassung. Doch ist aus ihnen meines Erachtens die alte Fassung des Liedes überhaupt nicht mehr zu erkennen. Die überlieferte Bearbeitung reicht jedenfalls nicht über die zweite Hälfte des 13. Jhs. zurück; das bairische Franken wird ihre, vielleicht auch des Originales Heimat sein.' — Die 'Untersuchungen über Alpharts Tod' von Emil Kettner (Osterprogramm 1891 des Gymnasiums zu Mühlhausen in Thüringen) betrachten in vier Abschnitten die allgemeinen Vorstellungen und Anschauungen des Dichters, die epische Technik, Stil und Sprache, sowie die Stellung des Alphart innerhalb der Volksepik. Das Hauptergebnis läßt sich dahin zusammenfassen, daß durch Vergleichung des Alphart mit anderen Dichtungen gezeigt wird, Alphart enthalte zwar 'mehrere beachtenswerte Übereinstimmungen mit dem Nibelungenliede' (S. 49), dürfe aber trotzdem nicht zu diesem gestellt werden, sondern sei in seiner Grundlage zwischen 1250 und 1260 verfaßt und gehöre durchaus der Spielmannsepik an, worunter nicht mit Scherer die Gruppe um 1200, sondern die viel spätere der Wolfdietriche, Rosengärten u. s. w. begriffen wird. Scheidung älterer und jüngerer Strophen oder Abschnitte hält Kettner für unmöglich. Seemüller nimmt in seiner Besprechung der Schrift (Anz. f. d. Altert. 18, 350 ff.) das Hauptresultat Kettners, den Nachweis, daß Alphart eine Spielmannsdichtung späteren Ursprunges sei, an, gesteht auch zu, daß die Berufung auf das deutsche Buch und das alte Lied formelhaft und deßhalb unwesentlich sei, will aber doch der Kritik das Recht wahren, die Spuren verschiedener Dichtungen und Arbeiter im Alphart festzustellen, den Kettner für ein einheitliches Werk in

seiner jetzigen Gestalt ansieht. — Fast gleichzeitig mit der Abhandlung Kettners ist von O. L. K. Jiriczek die Untersuchung 'Die innere Geschichte des Alphartliedes' in Paul-Braunes Beiträgen 16, 115—199 (1892) ausgearbeitet worden. Sie scheidet sich in einen allgemeinen (S. 116—167) und einen besonderen Theil (S. 167—199). Im ersten werden vor Allem die von Martin angewanten metrischen Kriterien genau geprüft; das wesentliche Ergebniß ist, daß die Cäsurreime nicht als ein Kennzeichen der Unechtheit angesehen werden dürfen (S. 127). Dasselbe ergibt sich bei der Prüfung der 'stilistischen Kriterien', unter denen Jiriczek hauptsächlich die verschiedenen Arten von Wiederholungen versteht, ferner der 'sachlichen Kriterien', als welche insbesondere die wahrgenommenen Widersprüche gelten. Die Methode, deren sich der Verfasser dabei bedient, besteht in der möglichst umfassenden Herbeischaffung eines Materiales von Analogien aus der Volksepik, durch welche gezeigt werden soll, daß die genannten Kriterien in vielen anderen Fällen unanwendbar sind, somit auch für den Alphart ihre beweisende Kraft einbüßen. Im besonderen Theil findet Jiriczek zunächst Martins 'echten' Text mannigfach unbefriedigend, wendet sich dann im Einzelnen wider die Athetesen innerhalb der Strophen 1—304 und erklärt sich schließlich auch für die 'Echtheit' der Fortsetzung, wobei er wie Kettner auf die Übereinstimmung ihres Inhaltes mit dem Berichte der Thidrekssaga besonderes Gewicht legt; die anerkannten Unterschiede zwischen der Qualität der Fortsetzung und der des Liedes von Alpharts Tod werden ihm dadurch verständlich, daß er annimmt, die Fortsetzung habe weit mehr durch Umarbeitungen und Interpolationen gelitten als der voraufgehende Theil. Den Schluss der Abhandlung von Jiriczek

bildet der Satz (S. 199): 'Wir müssen also den Text so lassen wie er ist und uns mit dem Resultate begnügen, daß der ganze vorliegende Text des Alphart das Resultat mannigfacher Umarbeitungen eines einheitlichen Gedichtes darstellt.' — Wider diese Untersuchung kehrt sich Martin in demselben Bande der Paul-Braune'schen Beiträge, S. 471—476, indem er kurz hervorhebt, aus welchen Gründen er bei seiner Ansicht über die Entstehung des Gedichtes von Alpharts Tod verharre.

So liegt meines Wissens die Frage heute. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Forschung über das Epos Alphart von keiner Seite her einen befriedigenden Abschluß bis zur Stunde erreicht hat, daß absolut überzeugende Gründe für keine der geltenden Ansichten vorgebracht wurden, vielmehr steht Meinung gegen Meinung: Martin hält an der Richtigkeit seiner Athetesen ebenso fest wie Andere, und dieß scheint die Mehrheit, an dem *non liquet,* womit an sich die von Martin ermittelte Vorgeschichte des Werkes nicht schlechtweg in Abrede gestellt, aber als durchaus unerweisbar betrachtet wird. Bei dem Versuche, die Tragweite der von mir vorgelegten Beobachtungen über die religiösen Formeln im Alphart für das Problem von der Entstehung des Gedichtes zu ermessen, bin ich genötigt, zu der eben im Überblick angeführten Litteratur darüber Stellung zu nehmen. Ich darf auch meinerseits neue und durchschlagende Ergebnisse nicht versprechen, glaube aber, daß ich wenigstens die Ansicht zu begründen vermag, zu der ich mich bekenne.

Wenden wir unsern Blick zunächst auf die einzige Grundlage aller Erörterungen über das Gedicht 'Alpharts Tod', auf die Überlieferung. Damit steht es bekanntlich sehr übel. Martin mußte seinen Text aus v. d. Hagens Abschrift der einzigen und unzugänglichen Handschrift des 15. Jhs. herstellen, die Bernhard Hundeshagen besessen hatte. Bei diesem Zeitpunkte werden wir nun freilich nicht stehen zu bleiben brauchen. Wie die Bearbeitung eines älteren epischen Gedichtes aus dem 15. Jhs. aussieht, das lehrt nicht bloß das Heldenbuch des Kaspar von der Roen, sondern ganz insbesondere die Piaristenhds. der Nibelungen (vgl. jetzt Justus Lunzer in Paul-Braunes Beitr. 20, 345 ff.). Davon steht die Überlieferung des Alphart noch sehr weit ab. Zwar ist der Schreiber nicht sonderlich geschickt gewesen, er hat seine grobe Mundart (vgl. darüber Martins Einleit. S. VI ff.) sehr rücksichtslos an die Stelle einer älteren Schreibung gesetzt, er war unaufmerksam und seine Kenntniß der alten Sprache war gering. Wer *ellen* nicht mehr verstand, sondern *elende* dafür schrieb 373, 4, wer *rasz* neben *mark* stellte 443, 1, *mjt dyren* schrieb statt *tiure* 123, 2, *getragen* für *gedrungen* 378, 1, *dreffen* für *diezen* 449, 3, *erarmen* für *erarnen* 232, 3, von dem läßt sich nicht viel erwarten, wenn er eine deutsche Vorlage kopiert.

Wir sind darnach ohne Zweifel befugt anzunehmen, der Alphart in Hundeshagens Handschrift sei nicht das Original, sondern die Abschrift eines älteren Werkes. Es fragt sich nun zunächst: wie alt mag die unmittelbare Vorlage unserer Überlieferung gewesen sein? An sich gibt es, meine ich, nur eine Art von Beobachtungen, die Schlüsse darauf zuläßt: die Lesefehler des Schreibers. Sie für den Alphart zu verzeichnen, ist nicht ohne

Schwierigkeiten, denn wir besitzen nur v. d. Hagens Kopie, die Fahrlässigkeit des Schreibers ist groß, seine Mundart nicht völlig urkundlich festgelegt — alles mögliche Fehlerquellen. Trotzdem musste der Versuch gewagt werden und ich zähle hier eine Reihe von Schreibfehlern auf, die, wie ich glaube, aus Verlesungen der Vorlage entsprungen sind. Sie bedarf gewiß der Berichtigungen, reicht aber für meine Schlüsse aus.

a und *e* werden vertauscht: *das* steht für *des* 24, 3. 30, 1. 38, 1. 46, 1. 206, 2. 245, 3. 388, 1. 401, 4. 406, 1. Diese Fälle sind jedoch keineswegs alle sicher, weil etlichemale auch mit Bewußtsein die ältere durch die jüngere Konstruktion mag ersetzt sein. *des* steht für *daz* 17, 3. *da* für *der* 203, 2. *was* für *wes* 84, 2. Andere Verlesungen, die *a* betreffen, sind *Das* für *Do* 231, 1. *da* für *die* 21, 3. *sat* für *seite* 38, 1. 311, 2. *scheyden* für *schaden* 177, 4. 212, 4. 245, 4. *hint* für *hat* 344, 4. *i* scheint übersehen in *hen* für *Heim(e)* 2, 2. 31, 1. 32, 3. 40, 3. 245, 4. 263, 1. 453, 4. *Nv* für *diu* 146, 2. — *o* für *ie: schrot* für *schriet* 240, 1. 378, 3. *erdoszen* für *erdiezen* 351, 2.

Viel Ursache zu Fehlern gab *r*. Es wird besonders mit *n* vertauscht: *mene* für *mere* (angemerkt von Martin S. VII) 27, 3. 170, 1. 182, 3. 279 3. 454, 4. *keinen* für *keiner* 112, 4. *vszerwelten* für *uzerwelter* 130, 3. *gefanger* für *gefangen* 139, 2. *eber* für *eben* 393, 1. *von* für *vor* 247, 3. Vielleicht gehört auch *pene* für *Berne* 28, 4 hierher, *forst* für *vogt* 460, 4. Mit anderen Buchstaben: *geseyt* für *gereit* 38, 4. *der* für *des* 333, 4, *des* für *der* 381, 4. *der* für *daz* 332, 4. *(da* für *daz* 25, 4. 50, 3.*)* *der* für *die* 91, 1. 157, 4. *Sewalt* für *Sewart* 200, 1. *sere* für *sele* 218, 4.

Buchstaben ohne Oberbalken werden häufig verwechselt: *mych* für *iuch* 276, 2. *nych* für *mich* 71, 1. *ine* für *im* 214, 2. *nit* für *nu* 263, 1. *v* für *w: wel* für *vil* 7, 2.

vyl für *wil* 71, 2. *fart* für *warte* 53, 2. 87, 4. *s* für *v: solt* für *valt* 378, 4. *slogen* für *vluhen* 289, 4. *v* ist ganz weg gefallen: *reysen* für *vreise* 13, 2.

f wird mit *h* vertauscht, wenn *dorfte* für *dorhte* 36, 4. 43, 1. 119, 2 angeführt werden darf. *l* wird mit *t* verwechselt: *zu vil* für .... *zit* 98, 1; mit *h: Auch so* für *Al so* 283, 1. *b* mit *h: bart* für *hort* 460, 2; mit *k: erbrachten* für *erkrachten* 367, 3; *b* scheint übersehen: *erlose* für *erblœze* 249, 4. 257, 3. *z* findet sich mit *h* vertauscht (vgl. darüber Martins Bemerkung in der Zeitschrift f. d. Altert. 27, 137).

Einzelnfälle: *Helmschrot* für *Helmnot* 74, 1 ist zweifelhaft. *fromden* für *friunde* 317, 2 (vgl. O. v. Zingerle, Zeitschr. f. d. Altert. 27, 141). *Vnd* für *Nu* 390, 4. *Bottel* für *Gotel* 74, 2. *Derbart* für *Gerbart* 159, 1. *Sydong* für *Nudunc* 436, 1. — Ganz unsicher ist *lonen* für *Limme* 449, 3. —

Ich denke, es wird keinem Leser mittelalterlicher Handschriften verborgen bleiben, daß die Beschaffenheit der Buchstaben, welche diese Lesefehler in der Überlieferung des Alphart verschuldet haben, sich nur in der Minuskel des 14. Jhs. findet. Vergleicht man die vorgelegte Sammlung mit dem durch Oswald von Zingerle über die Ambraser Handschrift beigebrachten (Zeitschr. f. d. Altert. 27, 136—142), so ergibt sich eine so bedeutende Menge von Übereinstimmungen — man bedenke den geringen Umfang des Alphart —, daß man auch die Vorlage des Hundeshagenschen Codex unbedenklich in die erste Hälfte des 14. Jhs. wird setzen dürfen. Dazu paßt folgende Wahrnehmung: nach 249, 4 stehen in der Hs. irrtümlich die Zeilen 258, 1. 257, 4. Vielleicht ist das Versehen dadurch zu erklären, daß sowol in 250, 1 als in 259, 1 der zweite Halbvers lautet: *alsô sprach Alphart.* (Vgl. 277 ff., wo Konfusion eingetreten

ist, weil der Schreiber ebenfalls irrig vorausgeblickt hat von 278, 2 auf 279, 4.) Der Vorgang wäre dann noch verständlicher, wenn man sich denken dürfte, die benutzte Vorlage habe die Strophen 250 und 259, die eine auf dem aufgeschlagenen linken Blatte, die andere auf dem rechten gehabt, und zwar in derselben Höhe der Seiten. Daraus ergäbe sich, daß die Vorlage gleichfalls in abgesetzten Versen und Strophen geschrieben gewesen sei, und zwar neun Strophen = 36 Langzeilen auf der Seite, Dinge, die sich sehr zu der Annahme schicken, daß die Vorlage in die angegebene Zeit gehöre.

So weit also reicht das urkundliche Zeugniß zurück für die überlieferte Gestalt des Alphart. Nun gibt es ja noch verschiedene Möglichkeiten, eine Abfassungszeit für ein Denkmal zu ermitteln, die hinter der erschließbaren Vorlage der Überlieferung zurückliegt. Woran man dabei zuerst denkt, eine unmittelbare Angabe, enthält der Text des Alphart nicht. Auch mittelbare Beweise, die sich auf den Inhalt der Erzählung beziehen, lassen sich aus 'Alpharts Tod' nicht schöpfen, weil die darin behandelte Sage (abgesehen von späteren Belegen) vereinzelt steht und den von Martin (Einleitung S. XXIII ff.) scharfsinnig vorgebrachten Schlüssen aus der Vergleichung mit der verwanten Darstellung vom Untergange der Söhne Etzels die Sicherheit fehlt. Dagegen finden sich in der von Martin so genannten 'Fortsetzung' (Str. 306—467) eine Anzahl von Stellen, die mit dem Berichte der Thidrekssaga über den Verlauf der Ravennaschlacht auffallend übereinstimmen; sie sind von Kettner S. 16 und Jiriczek S. 193 ff. mit besonderem Nachdruck hervorgehoben worden. Vorläufig angenommen, die 'Fortsetzung' bilde in der That nur ein Stück des einheitlichen Gedichtes 'Alpharts Tod', so wäre doch

aus diesen Einklängen mit der Thidrekssaga für die Bestimmung der Abfassungszeit des Alphart nichts gewonnen. Denn sie gewähren nur einen *terminus ante quem non*, die Mitte des 13. Jhrs. ungefähr, aber durchaus nicht einen *terminus post quem non*. Symons hält (Pauls Grundriß 2, 45) die Darstellung der Rabenschlacht in der 'Fortsetzung' für die dritte und unursprünglichste, die der Wolfdietrichssage nachgebildet sei und in der selbst der alte Berchtung von Meran in typischer Rolle wieder erscheine.

Demnach erübrigt nur, die Sprache des Gedichtes nach dem ungefähren Datum seiner Entstehung zu befragen. Martin ist (Einleitung S. XXX ff.) überzeugt, daß der äußere Eindruck von 'Alpharts Tod' seinen Ansatz — um 1200 — unterstütze. Kettner sucht, wie schon berichtet, festzustellen, daß die Übereinstimmungen zwischen dem Alphart und anderen Epen, vornehmlich den Rosengärten und Wolfdietrich D, auf eine spätere Abfassungszeit des Alphart schließen lassen. Diese Ansicht teile ich: mein Eindruck von der Sprache des Gedichtes läßt mich, wenngleich nicht mit voller Sicherheit, die zweite Hälfte des 13. Jhs. als Zeit der Entstehung annehmen. Die von Martin verzeichneten ungenauen Reime scheinen mir dieses Urteil unmittelbar zu bestätigen: man vergleiche damit nur im einzelnen die Reime der Nibelungen, um sich zu überzeugen, daß der uns überlieferte Alphart unmöglich um 1200 entstanden sein kann; hingegen sind seine Reimungenauigkeiten in der späteren Spielmannsepik reichlich zu finden. Besonders wichtig scheinen mir die überaus starken Apokopen im Reime, die auch Martin (S. XXXI) 'bedenklich' vorgekommen sind und die selbst für die zweite Hälfte des 13. Jhs. noch grob bleiben. Martins eigene

Mitteilungen (S. XXXIII) über die Mängel des Strophenbaues im Alphart passen vortrefflich zu der Annahme einer späteren Abfassungszeit; ich wüßte nicht, auf welche Weise sie als Verderbnisse aufgefaßt und auf einen besseren ursprünglichen Stand zurückgeführt werden könnten.

Zwischem dem Zeitpunkte, den somit die äußere Beschaffenheit des Alphart uns für seine Entstehung anzunehmen gestattet, und zwischen dem von Martin angesetzten (Jiriczek läßt die jetzige Gestalt des Textes 1230—50 verbreitet sein S. 167), liegt allermindestens ein halbes Jahrhundert. Wie ist nun Martin, dessen anerkannte Vorsicht und Tüchtigkeit meines Lobes nicht bedarf, dazu gekommen, den unsicheren Sprung in die frühere Zeit zurück zu wagen? Durch eine Hilfskonstruktion, deren Gebrauch in der deutschen Philologie lange ziemlich allgemein war und die sich von den Hilfslinien geometrischer Beweise dadurch unvorteilhaft unterscheidet, daß diese überflüssig werden, sobald die innere Folgerichtigkeit des Erweises der These erkannt ist, während jene stehen bleiben muß und dadurch den hypothetischen Charakter des ganzen Vorgehens deutlich bekundet. Diese Hilfskonstruktion besteht in der Annahme, daß es einen Höhepunkt der deutschen Poesie gegeben habe, der insbesonders die beiden Jahrzehnte 1190—1210 umfaßt. Damals sind im Volksepos, im höfischen Roman und der Lyrik die bedeutenden Männer einer Generation aufgetreten, durch welche dieses Zeitalter deutscher Dichtung zum klassischen geworden ist. Nur jene Zeit vermochte wirklich vollkommene Schöpfungen, die frei vom Erdgeschmacke ihrer Entstehung auch uns heute noch so scheinen, hervorzubringen. Findet sich daher irgendwo ein wirklich gutes poetisches Werk,

das nicht genau datierbar ist, so wird es dieser Auffassung gemäß jenen klassischen Jahrzehnten altdeutscher Litteratur zugewiesen, wofern es sich sonst noch ungefähr dahin abbiegen läßt. So ist dem Laurin geschehen, so dem Alphart. Dabei bleibt, so viel ich meine, Manches unbeachtet. Zwar wird ja den Thatsachen gegenüber kein Verständiger die starke Erhebung der deutschen Poesie um die Wende des 13. Jhs. in Abrede stellen wollen, wir bemühen uns vielmehr darum, die Erscheinung zu erklären. Aber der Begriff einer klassischen Epoche schiene mir doch zu enge gefaßt, wenn man glauben wollte, außerhalb ihrer Zeitgrenzen könnten ausgezeichnete Werke nicht zu stande gekommen sein. Überschlagen wir nur einen Augenblick die Produktion des höfischen Epos: der namenlose Dichter von 'Mai und Beaflor', dann Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg haben viel bessere Sachen gemacht als Ulrich von Zazikhoven und sogar Wirnt von Gravenberg, obzwar diese in die klassische Zeit fallen und jene noch weit darüber hinaus liegen. Und im Minnesang? Der stärkste Lyriker nach Walther von der Vogelweide, nämlich Neithart von Reuenthal, wirkte jenseits des klassischen Abschnittes, der seinesteils so schwache Lyriker wie Heinrich von Veldeke und Hartmann von Aue in sich schließt.

Zwei Vorstellungen haben meines Erachtens sehr stark dazu beigetragen, den Begriff der klassischen Periode altdeutscher Poesie nach beiden Seiten, der Aufnahme und des Ausscheidens, unsachgemäß zu beschränken. Einmal jene aus der Romantik stammende, von Jakob Grimm uns angeerbte, welche die Jahreszahlen der mittelalterlichen Litteraturgeschichte von den Anfängen bis ins 15. Jh. uns nur als eine stetig abnehmende Skala der Vortrefflichkeit der verschiedenen Werke ansehen läßt;

so weit ich es jetzt verstehe, eine durchaus unhistorische Art von Maßstab. Zweitens aber die Ansicht, die geistige Entwicklung der Völker sei durchaus mit der eines einzelnen Menschen in Parallele zu bringen. Wie dieser, in der Fülle körperlicher Kraft, etwa zwischen dem 30. und 50. Jahre seines Lebens, das Beste und Reifste hervorbringt, das seiner persönlichen Anlage gemäß ist, ebenso sollen die Nationen einen oder mehrere Abschnitte ihrer Existenz durchmessen, in denen sich alle ihre Kräfte, aufs höchste gesteigert und konzentriert, zu großen Werken und Thaten verbinden. Das ist aber nur eine Hypothese, sie scheint mir bisher unbewiesen und ist vielleicht niemals beweisbar. Der größte Gewinn, den die ungeheuren Entdeckungen auf dem Gebiete alter Geschichte uns heute einbringen, besteht in der außerordentlichen Erweiterung unseres Horizontes und demzufolge in der richtigeren Beurteilung der hohen und tiefen Punkte. Wird es nicht jetzt immer klarer, daß die Entwicklung Roms in der Kaiserzeit ihren Gipfel erklommen hat, nicht in der Republik, wie unsere Schulbücher lehrten? Von dort, aus der alten Geschichte, bezog man aber immer die Analogien her, nach denen man das Werden der Völker des Mittelalters und der Neuzeit theoretisch konstruierte; dort schöpften Giambattista Vico, Herder, Buckle und Hartpole Lecky —: alle diese Vergleiche und die auf sie gebauten Schlüsse müssen heute wieder überprüft werden. Scherer hat für diese Art von Periodisierung wissenschaftliche Gründe ausfindig zu machen gesucht und sie mit den Berechnungen des Generationenwechsels verknüpft; ich habe schon oben (S. 207) bemerkt, daß mir diese Hypothese ganz ungeschichtlich scheint: ich halte es nicht für zulässig, die historischen Hervorbringungen mensch-

lichen Vermögens aufzufassen wie die Funktion der Walzen einer Spielorgel. —

Kehren wir zum Alphart zurück, so wird es meines Erachtens damit sein Bewenden haben müssen, daß seine Entstehung höchstens in die zweite Hälfte des 13. Jhs. gesetzt werden kann.

Nun hat Martin für die Richtigkeit seiner Datierung noch einen mittelbaren Beweis dadurch herzustellen unternommen, daß er einen älteren 'echten' Bestand von Strophen aus der Überlieferung des ersten Theiles von 'Alpharts Tod' sonderte; nicht ohne die Gefahr des bekannten Kreisschlusses, wornach man die Beschaffenheit des Überlieferten, die Kennzeichen von 'echt und unecht' so wie die Vorstellung vom Stile des Volksepos wechselseitig auf einander wirken läßt. An sich stehen einer solchen Scheidung älterer und jüngerer Theile beim Alphart nicht unwesentliche Hindernisse entgegen. Da sind einmal die ungenauen Reime und die Apokopen im Reime, welche nach Martins eigenem Verzeichniß (Einl. S. XXX ff.) in echten und unechten Strophen gleichermaßen vorkommen. Dieses wichtige Kriterium versagt also vollständig, d. h. mit anderen Worten: es ist unmöglich, 'einen alten Bestand und Zusätze nach den Kennzeichen der Verschiedenheit der Sprache auseinander zu halten. Dazu kommt noch Eines. Wir können, wie sich gezeigt hat (S. 225 ff.) von der vorhandenen Überlieferung des Alphart bis auf eine Vorlage aus der ersten Hälfte des 14. Jhs. zurückschließen. Damals besaß jedoch das Gedicht schon ganz die Gestalt, in der es uns jetzt vorliegt, denn die wahrgenommenen Lese- und Schreibfehler erstrecken sich über alle Theile des Werkes unterschiedslos; wären in der Vorlage der Hundeshagenschen Handschrift oder seit ihr Zusätze eingeschaltet

worden, so müßten sich diese durch Abwesenheit der Lesefehler erkenntlich machen, das ist aber nicht der Fall. Wir vermögen also gar keinen Zeitpunkt zwischen der Entstehung des Gedichtes und der gegenwärtigen Überlieferung anzugeben, an dem das Werk so hätte umgestaltet werden können, wie Martins Athetesen voraussetzen.

Diese Bemerkungen beziehen sich nur auf die Kritik des ersten Theiles von 'Alpharts Tod'. Wie wir schon wissen, fehlen in der Handschrift zwischen Strophe 305 und 306 die zwölf Blätter 23—34. Die Strophe 305 erzählt noch die Katastrophe Alpharts, mit 306 befinden wir uns in den Vorbereitungen zu einer Schlacht zwischen Ermenrich und Dietrich. In die Lücke fällt somit der Schluß der Erzählung vom Tode Alpharts, der Bericht, wie man das Unglück wahrgenommen hat, wie es Dietrich gemeldet wurde, seine Klage, sein und seiner Helden Entschluß zur Rache. Nun behauptet Martin, die 'Fortsetzung', also das Stück von Strophe 306 bis zum Schluß sei von einem anderen, späteren Dichter verfaßt als der erste Theil vor der Lücke. Von einem anderen, darin muß ich ihm unbedingt beistimmen, trotzdem sich Kettner und Jiriczek sehr deutlich gegen Martin ausgesprochen haben. Es ist nicht unwichtig, für diesen Punkt die Beobachtungen über die religiösen Formeln des Werkes heranzuziehen. Der erste Theil weist auf 305 Strophen 48 solche Formeln auf, die Fortsetzung mit 162 Strophen sollte darnach mindest etwa 24 Formeln haben, besitzt aber nur 14, oder vielmehr, da die 6 Stellen über Ilsam wegfallen, nur 8. Auch sind die genaueren Unterschiede noch zu beachten. Drei Grußformeln *(wis got wilkomen)* finden sich nur in der Fortsetzung, im Alphart gar nicht, obzwar die Gelegenheit dazu reich-

lich vorhanden wäre. Dagegen finden sich erzählende Abschieds-, Dank-, die meisten Anrufungsformeln, die Ausdrücke für das Vertrauen auf Gott, die Erwähnungen der Seele (vgl. dazu 323, 4), des Teufels, die christlichen Bezeichnungen der Todeszeit nur im Alphart selbst, nicht in der Fortsetzung, trotzdem ihr Inhalt genug Anlaß dazu böte. Diese Merkmale von Verschiedenheiten des Stiles lassen sich noch ergänzen. Gleich in den ersten Strophen der Fortsetzung 308—310 wird der Empfang, den Eckehart in Breisach seinen Gästen, Hildebrand und Nitger, bereitet, Essen und Verpflegung mit Einzelnheiten beschrieben, die sich im Alphart nicht finden. Von der Art sind auch 324, 1 ff.; der Mond 336, 3; das Bild 367, 4; dann 385, 1 ff. 388, 3 f. 416, 1 ff. 445, 1 ff. Ich halte diese Art unvereinbar mit der kürzeren des Alphart: ob Jemand mit oder ohne solche Détails seine Erzählung gestaltet, scheint mir ein wichtiger Unterschied. Ein anderes: in den reichlichen Kampfbeschreibungen des Alphart kommt das Klingen der Waffen an folgenden drei Stellen vor: 164, 3 *mit sînem guoten swerte daz im in der hende erclanc;* 236, 2 *si sluogen ûf einander, daz ez vil lûte erdôz;* 296, 2 *schilde unde helme erclungen.* Für die Kämpfe in der Fortetzung, die einen so viel kleineren Raum beanspruchen, bildet die Erwähnung des Waffenklanges ein unentbehrliches Werkstück des Erzählers, wie man aus folgenden Stellen sieht: 350, 4 *daz hôrt man lûte erclingen: sô herte wart der strît;* 351, 2 f. — *daz ez begunde erdiezen ime berge unt ime tan. die slege hôrte erschellen Stûdenfuhs der degen;* 354, 3 *er begund die helme schellen — daz erhôrten sîne gesellen;* 367, 3 *die schefte lûte ercrachten von maneges heldes hant;* 372, 2 *sîn swert hôrt man erclingen;* 373, 3 *ein swert daz in dem sturme als ein glocke erdôz;* 380, 2 *sîn guot*

swert im lûte an der hende erclanc; 440, 3 *ein scharphez swert swære clanc Wolfhart in der hant;* 449, 2 *(ein scharphez wâfen) dâ mit der degen starke ûf Witegen dô sluoc, daz Limme der helm veste dô diezen began. dô kêrte nâch dem schalle Eckehart der küene man;* 450, 1 *Nagelringes ecke dô vil lûte erclanc;* 450, 4 *Mimminges ecke an Witegen hende lûte erdôz.* Es scheint mir unbestreitbar, daß der Dichter der Fortsetzung aus einer anderen poetischen Anschauung schöpfte als der des Alphart. Dafür reichen die hier vorgelegten Beobachtungen aus.

Nur nebenher komme ich darauf zurück, daß auch bei der 'Fortsetzung' v. Muth in der schon erwähnten (S. 217) Abhandlung ältere Strophen aus einer Überarbeitung hat erkennen wollen, wie mich dünkt, erfolglos Insbesondere sind einzelne Stellen der Überlieferung von ihm mit einer Freiheit rekonstruiert worden, die als lehrreiches Beispiel der Thätigkeit eines verwegenen alten Bearbeiters eher gelten könnte, denn als Probe einer vorsichtigen methodischen Kritik. Übrigens kann ich auch die unbewiesene Meinung von Jiriczek (vgl. oben S. 222) nicht teilen, die Fortsetzung sei besonders stark überarbeitet; keines wenigstens von den sicheren äußeren Kriterien (Schreibung, Sprache, Reim) tritt dafür ein. Seemüller hebt (a. a. O. S. 351) mit Recht hervor, daß über den Kampf eines Helden gegen zwei im Alphart und in der Fortsetzung 348 ff. verschiedene Ansichten herrschen. Wenn er aber weiters meint, es sei nicht denkbar, daß der Dichter des Alphart in der Fortsetzung den alten Hildebrand, der vorher seinem Helden unterlegen war, über diesen hinausheben werde, so mutet er, glaube ich, dieser Zeit ein feineres ästhetisches Urteil zu als sie besaß. Bedeutsamer scheint es mir, wenn Martin (Beitr. 16, 476) darauf hinweist, eine Schilderung der Raben-

schlacht nach Alpharts Tod verlange notwendig Sühne für die Ermordung des jungen Helden, davon sei jedoch in der Fortsetzung nicht die Rede. Diese muß deßhalb, dürfen wir schließen, von Jemand hinzugefügt worden sein, der mit der Anlage des ersten Theiles nicht vertraut war. Aber die letzte Zeile des Ganzen lautet doch: *nû hât diz buoch ein ende und heizet 'Alphartes tôt'.* Dieser Schluß des ersten Gedichtes ist, wie ich denke, von dem Fortsetzer an das Ende seiner Arbeit geschoben worden, die er, was Str. 460 ff. deutlich zeigen, mit großer Eile und rasch zusammenfassend fertig gebracht hat. Einen Unterschied der Abfassungszeiten zwischen Alphart und der Fortsetzung gestehe ich nicht wahrnehmen zu können.

Damit sind wir übrigens noch nicht am Ende unserer Betrachtungen über die höhere Kritik des Alphart angelangt. Martin hat bei seinen Unterscheidungen von echt und unecht vielfach Gebrauch von dem Kriterium der Cäsurreime gemacht, die er bisweilen sogar als entscheidend für die Annahme jüngeren Ursprunges einer Strophe ansieht, sowie von dem Merkzeichen des Überganges zwischen zwei Strophen u. dgl. Ich beziehe mich, was diese Beweismittel anlangt, im Allgemeinen auf die Darlegungen von Jiriczek a. a. O. S. 116 ff., nur über die Cäsurreime möchte ich meinen früheren Bemerkungen S. 173 noch Einiges beifügen. Es ist keine Frage, daß die Cäsurreime das ursprüngliche Gefüge der Nibelungen- und Kudrunstrophe zerstören, schon deßhalb, weil sie starke Akzente an Stellen dieser rhythmischen Gebilde verlegen, wo sie nicht hin gehören und zuerst nicht vorhanden waren. Allein, man muß doch fragen: wie sind die Leute dazu gekommen, die Cäsurreime für einen wünschenswerten Schmuck der

epischen Strophen zu halten? Die eine mögliche Antwort, man habe diese Strophen musikalisch reicher ausgebildet und deßhalb eine Vermehrung der rhythmischen Akzente gebraucht, erweist sich sofort bei näherer Überlegung als unzulässig. Es gibt, so weit ich sehe, nur eine haltbare Erklärung für diesen Entwicklungsprozeß der epischen Strophen. Wir glauben Alle zu wissen, daß der Gedanke, die mündlich verbreiteten Lieder aus der Heldensage zu zusammenhängender Erzählung zu verbinden, erst unter der Einwirkung des vorbildlichen höfischen Epos entstanden ist. Dieses Vorbild ist, wie für die ganze Art der Redaktion des Volksepos, von Bedeutung, so gewiß auch auf die Form von Einfluß gewesen. So lange die Lieder auf mündliche Verbreitung angewiesen waren, blieb auch die Gestalt ihrer musikalisch recitierten Strophen unberührt. Sie litt aber sicherlich schon beim bloßen Übergange zur schriftlichen Aufzeichnung, denn das Auge behütet die Struktur rhythmischer Gebilde jedesfalls viel weniger sorgsam als das Ohr. Noch mehr muß aber das Beispiel der kurzen Reimpaare des höfischen Romanes den strengen Bau der Strophen entwertet haben: die Cäsurreime bilden meines Erachtens die Kurzzeilen nach, indem sie den Langvers deutlich in zwei Stücke von dem ungefähren Maße der Kurzzeile zerlegen. So lassen denn auch die Reime nicht mehr so lange auf sich warten als in den älteren Strophen der Volksdichtung. Es versteht sich daraus auch, wie es kam, daß nicht bei der neuen Abschrift eines Gedichtes sofort alle Strophen mit Cäsurreimen ausgestattet wurden, was an sich ziemlich schwierig gewesen wäre: man hat nur im Allgemeinen darnach gestrebt, sich dem Verlauf der Kurzzeilen der höfischen Erzählungen anzunähern. Dieselbe Tendenz

läßt sich in den Strophen der späteren Volksdichtung erkennen, der Rabenschlacht, besonders der Virginal; Biterolf und Dietleib geben die Strophe ganz zu Gunsten der höfischen Reimpaare auf. Die Frage, um welche Zeit die Einführung und Einschaltung der Cäsurreime begonnen haben möge, kann nicht mit Bestimmtheit beantwortet werden. Das Interesse für Cäsurreime darf jedesfalls schon bei den ersten schriftlichen Redaktionen epischer Volkslieder der Heldensage angenommen werden. Gewiß ist nun durch einige Zeit mündliche Recitation aus dem Gedächtniß und Vortrag oder Vorlesen der Manuskripte neben einander her gegangen, verschieden nach Ort und Personen. Allmählig hat es das Vorlesen davon getragen: wie bald, das wissen wir nicht. Ich meinesteils bin geneigt, das Überwiegen des Vorlesens sehr früh anzusetzen, weil ich glaube, daß auch die höfischen Epen nur durch sehr kurze Zeit werden abschnittweise aus dem Gedächtniß recitiert worden sein, daß aber die Deklamatoren der Volksepik rasch dem Beispiele des Überganges zum Vorlesen werden gefolgt sein. Höchstens die Verschiedenheit des Publikums kann da noch in Betracht kommen: wenn nämlich die Qualität der Zuhörerschaft sich änderte, von den Kreisen der Höfe und des Adels hin zu Bauern und Bürgern, so mag in den tieferen Schichten freier Vortrag noch beliebter gewesen sein als Vorlesen (vgl. Lachmann, Kl. Schr. 1, 471). Aber das ist ganz unsicher und die Überlieferung der mhd. Epen aus der Heldensage lehrt meines Erachtens, daß durch das 13. Jh. hin großenteils nur noch mit schriftlicher Verbreitung und Vorlesen zu rechnen ist. Selbst in der bekannten Stelle des Marners (Strauch XV, 261 ff.), die ja mit den Worten: *der sibende wolde eteswaz Heimen ald hern Witchen sturm* vielleicht auch

die Existenz eines Liedes von Alpharts Tod bezeugt, ist es zweifelhaft, ob durch den Eingang *sing ich dien liuten mîniu liet* nicht gerade der Unterschied zwischen dem Gesang des Marners und den Stoffen der Vorträge, die er darnach aufzählt, bezeichnet werden soll (anders Lachmann, Kl. Schr. 1, 469). Weil sich das aber so verhält, hat man kein Recht, anzunehmen, daß Armut an Cäsurreimen auf das höhere Alter einer volkstümlichen Dichtung, größere Fülle an Cäsurreimen auf spätere Abfassungszeit oder auf Überarbeitung schließen lasse; auch innerhalb eines Werkes dürfte ein Mehr oder Minder von Cäsurreimen nicht als Kennzeichen für echt oder unecht angerufen werden. Denn sobald einmal die Tendenz, durch Einführung der Cäsurreime in die Strophen (gewiß oftmals gleichzeitig mit ihrer Entstehung) die Form der Volksdichtung der des höfischen Epos anzuähnlichen, vorhanden war, sind die Unterschiede zwischen größerem und geringerem Eifer dafür ganz individuell: es kann um 1190 Jemand in einem strophischen Werk überall Cäsurreime durchgeführt, um 1210 Jemand anders sehr wenige angebracht haben. — Vgl. über die bis jetzt nicht geklärten Fragen nach der Vortragsweise altdeutscher Erzählungspoesie Lachmanns noch immer einzig autoritative Abhandlung 'Über Singen und Sagen', Kl. Schr. 1, 461—479), dann Scherer, Poetik S. 15 f. 131 ff., der sich dafür entscheidet, daß Nibelungen, Kudrun u. s. w. 'gesagt' wurden; wie weit er dabei noch Mitwirkung der Musik zuläßt, in welches Verhältniß er dieses 'Sagen' zum Lesen stellt, ist mir aus seinen Darlegungen nicht klar geworden.

Über die Kriterien, welche die Hauptstützen von Martins Athetesen im Alphart bilden, die Wiederholungen und Widersprüche der Erzählung, habe ich nur wenige

Worte zu bemerken. Kettner S. 22 ff. und 28 ff., Jiriczek S. 129—167 haben in für mich überzeugender Weise dargetan, daß in einer Reihe von Dichtungen, die schwerlich insgesammt als Überarbeitungen älterer Werke angesehen werden dürfen und jedesfalls als einheitliche vom Publikum aufgenommen wurden, Wiederholungen und Widersprüche derselben Art wie beim Alphart vorkommen. Martin hat gegen die von Jiriczek beigebrachten Beispiele Beitr. 16, 472 f. Einwendungen erhoben und schon früher (1889) Anz. f. d. Altert. 15, 379 f. gegen Heinzel (ebenda S. 176) geltend gemacht, daß 'Umarbeiter, Überarbeiter älterer Gedichte, den Blick beschränkt auf den kleinen Theil der Erzählung, der sie gerade beschäftigt, ihre Zusätze oder Abänderungen in Widerspruch setzen können mit der übrigen Erzählung, zumal wenn sie, weit später als der ursprüngliche Dichter lebend, dessen Sagenkenntniß nicht besitzen.' Das scheint mir nicht zutreffend: gerade das klassische Beispiel des Verhältnisses der Nibelungenhs. C zu A belehrt uns, daß ein Bearbeiter allerdings eine große Anzahl wichtiger Widersprüche beseitigen konnte, freilich, indem er wieder neue kleinere Unebenheiten durch seine kurzsichtigen Änderungen in das Werk brachte. Wenn jedoch Martin weiter behauptet: 'Aber dem ursprünglichen Dichter eines Liedes oder einer Erzählung darf man eine solche Verwirrtheit nicht zutrauen, ohne ihm den Namen eines Dichters abzusprechen', so wird er das, meine ich, nach der Abhandlung von Jellinek und Kraus 'Widersprüche in Kunstdichtungen' (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1893, S. 673—716) selbst nicht mehr aufrecht erhalten. (Vgl. auch noch Scherer, Poetik S. 157 f.) Allerdings scheint mir durch diese wertvolle und lehrreiche Beispielsammlung das ganze Problem

nicht gelöst, sondern nur noch interessanter gemacht zu sein. Denn sofort erhebt sich die Frage: unterscheiden sich Volkspoesie und Kunstpoesie nach dem Maße der Zulassung von Wiederholungen und Widersprüchen? Wenn es wahr ist, was Scherer behauptet (Poetik S. 132 ff., vgl. Arnold E. Berger's hübschen Aufsatz 'Volksdichtung und Kunstdichtung' in 'Nord und Süd' 1894 S. 76 ff.) und was ich auch glaube, daß der Unterschied zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie, so weit er überhaupt richtig sei, auf den zwischen ungeschriebener und geschriebener Poesie zurückgehe, so eröffnet sich uns vielleicht noch ein Weg, diesen Schwierigkeiten beizukommen. Es müßte zunächst durch Beobachtung von Thatsachen an sicheren Stücken festgestellt werden, welche Arten von Wiederholungen in den beiden Klassen der Dichtung sich wirklich finden (einiges Material ist bereits vorhanden), daraus ließen sich dann neue Kriterien schaffen. Ja man wird überhaupt noch des weiteren überlegen müssen, welche Unterschiede des Stiles und der Technik die beiden Gattungen der mündlich und der schriftlich überlieferten Poesie aufweisen. Bin ich recht, so ist der Dichter, der für Zuhörer schafft, viel mehr auf die Mitwirkung der Phantasie seines Publikums angewiesen als einer, der für Leser schreibt. Jener wird besonders mit starken andeutenden Strichen arbeiten, deren Ergänzung er der selbsttätigen Bildkraft seiner Hörer überlassen darf; dieser wird für das Auge seiner Leser mehr Einzelnheiten der Beschreibung aufhäufen müssen. Die derberen Linien einer Situation, eines Vorganges, welche sich im Gedächtniß des Hörers festsetzen, werden nicht leicht gestört werden dürfen; kleinere Unterschiede der Auffassung werden hingegen dem Hörer, der sich das Bild immer selbst auszumalen hat, eher entgehen. Um-

gekehrt übersieht der Leser, dessen Blick an den Einzelnheiten haftet und dessen Phantasie durch die Wortbilder des Dichters stärker gebunden ist, gröbere Widersprüche, wenn sie nur weit genug von einander abstehen, leichter als Differenzen in Détails, die neben einander liegen. Auch das Zeitmaß der Aufnahme eines Werkes durch Hörer und Leser ist sehr verschieden, und daraus ergeben sich wieder neue Bedingungen des dichterischen Schaffens. Was man auf einmal hören kann, war in alter Zeit gewiß nicht viel (anders in unserem Theater); was man auf einmal zu lesen im stande ist, das läßt sich schwer begrenzen. Auch dieser Unterschied wird für die Beurteilung der Wiederholungen und Widersprüche bedeutend sein. Weil ferner die weniger bestimmte Ausdrucksweise der Dichtung, welche auf Hörer berechnet wird, sich leicht zu Formeln verdichtet, feste Beiwörter u. dgl. sich bilden, die zur Variation und Wiederholung neigen, so wird an sich schon die ungeschriebene Poesie Wiederholungen eher vertragen. Ganz abgesehen davon, daß bei ihr, wie bei der geschriebenen Poesie, die Wiederholungen auch durch Notwendigkeit erzwungen oder bestimmter Wirkungen halber beabsichtigt sein können. Formeln überhaupt, auch wiederholte Formeln, werden in mündlich verbreiteter Dichtung schon deßhalb viel häufiger sein, weil sie bei den stark von Dichter und Hörer empfundenen Rhythmen dieser Art ihre ganz festen Plätze im Verse haben werden; geschriebene Poesie wird stumpf und gleichgiltig wider die strengen und feinen Forderungen des Metrums, sie läßt demgemäß die Formeln ihre Stellen leichter wechseln, läßt sie eher variieren und gelangt so schon, ohne Rücksicht auf ihre reichere Ausmalung, dazu die Zahl der Formeln zu vermindern und sie durch

individualisierte Ausdrücke zu ersetzen. — Doch das sind alles vorläufig noch theoretische Erwägungen und für das vorliegende Problem des Alphart, der wol ohne Zweifel schon der geschriebenen und gelesenen Poesie angehört, ohne sonderlichen Wert.

Im Folgenden lege ich noch einige Bemerkungen zu Martins Kritik des Alphart vor, aber nur zu solchen Stellen, wo meine Auffassung von der meiner Vorgänger, besonders von Jiriczek abweicht, oder mein Urteil auf andere Gründe sich stützt.

Die Argumentation Martins (Einl. S. XV) in Bezug auf die Eingangsstrophen scheint mir nicht glücklich. Es mußte doch irgendwo gesagt werden, daß Ermenrich einen Boten an Dietrich sante, und zwar Heime. Wenn das nun hier geschieht und zwar in einer solchen Weise, daß die Stellung Ermenrichs und Heimes zugleich genauer bestimmt wird, so kann man doch nicht behaupten, dieses Gespräch habe für das Gedicht keine Bedeutung. Sieht sich doch Martin im Falle der Athetese der ersten vier Strophen genötigt anzunehmen, im verlorenen Anfange des Gedichtes werde der Inhalt der von Heime überbrachten Botschaft kurz erwähnt worden sein; was berechtigt zu dieser Vermutung?

6 ist doch gewiß eine schlechte Strophe, in der dreimal *Heime* vorkommt.

7 zählt Dietrich keine Woltaten auf, er erinnert darin Heime, daß er in seiner Jugend von ihm angegriffen worden sei und ihn besiegt habe. In Folge dessen habe Heime (8) gelobt, ihm zu dienen. 10 ist allerdings Wiederholung gegenüber 8, denn *gedienet* 10, 4 greift auf 8, 1 zurück; aber, weßhalb nicht? und könnte nicht bei

leidenschaftlicher Mahnung Jemand seinen Zuspruch wiederholen?

Bei der Athetese von 13—16 (Einl. S. XVI) kommt in Betracht, daß 17 nicht auf 12 folgen darf. Wenn auch Jemand durch mehrere Strophen fortsprechen kann, so müssen diese doch überleitend verbunden werden: das geschieht hier nicht. Man müßte den Eingang von 17 stärker ändern als Martin will, um die Verbindung zu ermöglichen. Aber auch dann wären 12 und 17 unmittelbar nach einander nicht wol zu denken. Denn 12 erwähnt schon den Treubruch durch künftige Handlungen, 17 erst nachträglich das Übernehmen der Botschaft. 12, 3 hat erst 13 ff. hervorgerufen. Das kann leicht eine wolbeabsichtigte Ausführung für diejenigen sein, die das Thema des Gedichtes noch nicht kennen. An sich kommt ja dem Stoff in alter Zeit eine andere Bedeutung zu als heute.

18—24. 26. 28—30 wegzulassen, ist unmöglich, der Rest wäre nicht zu verstehen: weder 25 noch 27 noch 31. Sind doch 27 und 31 nach einander kaum denkbar. Bisweilen verfährt Martin bei seinen Athetesen so, als ob der Inhalt des Getilgten doch noch da wäre. Es ist hier schon zu sehen, daß durch die Athetesen der Stil des Gedichtes ganz ungleich wird, bald knapper, bald reichlicher. — 18 hat Cäsurreime im 3. 4. Vers, 19 im 1. 2.

38, 1 ist *seite* (statt *sagte)* zu schreiben, in *sat* der Hs. ist *a* aus *ei* verlesen.

43 ist geradezu durch 42 gefordert, wo wäre denn sonst die Szene zu Ende? Daß Heime erst 44 um Geleit bittet, ist nach der Auffassung des Dichters in Ordnung, er braucht es erst jenseits der Brücke und erhält es nach einem guten Schlusse der Unterredung. — 43, 2 l. *verzige* (statt *verkür)*, Hs. *verze;* ähnlich bietet 84, 2 die Hs. *zehe* für *zîhe*.

44—71 scheidet Martin aus und sondert dabei wieder zwischen den Schichten der Interpolationen. Dabei sind wol die äußeren Zeichen besonders einflußreich gewesen, denn sonst möchte ich diese Strophen nicht missen. Es mußte doch irgendwo erzählt werden, daß Heime seine Botschaft ausgerichtet und wie der Kaiser sie aufgenommen hat. Mit diesen Athetesen ist das Gedicht meiner Ansicht nach unmöglich. Martin sagt (Einl. S. XVI): 'Diese Interpolation (45 u. a.) hatte hauptsächlich den Zweck durch Aussendung des Herzogs Wülfing den ersten Kampf Alpharts vorzubereiten.' Aber das war ja gar nicht zu entbehren: fehlen diese Strophen, so ist das Auftreten des Herzog Wülfing nicht zu begreifen. Was für ein Dichter wäre das, der erzählte, ohne vorzubereiten?

Einl. S. XVII. Ich halte es für unrichtig, daß Str. 119 sich mit 144 gut zusammenschließe. Da müßte Alphart von Dietrichs Burg aus, von der erst acht Klafter entfernt ist, Wülfing und die Seinen haben heranziehen sehen. An sich ist Hildebrands Versuch sehr wol berechtigt, da Alphart seine erste Ausfahrt unternimmt. Daß Alphart die Warte bezieht, ist für einen unerprobten jungen Mann ein ungeheures Wagniß, dessen übler Ausgang Dietrich sehr schaden kann. Die Episoden entspricht der Auffassung, die das spätere Epos von dem Verhältniß zwischen dem Waffenmeister und dem Zögling besitzt: schon der Hildebrand des Biterolf, vielmehr der aus den Rosengärten konnte durchaus so handeln. — Martin legt noch Beitr. 16, 473 f. besonderen Wert darauf, daß in dem Abschnitte 120—143 unter den 24 Strophen sich 18 mit Cäsurreimen finden, aber die Tabelle von Jiriczek (ebenda, zwischen S. 116 und 117) weist deutlich aus, daß Martin verschiedene Male ein-

zelne Strophen mit Cäsurreimen aus ebenso dichten Gruppen von Strophen dieser Art für echt gehalten hat: welchen Wert kann dieses Kriterium also noch für ihn haben?

139, 4 ist *mit gewalde* sachlich passend.

162, 2—164, 1 wie es Alphart möglich wurde, die vielen Feinde zu besiegen, das gehört zur Sache und muß beschrieben werden.

177 wird von Martin zum Teil deßhalb beanstandet, weil dann vergessen wäre zu erzählen, daß Alphart auf die Walstatt zurückgeritten ist. Hier verlangt also Martin eine Deutlichkeit, die er anderwärts als Breite tadelt.

185, 4 *von dem sint zwêne und sibenzic ûf der grüenen heide gelegen?*

Die Antwort auf 187 besteht eben in der Ankündigung von Alpharts persönlichem Erscheinen. 191 enthält keinen Widerspruch gegen 180. Nur 188 wird davon gesprochen, daß Alphart reitet und kommen werde; übrigens ist 188 defekt (vielleicht war das Reimwort in 2 *gemeit*, er freut sich seines Sieges). 192 stimmt mit 180. — In den folgenden Strophen und noch sonst mehrmals machen Martins Herstellungen den Text älter als er uns nach der Überlieferung erscheint.

194, 1 wird nach *Hildengrîn* wol Komma gesetzt werden müssen.

Den Übergang der Pronomina von 216 auf 219 empfinde ich als viel härter denn von 216 auf 217. In 216 wird das Treueverhältniß zu Dietrich besprochen, das auch Alphart hält, daher konnte 217, 1 *Dir* leicht an die Spitze des Satzes treten.

224, 3 l. *ich hân bî allen zîten von kindlîchen tagen.* — Die Wiederholung 225, 3 ist gewöhnlich.

226. Wie kann man sich Formeln von der Art entlehnt denken? Überdieß, wenn Martin hier und anderwärts Entlehnung in früheren Strophen aus späteren postuliert, so ist das doch wol nur anzunehmen, so lange die Überlieferung mündlich ist. Andere Interpolationen, die Martins Kritik vermutet, setzen schriftliche Überlieferung voraus (z. B. 278 ff.). Das wären also zwei verschiedene Stadien. Daß unser Alphart einen Zustand mündlicher Überlieferung durchgemacht habe, dafür gebricht es uns an einem Beweis.

Der Ausfall von 14 Strophen nach 246 belehrt uns wie weitläufig die Darstellung war, denn es ist 247 ein wesentlicher Fortschritt der Handlung nicht zu merken.

248, 3 f. äußert eine sehr starke Selbstüberschätzung; es wird sich darnach schwer rechtfertigen lassen, andere Strophen zu tilgen, in denen Alphart nach unserer Auffassung prahlt.

250, 4 *oder ich wil dem keiser ze einem phande bestân?*

Sühne nach Witeges Sinn ist schon 257. Es ist ja die Strophe 263 gar nicht möglich, wenn 260 fehlt. Ebenso verhalten sich 267, 3 und 266, 3.

272, 1 *er sluoc in zeinem beine?* Vielleicht ist dann *und wolt in geschedeget hân* eine Bezeichnung der von Witege verwirkten Strafe.

276, 2 *des suln iuch verklagen?*

283, 1 ist wol nur möglich, wenn eine längere Rede Witiges voran gegangen ist, nicht unmittelbar nach 280, 4. — An verschiedenen Stellen scheint es fast, als ob Martin Strophen bloß deßhalb für alt und echt hielte, weil sie schön sind.

Wie kann 303, 1 stehen, ohne daß vorher von dem niederströmenden Blute die Rede war? — Martins ganze

Beweisführung über die Interpolationen zwischen 284 und 305 scheint mir nicht haltbar. Ohne die schweren Kämpfe, die in den interpolierten Strophen beschrieben werden, wäre ja die Untreue, gegen welche sich Heime bis zum äußersten sträubt, gar nicht eingetreten. Erst als sie sich überzeugen, und das geschieht eben nur durch die Vorgänge in den unechten Strophen, daß sie sonst beide jedesfalls dem jungen Helden unterliegen, greifen sie Alphart tückisch an.

314, 3 *der mich wolt ê vertrîben durch den keiser Ermenrich?*



BLATTWEISER.

I.

VERZEICHNISS
DER
BESPROCHENEN UND ERWÄHNTEN STELLEN.

1. DIE NIBELUNGEN.

Str.	S.	Str.	S.	Str.	S.
1988, 2	8	2102, 1	5	2163, 4	7
1992, 1	5	2103, 1	7	2167, 3	8
2033, 2	6	2114, 1	4	2182, 1	4
2042, 1	4	2120, 1	4	2182, 2	8
2049, 3	6	2121, 1	5	2195, 4	6
2053, 1	5	2124, 1	4	2204, 1	5
2059, 3	4	2127, 2	6	2248, 4	8
2069, 2	7	2129, 1	4	2256, 3	7
2087, 3	7	2132, 1	4	2258, 1	7
2090, 1	5	2136, 1	5	2275, 1	4
2090, 3	6	2136, 4	6	2279, 1	5
2090, 4	6	2137, 3	6	2299, 4	5
2091, 1	7	2139, 4	5	2308, 3	5
2091, 4	4 7	2142, 1	4	2308, 4	8

2. DIE KLAGE.

V.	S.	V.	S.	V.	S.
10a	98	247b	87	381b	59
19b	86	263b	72	424b	62
22b	98	271b	60	428b	80
27a	61	276 ff.	69 86	437b	62
50	86	277a	61	466b	72
51b	87	284a	70	477b	61
96b	88	285a	79 98	477 ff.	62 88
98b	88	287b	71	483a	72
103b	59	289b	71	485 ff.	61
108b	86	290a	71	499b	73
113b	87	290b	71	517b	61 72
115	86	290 ff.	61	517 ff.	88
117	86	291b	71	533a	73
131	86	292b	71	534b	86
138a	61	296 ff.	72	539b	86
144b	87	297b	82	557b	88
150b	72	299b	82	605	86
155a	86	300a	82	625b	61 86
160	86	300b	82	625 ff.	73
245b	60 87	327b	80	627 ff.	74

3. KUDRUN.

4. ALPHARTS TOD.

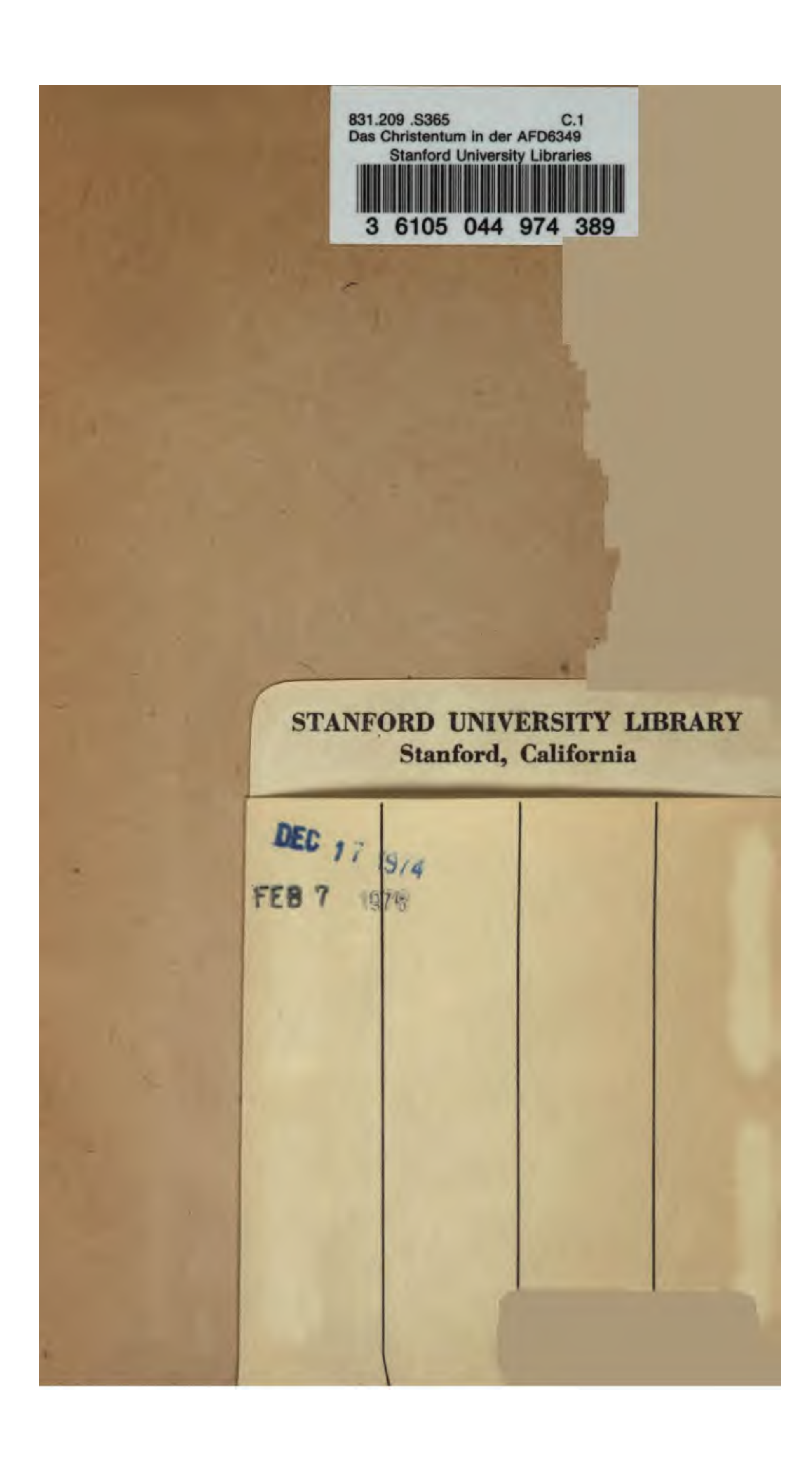
II.

SACHENVERZEICHNISS.

Quid igitur Tibi in hoc genere tentationis, Domine, confiteor? quid, nisi delectari me laudibus, sed amplius ipsa veritate quam laudibus? nam si mihi proponatur, utrum malim furens aut in omnibus rebus errans ab omnibus hominibus laudari; an constans et in veritate certissimus ab omnibus vituperari — video quid eligam. verumtamen nollem ut vel augeret mihi gaudium cujuslibet boni mei suffragatio oris alieni. sed auget, fateor, non solum, sed et vituperatio minuit. et cum ista miseria mea perturbor, subintrat mihi excusatio, quae qualis sit, Tu scis, Deus: nam me incertum facit.

S. Augustinus, Confessiones, Lib. X. Cap. XXXVII.




831.209 .S365 C.1
Das Christentum in der AFD6349
Stanford University Libraries
3 6105 044 974 389
STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California
DEC 17 1974
FEB 7 1978

